

dtv Henning Mankell Die rote Antilope Roman 	Henning Mankell Die rote Antilope scanned by unknown corrected by ut
Dies ist die Geschichte von Molo, dem schwarzen Kind, das im 19. Jahrhundert von einem wohlmeinenden Weißen nach Schweden gebracht wird und sich dort nach seiner afrikanischen Heimat zu Tode sehnt.	

ISBN 342313075X

Originalausgabe: »Vindens son«

Aus dem Schwedischen von Verena Reichel

Mai 2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © Das Fotoarchiv/John Launois

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Im Jahre 1877 findet der schwedische Forschungsreisende Hans Bengler am Rande der Kalahariwüste einen verwaisten Eingeborenenjungen und beschließt, für ihn zu sorgen. Dazu muß er ihn nach Europa mitnehmen. Doch obwohl Daniel (der eigentlich Molo heißt) die schwedische Sprache rasch versteht, wird er sich in diesem kalten Land nie heimisch fühlen. Er muß Schuhe tragen, an Türen klopfen und sich pausenlos anstarren lassen: die meisten Schweden haben nie zuvor einen Schwarzen gesehen. Als sein Ziehvater mit dem Gesetz in Konflikt gerät, kommt Daniel zu einem kinderlosen Bauernpaar, wo man ihn zum Christentum bekehren will. Angeregt durch die biblische Geschichte, beschließt er zu lernen, wie Jesus auf dem Wasser zu gehen, um über das Meer nach Afrika zurückzukehren. Doch diese Sehnsucht wird ihm zum Verhängnis. - »Es ist ein Buch, das einen mit abgrundtiefer Traurigkeit erfüllt und zugleich eines, das man nicht aus der Hand legen kann.« (Susanne Mayer in der ›Zeit‹)

Autor

Henning Mankell, geboren 1948 in Härjedalen, ist einer der angesehensten und meistgelesenen schwedischen Schriftsteller. Er lebt als Regisseur und Autor in Maputo/Mosambik. Für seine Bücher wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem von der Schwedischen Akademie für Kriminalliteratur. Mit Kurt Wallander schuf er einen der weltweit beliebtesten Kommissare.

Zur Erinnerung an Jan Bergman

PROLOG

SCHONEN 1878

Die Krähen zankten sich. Sie tauchten hinab in den Lehm, rissen sich wieder empor, und ihr Gezeter tönte schneidend durch den Wind. Es hatte lange geregnet, in diesem Augustmonat 1878. Die Unruhe der Krähen kündigte den Herbst an und einen langen, strengen Winter. Aber einer von den Kättern, die zum Schloß Kågeholm gleich nordwestlich von Tomelilla gehörten, wunderte sich über die Krähen. An ihrer Unruhe war etwas, das er nicht kannte. Und Krähenschwärme hatte er schon sein ganzes Leben lang gesehen. Spät am Nachmittag ging er an einem Graben entlang, der mit Wasser gefüllt war. Fast bis zuletzt blieben die Krähen sitzen. Aber als er zu nahe kam, verstummten sie und flatterten weg. Und er, der gekommen war, um zu sehen, was die Unrast der Vögel verursachte, entdeckte sofort, was es war. Da lag ein totes Mädchen, zur Hälfte unter einem Reisighaufen begraben.

Im selben Moment begriff er, daß das Mädchen ermordet worden war. Jemand hatte auf ihren Körper eingestochen und ihr die Kehle durchgeschnitten. Aber als er sich nah zu ihrem Gesicht beugte, bemerkte er etwas Eigentümliches. Etwas, das ihn mehr erschreckte als die durchschnittene Kehle. Derjenige, der sie getötet hatte, hatte sie mit Lehm erstickt, ihn ihr in Rachen und Nasenlöcher gestopft. So fest hatte er gepreßt, daß das Nasenbein gebrochen war. Das Mädchen mußte einen qualvollen Tod erlitten haben.

Er lief denselben Weg zurück, den er gekommen war. Da es sich offensichtlich um Mord handelte, forderte der Polizist Landkvist in Tomelilla Hilfe von der Kriminalpolizei in Malmö an.

Das tote Mädchen hieß Sanna Sörensdotter und galt bei allen,

einschließlich des Dorfpfarrers David Hallén, als zurückgeblieben. Als man sie fand, hatte man sie in ihrem Elternhaus in Kverrestad bereits seit drei Tagen vermißt.

Dem Arzt zufolge, der den Körper untersuchte, Doktor Madsen aus Simrishamn, war sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinem sexuellen Übergriff ausgesetzt gewesen. Da sich der Körper bereits in Verwesung befand und die Krähen ihn stark entstellt hatten, mußte er sich jedoch vorbehalten, daß die Wahrheit auch eine andere sein könnte.

Es gingen viele Gerüchte über den möglichen Mörder um. Ein besonders hartnäckiges lautete, in der Gegend sei ein polnischer Seemann gesehen worden, kurz bevor Sanna Sörensdotter aus ihrem Elternhaus verschwunden war. Obwohl die Fahndung landesweit ausgeschrieben war, und außerdem sogar in Dänemark, wurde der Mann nie gefunden.

Der Mörder befand sich auf freiem Fuß. Er allein wußte, was er getan hatte. Und weshalb.

TEIL 1

DIE WÜSTE

2

Er war schon sehr lange in der glühenden Hitze unterwegs. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatte ihn mehrmals heftiger Schwindel befallen, und er hatte geglaubt, er müsse sterben. Das hatte ihn mit Furcht erfüllt, oder vielleicht war es eher Raserei, und er hatte sich wütend weiter vorangekämpft. Die Wüste war endlos. Er wollte nicht sterben, noch nicht, und er hatte Amos, den fetten Neka und die anderen schwarzen Männer angetrieben, die er in Kapstadt gedungen hatte und die seine drei Ochsen mit dem Wagen führten, auf dem sein ganzes Leben verpackt und mit Stricken befestigt war. Irgendwo vor ihnen, tief drinnen in der gleißenden Hitze, lag eine Handelsstation, und hätte er diese erst erreicht, würde alles gut werden. Er würde nicht sterben. Er würde weiter nach seinen Insekten suchen, nach dieser verdammten Fliege forschen, die keiner vor ihm entdeckt hatte und der er seinen Namen würde geben können, *Musca bengleriensis*. Er konnte jetzt nicht aufgeben. Er hatte sein ganzes Leben in diese Jagd auf eine unbekannte Fliege investiert. Und so war er weitergelaufen, und der Sand und die Sonne hatten sich wie Messer in sein Bewußtsein gebohrt.

Vor zwei Jahren hatte er in seinem Studentenzimmer in der Prästgatan in Lund gesessen und draußen die Hufe der Pferde übers Pflaster klappern hören, während er eine unvollständige deutsche Karte der Kalahariwüste studierte. Sein Finger war an der Küste von Deutsch-Südwestafrika entlanggefahren, hatte sich in nördlicher Richtung bewegt, bis zur Grenze von Angola, dann nach Süden zum Land der Buren, und schließlich ins Innere, ins Zentrum von Südafrika, das keinen Namen hatte.

Damals, 1874, war er 27 Jahre alt, und er hatte bereits jeden Gedanken daran aufgegeben, sein Studium zu Ende zu bringen und ein Universitätsexamen abzulegen. Als er von der Kathedralschule in Växjö nach Lund gekommen war, hatte er erst vorgehabt, Arzt zu werden, aber bereits beim ersten Besuch in der Anatomie war er ohnmächtig geworden und umgefallen wie ein schwerer Baum. Der Seminarleiter, Professor Enander, hatte, bevor die Türen des Anatomischen Theaters geöffnet wurden, ausführlich berichtet, sie würden jetzt eine Herumtreiberin obduzieren, eine unverheiratete Frau, die in einem Kopenhagener Bordell im Suff zu Tode gekommen sei und die man in einem Sarg wieder nach Schweden transportiert habe. Eine Mamsell Andersson aus Kivik, die der Sünde verfallen sei und schon mit fünfzehn ein uneheliches Kind geboren habe. Sie habe ihr Glück in Kopenhagen gesucht, wo sie nichts anderes erwartet habe als Unglück. Er erinnerte sich an die fast lüsterne Verachtung, die Professor Enanders Einführung prägte.

- Wir werden einen Leichnam aufschneiden, der schon zu Lebzeiten ein Kadaver war. Einen Hurenkadaver aus Österlen.

Danach waren sie geschlossen in das Anatomische Theater eingezogen, sieben Kandidaten der Medizin, lauter Männer, einer so bleich wie der andere, und anschließend hatte Professor Enander angefangen, den Bauch aufzuschneiden. Da war er in Ohnmacht gefallen. Er hatte sich den Kopf an einer der harten Stahlkanten des Obduktionstisches aufgeschlagen, davon war ihm ein Mal geblieben, eine Narbe gleich über dem rechten Auge.

Daraufhin hatte er alle Gedanken an eine medizinische Karriere aufgegeben und erwogen, zum Militär zu gehen, hatte aber nur ein sinnloses Ritual von marschierenden und schreienden jungen Männern vor sich gesehen. Er hatte mit der Philosophie geliebäugelt und mitunter überlegt, ob er Pfarrer werden sollte, wenn er mit den Kommilitonen zusammensaß

und trank, aber es gab keinen Gott, und schließlich war er bei den Insekten gelandet.

Er konnte sich noch genau an diesen frühen Sommermorgen erinnern. Er war mit einem Ruck aufgewacht, als hätte ihn etwas gestochen, und als er das Fenster öffnete, hatte der Gestank von der Straße ihm Übelkeit verursacht. Als wäre er einer plötzlichen Gefahr ausgesetzt, hatte er sich hastig angezogen, seinen Spazierstock genommen und war stadtauswärts gewandert, in Richtung Staffanstorp. Unterwegs war er müde geworden, war von der Straße abgewichen und hatte sich in den Schatten eines Baums gelegt, um sich auszuruhen und vielleicht ein wenig zu onanieren. Und als er da lag, ließ sich ein bunter Schmetterling auf seiner Hand nieder. Es war ein Zitronenfalter, aber er war noch etwas anderes gewesen als das. Das Farbenspiel auf den Flügeln, die sich langsam öffneten und schlossen, hatte sich immerzu verändert. Die Sonnenstrahlen, die durchs Laubwerk fielen, verwandelten das Gelb in Rot, in Blau, dann wieder in Gelb. Der Schmetterling hatte lange auf seiner Hand gesessen, als hätte er eine wichtige Botschaft für ihn, und dann, als er plötzlich aufgefliegen und verschwunden war, hatte er es gewußt.

Insekten.

Die Welt war voller Insekten. Die keinen Namen hatten, nicht katalogisiert waren. Insekten, die auf ihn warteten. Die darauf warteten, sortiert, beschrieben und klassifiziert zu werden. Er war nach Lund zurückgekehrt, hatte sich in der Botanik um die Zulassung beworben, und obwohl er schon ein älteres Semester war, hatte der Professor ihn freundlicherweise angenommen. Im Sommer hatte er sein Elternhaus in Småland besucht, wo der Vater als Rentner auf dem Familienhof außerhalb von Hovmantorp lebte. Seine Mutter war gestorben, als er fünfzehn

war, seine beiden Schwestern waren älter, und da beide verheiratet waren und im Ausland wohnten, in Berlin beziehungsweise Verona, war der Vater allein mit der alten Haushälterin zurückgeblieben.

Das Haus verfiel im gleichen Takt, wie sein Vater langsam dahinsiechte. In seiner Jugend hatte er sich in Paris die Syphilis zugezogen, und nun saß er jeden Sommer eingesperrt in einer Laube, allein auf einem Stuhl. Die Laube war so zurechtgestutzt, daß man durch ein Loch dicht über dem Boden hineinkriechen mußte. Im Herbst schloß sich der Vater in seinem Schlafzimmer ein und blieb das ganze Winterhalbjahr über im Bett, regungslos, an die Decke starrend, mit mahelnden Kiefern, bis die Frühlingswärme zurückkehrte. Der Großvater war mit seinen Finanzspekulationen während der Napoleonischen Kriege erfolgreich gewesen, noch immer war ein gewisses Kapital vorhanden, auch wenn es allmählich zusammengeschnitten war. Der Hof war bis unter das Dach mit Hypotheken belastet, und jedesmal, wenn er sein Elternhaus besuchte, wurde ihm aufs neue klar, daß er kein nennenswertes Erbe zu erwarten hatte. Nichts als diese monatlichen Zahlungen, die ihm das Überleben in Lund ermöglichten.

Sein Vater war nur ein Schatten. Er war nie etwas anderes gewesen. Trotzdem machte Bengler in diesem Sommer einen Besuch in Hovmantorp, um sich seinen Segen zu holen. Dahinter stand die vage Hoffnung, der Vater würde ihm für die Expedition, die er plante, eine gewisse finanzielle Unterstützung gewähren.

Außerdem, und das war das Wichtigste, sah er ein, daß es Zeit wäre, sich zu verabschieden. Sein Vater würde bald fort sein.

Von Växjö aus nahm ihn ein Handlungsreisender mit, der nach Lessebo wollte. Der Wagen war unbequem, die Straße war schlecht und der Pelz des Handlungsreisenden roch stark nach

Schimmel. Denn einen Pelz trug er, obwohl es Anfang Juni war, zwar noch nicht Hochsommer, aber schon ziemlich warm.

- Hovmantorp, sagte er nach einer Stunde. Das klingt schön. Aber es ist nichts dahinter.

Dann machten sie sich miteinander bekannt. Dazu war es am Vorabend nicht gekommen, als er ihn bei seinem Rundgang durch die Herbergen der kleinen Stadt angesprochen hatte, auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit.

- Hans Bengler.

Der Handlungsreisende überlegte einige Kilometer lang, ehe er antwortete.

- Das klingt nicht schwedisch, sagte er. Aber was ist schon schwedisch, außer endlosen Straßen durch ebenso endlose Wälder. Mein Name ist auch nicht schwedisch. Ich heiße Puttmansson, Natanael Puttmansson, und gehöre zum auserwählten und dennoch vertriebenen Volk. Ich verkaufe Bürsten und Hausmittel gegen Kinderlosigkeit und Gicht.

- Ein Teil ist wallonisch, erwiderte Hans Bengler. Ein anderer ist französisch. Einen Hugenotten gibt es auch in der Verwandtschaft, außerdem einen Finnen. Und einen französischen Rittmeister, der unter Napoleon diente und bei Austerlitz eine Kugel in die Stirn bekam. Aber der Name ist echt.

Sie rumpelten noch ein paar Kilometer dahin. Ein See glitzerte zwischen den Bäumen. Er ist nicht besonders Gesprächig, dachte Bengler. Große Wälder lassen die Leute entweder verstummen oder bringen sie dazu, endlos zu plappern. Ich bin dankbar, daß dieser Handlungsreisende, der nach Schimmel riecht, ein Mensch ist, der den Mund hält.

Dann starb das Pferd.

Es hielt mitten im Schritt inne, versuchte sich aufzubäumen,

als sei ihm plötzlich ein unsichtbarer Feind begegnet, und sank gleich darauf in sich zusammen. Der Handlungsreisende schien nicht erstaunt.

- Hereingelegt, sagte er nur. Jemand verkauft mir unter falschen Vorspiegelungen ein Pferd. Und das einzige, was ich niemals zu beurteilen gelernt habe, sind nun mal Pferde.

Sie trennten sich ohne große Umstände. Hans Bengler nahm seinen Rucksack und legte die letzte Meile nach Hovmantorp zu Fuß zurück. Da er nun ein Mensch war, der sich den Insekten widmete, blieb er mitunter stehen, studierte verschiedene Flügeltiere und bereitete sich auf die Begegnung mit dem Vater vor. Kurz bevor er Hovmantorp erreichte, fing es an zu regnen. Er suchte Unterschlupf in einer Scheune, onanierte eine Weile und dachte dabei an Matilda, die seine Hure war und in einem Bordell gleich nördlich vom Dom arbeitete. Es dauerte einige Stunden, bis die Regenwolken abzogen. Er saß da und betrachtete den dunklen Himmel, während er sein Glied trocknen ließ, dachte, die Wolken sähen aus wie eine Karawane, und überlegte, wie es sein würde, in einer Wüste zu leben, wo fast nie Regen fiel.

Weshalb hatte er sich eigentlich für die Wüste entschieden?

Das wußte er nicht. Als er angefangen hatte, die Karten zu studieren, hatte er zunächst an Südamerika gedacht. Aber die Bergketten schreckten ihn ab, weil ihm unwohl war, wenn er sich in großer Höhe aufhalten mußte. Den Turm des Doms zu besteigen, um bis hinaus zu den Feldern schauen zu können, hatte er nie gewagt. Allein bei dem Gedanken war ihm schwindlig geworden. In Frage kamen eigentlich nur die großen Ebenen im Reich der Mongolen, die arabischen Wüsten und die weißen Flecken im südwestlichen Afrika. Daß er sich schließlich für die Kalahari entschieden hatte, hing sicher mit der deutschen Sprache zusammen. Er sprach Deutsch, weil er ein paar Jahre zuvor mit einem Kommilitonen eine Fußwanderung gemacht hatte. Sie waren bis hinunter nach Tirol

gekommen. Dann hatte sein Reisegefährte plötzlich Fieber bekommen und war bald unter schweren Brechanfällen verstorben, und er selber war schleunigst nach Hause zurückgekehrt. Aber Deutsch hatte er gelernt.

Wie er da in der Scheune saß, sein Glied in der Hand, hatte er gedacht, er sei im Grunde ein Schüler, ausgesandt vom toten Meister Linné. Aber dann kam ihm der Gedanke, daß er eigentlich gar nicht dafür geeignet war. Er konnte Schmerzen schlecht ertragen, war nicht besonders kräftig, und oft fürchtete er sich vor lauten Geräuschen. Eine einzige Sache konnte ihm zum Vorteil gereichen, und das war sein Eigensinn. Eng mit dem Eigensinn verbunden war die Eitelkeit. Irgendwo würde er einen Schmetterling finden, oder vielleicht eine Fliege, die in den Katalogen der Botanik nicht vorkam, und er würde ihr seinen Namen geben.

Dann ging er nach Hause. Der Vater saß völlig durchnäßt in der Laube, als er durch die Hecke kroch. Die Kiefer mahlten, der Vater war jetzt verwittert, kahl, die Haut hing in losen Falten, und er erkannte seinen Sohn nicht. Es war ein lebender Leichnam, der da in der Laube saß, die Kiefer mahlten wie Mühlsteine ohne Korn, es knirschte in seinem Skelett, das Herz pumpte wie ein Blasebalg, und Bengler erschien seine Wallfahrt zum Haus der Kindheit nun wie das Eintreten in einen Alptraum. Trotzdem blieb er eine Weile sitzen und redete mit seinem geisteskranken Vater. Dann ging er hinauf ins Haus, wo die Haushälterin sich freute, ihn zu sehen, das war aber auch alles, und sie machte ihm das Bett in seinem alten Zimmer und bereitete einen Imbiß für ihn zu. Während sie geräuschvoll in der Küche hantierte, ging er durchs Haus und steckte alles Silber ein, was da herumlag. Er holte sich sein Erbe im voraus und begriff, daß er als ein sehr armer Insektenforscher in die afrikanische Wüste reisen würde.

Nachts lag er wach. Die Haushälterin holte den Vater gewöhnlich bei Sonnenuntergang herein und bettete ihn auf ein Sofa im Erdgeschoß. Irgendwann im Laufe der Nacht war er hinuntergegangen und hatte seinen Vater betrachtet. Selbst im Schlaf mahnten seine Kiefer weiter. Irgend etwas hatte Bengler plötzlich angerührt, eine Trauer, die ihn überraschte, und er war hingegangen und hatte dem Vater über den kahlen Kopf gestrichen. In diesem Moment, mit dieser Berührung, hatte sich der Abschied vollzogen. Es war, als würde er bereits am Grab stehen und zusehen, wie man einen Sarg in die Erde senkte.

Anschließend hatte er wach gelegen und auf die Morgendämmerung gewartet. Es hatte keinen Inhalt in diesem Warten gegeben, keine Unruhe, keine Träume, als wäre sein Inneres eine glatte, kalte Felswand.

Er war aufgebrochen, ehe die Haushälterin aufgewacht war. Drei Tage später war er wieder in Lund. Schon in der ersten Woche war er über den Sund gefahren und hatte das Silber in Kopenhagen verkauft. Genau wie befürchtet, hatte er nicht viel Geld für das bekommen, was er anzubieten hatte. Das einzige, was Geld gebracht hatte, war eine Schnupftabakdose aus dem Besitz eines Verwandten, dem man bei Austerlitz das Gehirn weggeschossen hatte.

Im folgenden Jahr hatte er alles gelernt, was er jetzt über Insekten wußte. Der Professor war freundlich gewesen, und als dieser gefragt hatte, wieso ein älteres Semester sich plötzlich vom kleinsten Getier faszinieren ließ, hatte er nur geantwortet, das wisse er eigentlich selber nicht. Er hatte in den Sälen des biologischen Instituts farbige Tafeln und in Spiritus eingelegte Insekten studiert, die schwerelos in den stummen Regalen in

ihren Gläsern schwebten. Er hatte gelernt zu unterscheiden und zu identifizieren, hatte Flügel ausgerissen und Leiber aufgeschnitten. Gleichzeitig hatte er sich bemüht, etwas über Wüsten zu erfahren, über den afrikanischen Kontinent, der noch zu großen Teilen unbekannt war. Aber in Lund hatte es keinen Professor gegeben, der etwas über Wüsten wußte, und kaum einen, der sich mit Afrika auskannte. Er hatte alles gelesen, was er auftreiben konnte, und war mehrmals in Kopenhagen gewesen, um in Nyhavn Seeleute aufzusuchen, die nach Kapstadt oder Dakar gefahren waren und etwas über Afrika zu erzählen hatten.

Er hatte niemanden in seine Pläne eingeweiht, außer Matilda. Sie besuchte ihn jeden Donnerstag zwischen vier und sechs Uhr nachmittags. Außer daß sie miteinander schliefen, immer in der gleichen Stellung, sie auf ihm, wusch sie seine Hemden, und danach tranken sie Portwein und schwatzten. Matilda war neunzehn und aus Landskrona geflüchtet, nachdem ihr Vater erst versucht hatte, sie zu vergewaltigen, und anschließend, sie anzuzünden. Für kurze Zeit hatte sie als Dienstmädchen gearbeitet, bis sie die Schürze und die Unterwürfigkeit ablegte und den Weg ins Bordell fand. Sie war flachbrüstig, aber sanftmütig, und er hatte keine anderen Ansprüche an die Erotik, als daß sie sanftmütig sein sollte, weder qualvoll noch ekstatisch. Ihr erzählte er von der Reise, die er im folgenden Jahr anzutreten gedachte, zu Beginn des Frühlings, wenn es in Südafrika nicht zu warm war, wie er meinte. Sie hatte ihm zugehört, ohne ein anderes Interesse, als daß sie sich jetzt einen neuen Stammkunden suchen mußte.

Einmal hatte er ihr vorgeschlagen, sie solle mitkommen.

- Ich fahre nicht übers Meer, hatte sie erregt erwidert. Da stirbt man, sinkt auf den Boden und kommt nie wieder hoch.

Mehr war nicht gesagt worden.

Der Winter in Schonen war in diesem Jahr sehr mild. Anfang Mai brach Bengler aus der Prästgatan auf. Zu seinen wenigen Freunden hatte er gesagt, er würde sich auf eine kürzere Reise durch Europa begeben. Bald würde er wieder zurück sein.

Ein Fischerboot nahm ihn nach Kopenhagen mit. Drei Wochen lang wohnte er unter Seeleuten in einer billigen Herberge in Nyhavn. An einem Sonntag schaute er bei einer Enthauptung zu. Das Theater besuchte er nie, auch in die Museen ging er nicht. Er unterhielt sich mit den Seeleuten und wartete. Sein Gepäck hatte er auf ein Minimum reduziert. Alles fand in einer einfachen Kiste Platz, die er auf dem Dachboden des Hauses in der Prästgatan entdeckt hatte. Er hatte seine Karten, Tafeln und Bücher eingepackt. Mehrere Hemden, ein Paar Hosen zum Wechseln, Lederstiefel. In Kopenhagen hatte er sich einen Revolver und Munition gekauft. Das war alles. Sein Geld hatte er in Gold umgetauscht. Er trug es in einem Lederbeutel unter dem Hemd.

Außerdem hatte er sich die Haare sehr kurz geschnitten und angefangen, sich einen Bart stehen zu lassen. Und er wartete.

Am 23. Mai erfuhr er, daß ein englischer Schoner, »Der Fuchs«, von Helsingør nach Cardiff fahren würde, und dann weiter nach Kapstadt. Am selben Tag verließ er seine Herberge und nahm den Postwagen nach Helsingør. Er suchte den Kapitän des schwarz gestrichenen Schoners auf und erhielt die Erlaubnis, als Passagier mitzufahren. Eine eigene Kabine konnte er jedoch nicht bekommen. Für die Reise zahlte er ungefähr die Hälfte von dem Inhalt des Lederbeutels.

Am Abend des 25. Mai verließ »Der Fuchs« den Hafen von Helsingør. Er stand an der Reling und fühlte, wie auch in seinem Inneren eine Fahrt begann. Hinter dem Brustbein hatte er Masten, an denen Segel gehißt wurden. Etwas zog an ihm, als

wäre sein Herz mit einem Strick zusammengeschnürt gewesen. Plötzlich bekam er Lust, für einen Augenblick wieder zum Kind zu werden. Auf dem sauber gescheuerten Deck Seil zu hüpfen, zu plappern, zu kriechen, laufen zu lernen.

In dieser Nacht schlief er tief und fest.

Am folgenden Tag, in der Morgendämmerung, hatten sie Skagen schon passiert und befanden sich in einer anderen Welt.

Diese Welt war in dichten, kompakten Nebel gehüllt.

3

Auf dem Schiff wurde er von seinem Namen befreit. Man nannte ihn nie etwas anderes als den Passagier. Ohne daß er richtig wußte, wie ihm geschah, durchlief er ein Ritual, bei dem er seiner bisherigen Identität enthoben wurde. Er wurde der Passagier. Unter diesen bleichen, hart arbeitenden Menschen war er der einzige, der nichts anderes tat als zu reisen. Ohne Namen, ohne Vergangenheit, ohne etwas anderes als eine Kojen inmitten der Matrosen. Das war ihm nur recht. Als er seine Identität verlor, verschwand zugleich auch die Vergangenheit. Es war, als würde das salzige Wasser, das über die Reling spritzte, in sein Bewußtsein eindringen und alle schattenhaften Erinnerungen zerfressen, die er mit sich herumtrug. Die mahelnden Kiefer des Vaters verblaßten, Matilda wurde zu einer undeutlichen Silhouette und das Haus in Hovmantorp zur Ruine. Von seiner Mutter und den beiden Schwestern blieb nichts, nicht einmal die Erinnerung an ihre Stimmen. Als er sich in den Passagier verwandelte, entdeckte er zum ersten Mal, daß etwas existierte, wovon er zwar gehört, was er aber nie zuvor begriffen hatte. Freiheit.

Die Ankunft in Kapstadt sollte ihm als langgezogener, unwirklicher Traum in Erinnerung bleiben. Oder war es vielleicht eher das Ende eines Alptraums, der unmerklich in einen anderen überging? Noch ehe sie Cardiff erreichten, hatte sich gezeigt, daß der Kapitän, der Robertson hieß, an einer periodisch auftretenden Form von Wahnsinn litt. Wenn es wieder soweit war, kam er mit Messern in den Händen in die Mannschaftskajüte gerannt und stach wild um sich.

Man war gezwungen, ihn zu fesseln, und erst nach mehreren

Tagen, wenn er zu weinen anfang, ließ man ihn wieder frei. Bengler hatte erkannt, daß die Mannschaft ihm in großer Liebe zugetan war. Der Schoner war im Grunde eine schwimmende Kathedrale mit einer Gruppe von Jüngern, die bereit waren, ihrem Meister in den Tod zu folgen. Zwischen seinen periodischen Anfällen war Robertson sehr liebenswürdig und widmete seinem einsamen, schweigsamen Passagier viel Zeit und Aufmerksamkeit. Robertson war um die Vierzig, hatte angeheuert, als er neun war, mit sechzehn eine religiöse Krise durchgemacht und später, als er Kapitän wurde, ein unsichtbares Gewand angelegt, das eigentlich ein Talar war und keine Marineuniform. Seinem Passagier konnte er von vielen Seltsamkeiten auf dem afrikanischen Kontinent berichten. Die Wüste hatte er jedoch nie besucht. Sein Gesicht nahm einen abwesenden, beinahe traurigen Ausdruck an, wenn der Passagier ihm von seinen Plänen erzählte. Allerdings nicht die tiefste Wahrheit, jene von dem geheimnisvollen Schmetterling oder der Fliege, die seinen Namen tragen sollten. Aber von den Insekten, wie er sie katalogisieren, klassifizieren, identifizieren würde, dieses umfassende Ordnen, das notwendig war, damit ein Mensch ein anständiges Leben führen konnte.

Das Reden über die Wüste, über ihre Weiten aus Sand, hatte Robertson bedrückt.

- Im Sand kann man nicht einmal ertrinken, sagte Robertson.
- Aber auch am Sand kann man zugrunde gehen, widersprach der Passagier.

Robertson hatte ihn lange betrachtet, bevor er einen weiteren Kommentar abgab.

- Noch nie hat jemand Gott aus einem Sandkorn auferstehen sehen. Der Teufel dagegen hat zu gewissen Zeiten brennenden Sand aus seinem Maul gespielt.

Der Passagier hatte den Sand nie wieder erwähnt. Statt dessen hatte er Robertson dazu gebracht, von den schwarzen Menschen

zu erzählen, den kleinwüchsigen und den sehr großen, von Frauen, die sich Dung ins Haar schmierten, von wilden Tänzen, die nichts anderes waren als Schattenbilder erotischer Spiele. Und der Passagier hörte zu. Jeden Abend, ausgenommen während eines schweren Sturms in der Biskaya, hatte er sorgfältig notiert, was der Kapitän sagte. Nachdem er Robertson geholfen hatte, ein stark infiziertes Ohr zu säubern, hatte sich ihr Verhältnis noch vertieft. Als besondere Gunst, oder als würde ihm damit ein heiliges Sakrament zuteil, hatte Robertson ihn in den Gebrauch des Sextanten eingeweiht. Das Gefühl, das Schiff eher in sich zu tragen, als sich an Deck eines Schiffs zu befinden, verstärkte sich immer mehr. Jeden Morgen hißte er seine inneren Segel, je nach Stärke und Richtung des Windes. Abends, oder wenn sich ein Sturm zusammenbraute, beobachtete er die Matrosen beim Klettern in den Masten und traf in sich selbst die gleichen Vorkehrungen.

Am 22. Juni, als die Sonne gerade unterging, rief der Mann im Ausguck, es sei Land in Sicht. Robertson ließ das Schiff in dieser Nacht vor Anker treiben. In der Mannschaftskajüte herrschte eine eigentümliche Stille, als wagte keiner der Matrosen daran zu glauben, daß sie noch einmal eine Reise zum fernen schwarzen Kontinent überlebt hatten. Leise, als würden sie einander Geheimnisse anvertrauen, fingen sie an, die Tage zu planen, die sie an Land verbringen würden. Aufmerksam lauschte Bengler dem Flüstern, das die Kajüte erfüllte. Und es war wie eine gemurmelte Litanei, bei der zwei Dinge ständig wiederholt wurden. *Frauen und Bier, Frauen und Bier*. Nichts anderes. In der letzten Nacht auf dem Schiff versuchte er in seinen Gedanken all das zusammenzufügen, was er hinter sich gelassen hatte. Aber nicht einmal Matildas Gesicht konnte er sich vergegenwärtigen. Nichts war geblieben.

In der Morgendämmerung verabschiedete er sich von Robertson.

- Wir werden uns nicht wiedersehen, sagte Robertson. Ich spüre immer, wenn ich jemandem zum letzten Mal Lebewohl sage.

Es war, als würde Robertson das Todesurteil über ihn sprechen. Es empörte ihn, weil es ihm Angst machte. Konnte Robertson das sehen, was vor ihm lag, in das Unbekannte hineinblicken? Er weigerte sich zu glauben, daß dem so sei. Aber Robertson war einer der rätselhaftesten Menschen, die ihm je begegnet waren. Was war er wirklich? Ein verrückter Pfarrer oder ein durchgedrehter Kapitän? Oder ein Mensch, der tatsächlich die Gabe hatte zu sehen, auf wen der Tod schon wartete?

- Viel Glück, sagte Robertson und reichte ihm die Hand. Jeder hat seinen Weg zu gehen. Das ist nicht zu ändern.

Dann wurde er an Land gerudert. Der Tafelberg ragte, wie ein geköpfter Hals, hoch über der Stadt auf, die unter dem Berg eingeklemmt lag. Am Kai herrschte großes Gedränge, Menschen schrien und rempelten sich an, ein paar schwarze Männer mit Ringen in den Ohren fingen an, an seiner Kiste zu zerren, und er mußte sie mit den Fäusten verteidigen. Er sprach deutsch, aber keiner verstand ihn, rings um ihn her wurde nur englisch geredet. Robertson hatte ihm zwei Adressen gegeben, die von einer überwiegend läusefreien Herberge und die von einem alten englischen Lotsen, der aus unerfindlichen Gründen schwedischer und norwegischer Honorarkonsul in Kapstadt war. Als er sich mühsam zu der Herberge durchgefragt hatte, war er schweißgebadet. Die weiße Frau, der die Pension gehörte, schrie eine dicke Mulattin an, sie solle dem neuen Gast Wasser bringen. Und er trank und wußte sofort, daß etwas mit seinem Magen passieren würde. Er bekam ein Zimmer, in dem die Laken gemangelt waren, aber dennoch klamm. Alles schien feucht zu sein, die Dielen waren porös, und er legte sich aufs Bett und dachte: Jetzt bin ich also angekommen, und ich weiß überhaupt nicht, wo ich bin.

Am nächsten Tag, als er bereits mit der ersten Diarrhöe zu kämpfen hatte, suchte er den schwedisch-norwegischen Honorarkonsul auf. Dieser wohnte in einem weißen Haus an einer Straße, die sich in die Berge hochschraubte. Ein schwarzer Mann, dem die Zähne fehlten, ließ ihn ein, und er mußte zwei Stunden auf einem Holzchemel warten, bis Konsul Wackman aufgehört hatte zu schnarchen und sich erhoben und angekleidet hatte. Er hatte einen vollständig kahlen Schädel, keine Brauen und eigentümlich abstehende Ohren, die an Schwalbenflügel erinnerten. Seine Beine waren kurz, um den Bauch hatte er ein indisches Tuch gebunden, und an der nackten Brust hatten sich zwei Blutegel festgesaugt. Er überflog den Brief, den Robertson geschrieben hatte, und warf ihn dann von sich.

- Immer diese verrückten Schweden. Warum müssen sie ausgerechnet nach Afrika kommen? Was wir hier brauchen, sind Ingenieure. Erfahrene Leute, die praktische Probleme lösen können oder jede Menge Kraft haben, oder ein bißchen Kapital mitbringen. Aber nicht diese ganzen Verrückten, die entweder kommen, um die Heiden zu bekehren, oder um die Scheiße aufzusammeln, die die Elefanten fallen lassen. Und jetzt das. Insekten. Wer braucht schon Fliegen und Mücken in Katalogen?

Mit seinen Wurstfingern griff er nach einer kleinen Silberglocke und läutete. Ein schwarzer Diener, bis auf einen dünnen Lendenschurz unbekleidet, kam herein und kniete nieder.

- Was möchten Sie? fragte Wackman. Gin oder was sonst?

- Gin.

Der schwarze Mann verschwand. Draußen vor den Fenstern konnte Bengler sehen, daß jemand einen Geier an den Füßen aufgehängt hatte und mit einem Holzstock auf ihn einschlug.

Dann tranken sie.

- Ich habe vor, meinen Lebensunterhalt mit Straußen zu

verdienen, sagte der Passagier, der jetzt langsam seinen Namen wiederkehren fühlte. Er war dabei, wieder Hans Bengler aus Hovmantorp zu werden.

Wackman betrachtete ihn lange, bevor er antwortete.

- Na schön, Sie Narr, sagte er schließlich. Sie wollen Strauße jagen und die Federn für Damenhüte exportieren. Das wird sich kaum lohnen. Die Federn sind verfault, bevor das Schiff auch nur den Hafen verlassen hat.

Damit war das Gespräch beendet. Wackman ließ jedoch eine resignierte Freundlichkeit erkennen und versprach Hilfe bei der Beschaffung von Ochsen und einem Wagen sowie beim Anheuern einiger Ochsentreiber. Aber dann müsse er sehen, wie er allein zurechtkäme. Außerdem meinte Wackman, er täte gut daran, ein Testament zu hinterlegen. Falls es etwas zu erben gäbe. Oder wenigstens die Adresse eines Angehörigen, der erfahren sollte, daß die Gebeine des Verwandten jetzt an unbekanntem Ort in einer endlosen Wüste ruhten.

Sie sprachen weiter dem Gin zu. Er dachte an den milden Portwein, den er mit Matilda getrunken hatte. Diese Welt erschien ihm jetzt wie eine rätselhafte Luftspiegelung. Der rauhe Gin brannte in seinem Hals. Und Wackman erzählte stöhnend, als könnte er jeden Moment den Geist aufgeben, die merkwürdige Geschichte, wie er, aus Glasgow gebürtig, nach Kapstadt geraten war und hier nun als Bordellbesitzer lebte und außerdem die schwedisch-norwegische Union repräsentierte.

Seine Geschichte handelte von Bären und einer Lithographie, die er einmal als Jugendlicher in Glasgow im Schaufenster einer Buchhandlung gesehen hatte. »*Bärenjagd im Schwedischen Wermund*«. Dieses Bild hatte ihn nicht mehr losgelassen. Mit ungefähr zwanzig Jahren hatte er seine Pilgerfahrt unternommen und war mitten in einem furchtbaren Winter nach Karlstad gekommen. Mehrmals wäre er beinahe an dem Grauen

gestorben, das die Kälte in ihm hervorrief, nicht an der Kälte selbst. Einen lebenden Bären hatte er nie zu Gesicht bekommen, obgleich er sich mehr als zwei Monate in dieser entsetzlichen Kälte aufhielt. Wohl aber ein Bärenfell, bei einem pensionierten Artilleriehauptmann, der am Marktplatz von Karlstad wohnte. Danach hatte er Schweden Hals über Kopf verlassen und war auf sonderbaren Wegen nach Kapstadt gelangt, wo er sich für den Anblick des Bärenfells dankbar erweisen wollte, indem er es auf sich nahm, der Konsul dieses Landes und der Union zu sein.

Am späten Nachmittag waren beide Männer sturzbetrunken. Wackman ließ seinen Wagen vorfahren, und gemeinsam rollten sie die steile Straße hinab und machten vor dem flachen Zementgebäude halt, in dem er sein Bordell betrieb. In den niedrigen Räumen, in denen es stark nach unbekannten Gewürzen roch, schälten sich halbnackte schwarze Frauen aus dem Dunkel. Wackman verschwand, und plötzlich bemerkte Bengler, daß sich schwarze Schlangen um ihn ringelten: Frauenarme, Beine, Füße, Bäuche, und er trieb im Ginnebel dahin und wußte nicht, ob es Robertsons Schoner war, der langsam zum Meeresboden sank, oder das Schiff, das er in sich trug.

Am nächsten Tag wurde er in einem Zimmer auf dem Fußboden wach, neben seinem Kopf ein einsamer Schleier. Als er mühsam auf die Beine gekommen war, bemerkte er eine blaue Spinne, die in der Ecke zwischen zwei Wänden gerade ihr kunstvolles Netz webte. Er besann sich auf seinen Auftrag, ging durch das Bordell, in dem jetzt alle zu schlafen schienen, und fand Wackman vornüber auf einem altertümlichen Schaukelstuhl liegend. Obwohl sich der Konsul im Tiefschlaf befand, hatte er ihn offenbar erwartet. Als Bengler hinter ihm stand, fuhr er hoch.

- Ich benötige neun Tage, sagte er. Und alles an Bargeld oder Goldsand, was Sie in diesem Beutel haben, der Ihr Hemd ausbeult, das übrigens schmutzig ist und gewaschen gehört. Neun Tage, nicht mehr. Dann können Sie aufbrechen. Und ich werde Sie nicht wiedersehen. Aber einen Rat will ich Ihnen geben. Einen Rat für die Zukunft.

- Welchen?

- Das Pianoforte.

- Das Pianoforte?

- Ist in England groß in Mode. Wird sich über den Kontinent verbreiten. Die jungen Mamsellen spielen Piano. Schwarze und weiße Tasten. Für diese Pianos braucht man Tasten. Und für die Tasten braucht man Elfenbein.

Bengler begriff. Wackman meinte, er sollte sich der Elefantenjagd widmen.

- Ich bin wegen der kleinen Tiere hergekommen, erwiderte er. Nicht wegen der großen.

- Dann sind Sie selbst schuld. Dann sterben Sie halt, erwiderte Wackman. Niemand wird Sie vermissen, keiner wird sich an Sie erinnern.

Doch Wackman, der mit Vornamen Erasmus hieß, hielt sein Versprechen. Am neunten Tag war alles bereit. In Ermangelung eines Besseren hatte Bengler Wackman schließlich die Adresse der Haushälterin in Hovmantorp hinterlassen. Für den Fall, daß er sterben sollte. Sie sollte dem Vater den Brief zwischen die mahlenden Kiefer stopfen, so wäre die letzte Erinnerung an ihn ausgelöscht.

Trotzdem wußte er, daß dies nicht geschehen würde. Ohne daß er es erklären, geschweige denn rechtfertigen konnte, war er sich seines Überlebens gewiß.

Der Sand würde ihn nicht überlisten.

An einem der ersten Tage im Juli brach er aus Kapstadt auf.

Die trägen Ochsen bewegten sich langsam. Er hatte sich einen Tropenhelm gekauft und ein Gewehr über die Schulter gehängt. Um sein Gesicht, vom Schweiß angelockt, schwirrten Insekten. Er dachte, sie würden ihm den richtigen Weg zeigen. Sie waren seine wichtigsten Reisefährten.

Der Kompaß, in London hergestellt und in Messing gefaßt, wies ihnen den Kurs genau nach Norden, vielleicht mit einer Abweichung von einem hundertstel Grad nach Westen.

Am ersten Abend zog er sich um, bevor er sich hinsetzte, um das Abendessen einzunehmen, das Amos, sein Koch, servierte. Sie hatten das Lager am Ufer eines kleinen Flusses aufgeschlagen. Der Sternenhimmel war klar und nah. Plötzlich sah er den Großen Wagen. Aber er stand auf dem Kopf. Als letzten Gruß an all das, was er zurückgelassen hatte, überraschte Bengler seine Ochsentreiber damit, daß er sich auf den Kopf stellte, um den Großen Wagen so betrachten zu können, wie er ihn als Kind gesehen hatte. Sie glaubten, er bete zu einem Gott.

Danach lag er lange wach und wartete darauf, ein Raubtier in der Nacht brüllen zu hören. Aber es blieb ganz still.

4

Am folgenden Tag, in der heißesten Stunde, als die Sonne senkrecht über seinem Kopf stand, kam die Furcht.

Erst war es eine diffuse Angst. Eine Vorahnung, die er zunächst mit der Erklärung abtat, er hätte vielleicht etwas Falsches gegessen. Oder irgend etwas aus dem Gedächtnis verloren, einen Gedanken, der seinen Kopf unbemerkt passiert hatte, ohne daß ihm seine Bedeutung bewußt geworden wäre. Die Unruhe oder Angst, die er anfangs empfunden hatte, war nicht besonders schwerwiegend. Die eigentliche Furcht kam später. Sie war stark und zog an ihm wie ein kräftiger Magnet.

Sie hatten am Rand einer Ebene Rast gemacht, wo niedrige Büsche in der Sonne vergilbten. Neka hatte einen Sonnenschirm aufgespannt und seinen Klappstuhl auf einen kleinen Teppich gestellt. Sie hatten Reis, Gemüse und ein stark gewürztes Brot gegessen, das Wackman zufolge das einzige war, das während längerer Expeditionen nicht schimmelte. Amos, Neka und die beiden anderen Ochsentreiber, deren Namen er sich noch immer nicht merken konnte, schliefen unter dem Wagen. Die drei Ochsen standen regungslos. Nur dort, wo Insekten sie attackierten, zuckte ihr Fell.

In diesem Augenblick verwandelte sich die trockene Erde in Eisen. Der Magnet zog, und er spürte die Furcht kommen. Er hatte gerade sein Tagebuch hervorgeholt, um sich Notizen über den vergangenen Vormittag zu machen. Er hatte sich vorgenommen, dreimal täglich zu schreiben: wenn er aufwachte, nach der Mittagsruhe und vor dem Schlafengehen. Da er sich nicht vorstellen konnte, diese Aufzeichnungen nur für sich

selber zu machen, hatte er sich überlegt, daß Matilda die einzige wäre, an die er seine Worte richten könnte. Die Furcht kam, als er gerade den Bericht des Morgens beendet hatte. Sie hatten das Zelt bei Sonnenaufgang abgebaut und gegen neun ein ausgetrocknetes Flußbett durchquert, in dem er das Skelett eines Krokodils identifiziert hatte. Seine Länge hatte er auf drei Meter und zehn Zentimeter berechnet. Kurz nach zehn hatten sie ein Gebiet mit dichtem Dornestrüpp passiert, das die Ochsen in Unruhe versetzte. Kurz bevor sie sich zur Mittagsrast niederließen, hatte er einen großen Vogel regungslos über seinem Kopf stehen sehen, als ruhe er auf einer unsichtbaren Säule. Ob es ein Adler oder ein Geier war, hatte er nicht erkennen können. Am Ende dieses Faktenberichts hatte er einen Absatz hinzugefügt. *Das Gefühl ist sehr stark. Von Hovmantorp bin ich bis hierher gekommen. Ich stelle fest, daß der Weg endlos ist und das Leben sehr kurz.*

In diesem Moment packte ihn die Furcht. Erst hatte er überlegt, was der Auslöser sein könnte. Er hatte keine Diarrhöe mehr, der Puls war normal, keine Infektionen. Es schien keine Gefahr zu drohen. Kein Raubtier, keine feindlichen Menschen. Alles war eigentlich ein großes Idyll. Regungslose Ochsen, schlafende Männer unter einem Wagen.

Es geht um mich, hatte er gedacht, als er sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn wischte. Es geht darum, daß ich mich hier mitten in einem unwirklichen Idyll befinde. Er meinte plötzlich, Professor Enander vor sich zu sehen und hörte sein Worte: Wir werden einen Leichnam aufschneiden, der schon zu Lebzeiten ein Kadaver war.

Ihm fiel ein, wie er damals ohnmächtig geworden war und daß es eine Flucht gewesen war. Eine Flucht davor, sehen zu müssen, wie der Bauch aufgeschnitten wurde und die Eingeweide herausquollen. Jetzt befand er sich mitten in einem sonderbaren Idyll in den südlichen Gebieten Afrikas, unterwegs

mit unbekanntem Ziel: zu einer bisher nicht benannten, katalogisierten oder identifizierten Fliege, oder einem Schmetterling möglicherweise.

Plötzlich konnte er der Furcht direkt ins Gesicht sehen. Die Unternehmung, der er sein Leben zu weihen beschlossen hatte, eine Expedition, bei der es äußerst fraglich war, ob er überhaupt lebendig zurückkehren würde, war ebenfalls eine Flucht. Auf die gleiche Weise wie damals, als er im Anatomischen Theater ohnmächtig geworden war. Jetzt stand er auf einer anderen Bühne. Die afrikanische Landschaft, die regungslosen Ochsen, die schlafenden Männer unter dem Wagen, alles war eine Kulisse. Er befand sich mitten in einem Schauspiel, das von seiner eigenen Flucht handelte. Aus Hovmantorp und vor den mahlenden Kiefern, vor dem gescheiterten Studium in Lund, dem gescheiterten Leben. Von nichts anderem.

Er betrachtete den Revolver, den er in Kopenhagen gekauft hatte und der jetzt geladen zu seinen Füßen lag. Es wäre sehr einfach, sich das Leben zu nehmen, dachte er. Ein paar simple Handbewegungen, ein Knall, den ich selbst nicht mehr wahrnehmen würde. Vermutlich würden die Ochsentreiber mich an Ort und Stelle begraben, meine Habe unter sich aufteilen und sich in verschiedene Richtungen zerstreuen. Möglicherweise würden sie über die Ochsen in Streit geraten, da sie selbst zu viert sind, es aber nur drei Ochsen gibt. Bereits dann hätten sie vergessen, daß ich überhaupt existiert habe. Und ich hätte nie gelernt, wie ihre Namen, die zwei, die nur aus Konsonanten zu bestehen scheinen, eigentlich ausgesprochen werden.

Er stand auf und verließ den Schatten des Sonnenschirms. Einer der Ochsen sah ihn an. Die Hitze war überwältigend. Er stellte sich unter einen knorrigen Baum, den einzigen, der sich an ihrem Rastplatz befand. Ich fürchte mich, weil ich nicht weiß,

wer ich bin, dachte er. Wenn das alles eine Flucht vor einem von Anfang bis Ende sinnlosen Studentenleben gewesen ist, so war es in noch höherem Grad eine Flucht vor mir selbst. Ich habe nächtelang getrunken und die Existenz Gottes geleugnet. Aber das war nichts als besoffenes Geschwätz. Ich glaube an einen Gott, an einen strafenden und richtenden Gott, der allgegenwärtig ist. Ich habe mich geschämt, wenn ich in Schonen onanierend an den Feldrändern saß. Ich habe die ganze Zeit geahnt, daß mich jemand beobachtete, wenn Matilda auf mir ritt. Ich habe den Liberalen gespielt. Habe mich zu der neuen Welt bekannt, welche die Ingenieure und der Dampf erschaffen werden. Ich war voller Verachtung, damals, als der Pfarrer Cavallius in Hovmantorp behauptet hat, die Eisenbahn wäre eine Erfindung des Teufels. Ich spiegele Zukunftsglauben vor, Widerstand gegen alles Althergebrachte, während ich mich in Wirklichkeit vor allem fürchte, was ich nicht voraussagen kann. Ich bin der am wenigsten Geeignete, um hier unter diesem Baum in Afrika zu stehen, als Leiter einer Expedition, auf der Jagd nach einem unbekannten Insekt. Wackman hatte natürlich völlig recht. Er sah durch mich hindurch, sah den Narren hinter dem verlogenen Ernst.

Er kehrte zum Sonnenschirm zurück. Die Furcht bildete einen Knoten in seinem Magen. Er faltete die Hände und sprach ein Gebet. *Ich suche eine Wahrheit, die nicht groß sein muß. Wenn es sie nur gibt. Amen.*

Neka, fett und unförmig, war aufgewacht. Jetzt stand er am Baum und pinkelte. Dann kehrte er zum Wagen zurück und schlief wieder ein.

Bengler fiel wieder der englische Wissenschaftler ein, mit seinen Thesen, die sie in langen Nächten im Haus des Studentenverbands von Småland diskutiert hatten. Der Mann war mit einem Schiff der britischen Admiralität um die Erde gereist und dann nach England zurückgekehrt und hatte

behauptet, der Mensch sei ein Affe. Bei den aufgeregten Diskussionen hatte Bengler selten etwas gesagt. Die Theologen hatten geschlossen auf der Seite Gottes gestanden, sie hatten mit den Worten der Bibel gegen die anstürmenden Truppen der Freidenker geschossen. Und die Freidenker hatten sich mit Darwins Instrumenten ausgerüstet und die Argumente der Theologen mit kleinen scharfen Messern seziert. Er selbst hatte meist schweigend dageigesessen und zugehört. Jetzt dachte er, die Furcht sei wohl damals schon dagewesen. Die Furcht davor, daß Gott aufhören könnte zu existieren. Ob seine Großmutter eine Äffin war, spielte weiter keine Rolle.

Er konnte jetzt alles ganz klar sehen. Die Furcht, die wie ein Fernrohr war, das er benutzen konnte, um zurückzublicken. Und was er sah, war nichts. Ein Mensch aus Småland, der an nichts glaubte, der eigentlich nichts wollte, der aufgrund enormer Eitelkeit nach einer Fliege suchte, der er seinen Namen geben konnte.

Gleichzeitig dachte er, darin könnte auch eine Lösung liegen. Die Expedition könnte er dazu nutzen, um einen Sinn in seinem Leben zu finden. Er konnte sich aussuchen, ob es einen Gott gab oder ob es die Ingenieure waren, welche die Welt formten. War Gott in einem Himmel oder befand er sich in den Eisenträgern, welche die neuen Fabriken, die neue Welt zusammenhielten? Der Weg, der in die Wüste führte, und anschließend deren weglose Weite würden ihm die Zeit geben, die er brauchte, um eine Antwort zu finden.

Langsam merkte er, wie die Furcht wich. Er schloß die Augen. Hinter seinen Lidern brannte die Sonne weiter.

Sie brachen am Nachmittag auf. Im Wechsel ging er an der Spitze, neben dem Wagen, oder als letzter. Der Magnet hatte seinen Griff gelockert. Er fühlte sich aufgekratzt.

Sie hatten gerade einen Sumpf erreicht, den sie im Bogen umgehen mußten, um die niedrigen Berge zu erreichen, die dahinter lagen. Der Karte zufolge bildete die Bergkette die äußerste Grenze der Wüste, die ihnen dann allmählich entgegenschleichen würde. Da brach ein Wagenrad. Der Wagen knickte seitlich ein, die Ochsen blieben stehen, und er trat heran, um den Schaden zu begutachten. Hinter ihm standen schweigend die Ochsentreiber. Er versuchte herauszufinden, ob es möglich wäre, das Rad zu reparieren. Aber mehrere von den dicken Speichen waren gebrochen. Sie würden das Ersatzrad montieren müssen, das Wackman ihnen aufgedrängt hatte, trotz seines Gewichts und obwohl der Wagen bereits zu schwer beladen war. Er erklärte Amos, der vielleicht der Führer der anderen war, mit Armen und Händen, daß das Rad gewechselt werden mußte. Dann ließ er sich seinen Klappstuhl und den Sonnenschirm bringen und setzte sich hin, um die Arbeit der Ochsentreiber zu überwachen.

Die Furcht war schlimm gewesen. Aber die Verachtung, die ihn jetzt überkam, war glühend. Er beobachtete die unbeholfenen Versuche der Ochsentreiber, den Wagen abzustützen, das deformierte Rad zu entfernen und ein neues einzusetzen. Auch wenn er selbst seine Hände nie zu praktischer Arbeit benutzt hatte, konnte er doch beurteilen, auf welche Weise das Ganze vor sich zu gehen hatte. Nach einer halben Stunde war er so empört über ihre Ungeschicklichkeit und Langsamkeit, daß er aus dem Klappstuhl aufsprang und anfang, sie zu kommandieren. Einmal in meinem Leben bin ich doch zur Militärperson geworden, dachte er zornig. Und zwar, weil ein paar verdammte Schlappschwänze nicht imstande sind, ein Rad zu wechseln. Als er erst einmal die Führung übernommen hatte, merkte er, daß seine Erregung eher noch zunahm. Er fing an zu schreien und fuchtelte herum und stieß jeden weg, der einen Fehler machte. Es erstaunte ihn, daß keiner der Männer protestierte oder auch nur das geringste Anzeichen von Irritation

über diese Behandlung erkennen ließ, und das fachte seine Erregung noch mehr an. Als das neue Rad montiert war, verlangte er, sie sollten das Tempo steigern, um die verlorene Zeit aufzuholen. Aber welche Zeit ist eigentlich verloren? dachte er dann. Welchen Weg können wir morgen nicht zurückgehen? Welche Wegstrecke müssen wir heute zurücklegen? Die Expedition hat kein Ziel.

Trotzdem trieb er sie an. Die Raserei war jetzt an die Stelle der Furcht getreten. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich als der Stärkere. Gerade noch rechtzeitig vor dem kurzen Sonnenuntergang schlugen sie das Nachtlager auf. Unterwegs hatte er ein Tier geschossen, das einem Hasen glich. Er legte sich im Zelt aufs Feldbett und genoß den Geruch von Fleisch und Feuer. Ich habe diesen Menschen Respekt beigebracht, dachte er. Von nun an gibt es keinen Zweifel, daß ich die Beschlüsse fassen werde, die notwendig sind. Ich bin noch jung. Aber diese Ochsentreiber haben verstanden, daß ich die Kraft besitze, die erforderlich ist, um die nötigen Entscheidungen zu treffen.

Er aß von dem gebratenen Fleisch. Die Ochsentreiber hielten sich in einem gewissen Abstand am Feuer auf. In einem der Bücher, die er im vergangenen Winter gelesen hatte, war er auf einige neue Theorien gestoßen, französische und deutsche, die wie durch Zufall übereinstimmten. Den edlen Wilden gab es nicht. Er gehörte der romantischen Vorstellungswelt früherer Epochen an, der Zeit vor den Ingenieuren, den Eisenträgern und den Kassenbüchern. Er hatte diese Theorien studiert, die Hautfarbe und Gehirne, Nasenrücken und Füße wissenschaftlich betrachteten. Untermenschen und Übermenschen, hatte er gelesen. Zuerst hatte er gedacht, das könne nicht wahr sein, da alle Menschen gleich geschaffen seien. Aber wenn es Gott nicht gab, mußte es die Gleichwertigkeit aller auch nicht geben. An diesem Tag meinte er es mit eigenen Augen gesehen zu haben. Die Ochsentreiber waren eine andere Art von Menschen. Sie

mußten auf dieselbe Weise angetrieben werden, wie sie selbst die Ochsen trieben. Auch wenn er nur von einem Mann mit mahlenden Kiefern in Hovmantorp abstammte, aus dem tiefsten armen und rückständigen Småland, war er doch derjenige, der für diese schwarzen Menschen künftig die wichtigen Entscheidungen zu treffen hatte.

Kurz bevor er einschlief, nachdem er den Revolver unter das Kopfkissen und das Gewehr neben das Feldbett auf den Lehm Boden gelegt hatte, schrieb er die letzten Aufzeichnungen dieses Abends nieder. Wieder wandte er sich an Matilda. *Diese Menschen, unbegreiflich dunkel in ihrer Haut, lassen sich nicht mit uns vergleichen. Sie gehören zu etwas anderem, vielleicht sind sie eher wie Tiere. Aber sie erinnern an die Armenhäusler daheim. Ihre Unterwürfigkeit, ihr Schweigen, ihre Beflissenheit. Heute habe ich die Rolle gefunden, die ich in diesem Schauspiel zu geben habe. Ich bin dabei, meine eigene Freiheit in die Tat umzusetzen. Noch ist die Wüste fern. Jetzt, kurz vor zehn Uhr abends, ist es noch sehr warm. Ich habe schon gemerkt, daß ich in dieser Wärme leichter aufwache, und daß die Träume anders sind.*

Dann blies er die Kerze aus.

Von seiner Furcht hatte er nichts geschrieben.

Mitten in der Nacht wachte er auf, aus einem Traum herauskatapultiert. Er hatte die mahlenden Kiefer des Vaters dicht vor sich gehabt, wie das Gebiß eines Raubtiers. Im Hintergrund hatte er Matilda wahrgenommen. Sie war unbekleidet und wurde von einer Gruppe von Soldaten vergewaltigt, an deren nackten Körpern blaue Tressen klebten. Sie hatte ihn gesehen und seinen Namen gerufen, ihn um Hilfe angefleht. Aber er hatte sich versteckt, sich unsichtbar gemacht und sie ihrem Schicksal überlassen.

Trotzdem war es nicht der Traum, der ihn geweckt hatte. Denn als er in der Dunkelheit die Augen aufschlug, merkte er, daß ihn etwas aus dem Schlaf gerissen hatte, das sich außerhalb seiner selbst befand. Er lag ganz still und hielt den Atem an. Der Schweiß klebte ihm am Körper. Es sind die Ochsen, dachte er. Sie bewegen sich unruhig, als würde Gefahr drohen. Mit einem Schlag war er hellwach. Er befand sich jetzt nicht in Lund, nicht in Hovmantorp. Afrika war ein Kontinent, wo sich Schlangen ringelten und katzenartige Raubtiere aus dem Dunkel geschlichen kamen und sich in Tierkehlen verbissen. Er tastete nach dem Gewehr. Als er den kalten Lauf spürte, wurde er ruhiger. Er lauschte auf eine andere Weise. Aber er hatte es sich nicht eingebildet. Die Ochsen waren unruhig. Er machte Licht, schlüpfte in seine Hosen und nahm das Gewehr. Das Feuer flackerte. Im Schatten außerhalb des Lichtkreises konnte er die Ochsen erkennen. Die Ochsentreiber lagen zusammengerollt ums Feuer. Aber als er die Körper zählte, fehlte einer. Er kontrollierte, ob das Gewehr entsichert war, schüttelte die Stiefel aus und zog sie an. Dann ging er vorsichtig auf die Ochsen zu.

Er entdeckte, daß es Neka war, der dort stand. Der fette, unförmige Neka. In der Hand hielt er eine Peitsche. Langsam, als würde er im Schlaf die Ochsen treiben, schlug er auf ihre Rücken ein. Bengler blieb stehen. Was er sah, war vollkommen unbegreiflich. Einer der Ochsentreiber, mitten in der Nacht, nackt, mit wippendem fetten Bauch, der langsam, wie in Trance, wieder und wieder auf die Rücken der Ochsen eindrosch. Er dachte, daß er eingreifen mußte, Neka die Peitsche aus den Händen reißen, vielleicht die Schlafenden am Feuer wecken, dann Neka an einen Baum binden und ihn auspeitschen lassen. Menschen, Treiber wie Träger, hatte Wackman erklärt, könne man auf diesem eigentümlichen Kontinent in beliebiger Anzahl bekommen. Aber gute Ochsen seien kostbar und selten. Also

müsse man Ochsen gegen Menschen abwägen, die Ochsen schützen, während einem die Menschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wären. Aber er blieb stehen. Neka schien zu schlafen, während er da stand und schlug. Er schwankte, als würden die Peitschenschläge eigentlich ihn selber treffen, sein eigenes Fleisch zum Zittern bringen und nicht die dicke Haut der Ochsen.

Plötzlich war es vorbei. Neka ließ die Peitsche fallen und drehte sich um. Bengler zog sich hastig zurück, tiefer ins Dunkel hinein. Würde er entdeckt, müßte er eingreifen. Neka bestrafen. Aber Neka hatte ihn nicht gesehen. Er stolperte zum Feuer zurück, rollte sich zusammen und schien im selben Moment einzuschlafen, in dem er die Augen schloß.

Er ging zu den Ochsen hinüber. Strich mit einer Hand über einen der Rücken und hatte Blut an der Handfläche. Danach drehte er sich um und ging zurück zum Feuer. Ich könnte diese Menschen erschießen, dachte er. Der Reihe nach. So sehen die Dynastien auf diesem Kontinent aus. Die da liegen, zusammengerollt, schmutzdelig, gehören zu den niederen Ständen. Während ich, ein gescheiterter Student aus Småland, Mitglied einer Dynastie bin, die aus den Stärksten besteht, aus denjenigen, die die Macht besitzen.

Er kehrte zum Zelt zurück. Eine Eidechse saß neben der Kerze und beobachtete eine Ameise, die sich langsam näherte. Dann schoß die Zunge aus dem Maul, und die Ameise war weg.

In dieser Nacht nahm er einen weiteren Eintrag in seinem Buch vor. Er schrieb an Matilda: *Wünschte, ich hätte in dieser Nacht den Mut gehabt, einem meiner Ochsentreiber mit der schweren Peitsche den Rücken aufzuschlitzen. Aber soweit bin ich noch nicht. Würde ich jetzt schlagen, würde es mich quälen. Erst wenn ich weiß, daß diese Handlung mir selbst keinen*

Schmerz mehr bereiten wird, nur dem, dem der Rücken zerfetzt wird, werde ich es tun.

Er rollte das Tagebuch in das Biberfell, das es vor Feuchtigkeit und Insekten schützen sollte, löschte das Licht und legte sich hin.

Ich suche nach einer unbekannten Fliege, dachte er. Wie andere Menschen nach einem Gott suchen. In der Wüste hoffe ich sie zu finden. Aber Wackman mit seinem Bordell, seinen Huren und seinen eigentümlichen Ohren hat bestimmt schon nach Hause an die Haushälterin meines Vaters geschrieben und mitgeteilt, ich wäre gescheitert, ich ruhte in einem unbekannten Grab.

Obwohl er sehr müde war, lag er bis in die Morgendämmerung schlaflos da.

Am folgenden Tag zogen sie weiter, an den niedrigen Bergen vorbei, und erreichten gegen Abend die Kalahariwüste.

5

In der Ferne sahen sie eine Gruppe von Buschmännern vorbeiziehen.

Sie wirkten wie schwarze Punkte auf dem gleißenden Sand. Daß es Menschen waren und nicht Tiere, merkten sie an den Ochsen. Sie hatten etwas gewittert, dann aber entschieden, daß keine Gefahr drohe.

Zu diesem Zeitpunkt befanden sie sich bereits zwei Monate und vier Tage in der Wüste. Es war das erste Mal, daß ihnen Menschen begegneten. Bis dahin hatten sie nur eine kleine Herde von Zebras gesehen und Spuren von Schlangen, die über die Sandkämme hinunterringelten.

Bengler hatte neun Kilo abgenommen. Natürlich hatte er sich nicht wiegen können, aber er wußte trotzdem, daß es genau neun Kilo waren. Die Hosen flatterten ihm um die Beine, sein Brustkorb war eingesunken, die Wangen, die jetzt ein Bart bedeckte, waren hohl. Und nachts träumte er, er würde langsam vom Sand begraben. Als er versuchte, laut zu schreien, kam kein Laut, da seine Stimmbänder eingetrocknet waren.

Irgendwo war etwas schiefgegangen. Den Karten zufolge, die Wackman ihm besorgt hatte, hätten sie den zentralen Ort Windhoek in Deutsch-Südwestafrika vor einer Woche erreichen sollen. Aber nichts als karge Berge, Sand und verstreute Büsche hatten auf ihrem nicht vorhandenen Weg gelegen. Zweimal hatten sie eine Wassertränke gefunden, beide Male, weil sie Vogelschwärme am Himmel hatten steigen und sinken sehen. Bisher hatten die Ochsentreiber sich nicht beklagt. Aber Bengler

war klar, daß es nicht mehr lange dauern würde. Mit jedem Tag hatte sich der Abstand zwischen ihnen vergrößert. Bei zwei Gelegenheiten hatte er die Peitsche gegen sie erheben müssen, um sie zum Weitergehen zu zwingen. Er wußte, beim dritten Mal würde er schlagen müssen.

Neka war immer noch genauso fett. Das wunderte ihn. Die Mahlzeiten der Ochsentreiber waren womöglich noch knapper als seine eigenen. Aber abgesehen von Amos, der ein paar Brocken Englisch konnte, war jedes Gespräch unmöglich. Sobald er sich ihnen näherte, gab es eine Bereitschaft, Befehle entgegenzunehmen, vielleicht eine Zurechtweisung zu bekommen, indem er ungeduldig mit den Armen fuchtelte oder auf irgend etwas deutete, das nicht so war, wie es sein sollte. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Morgen und Abend die Wagenräder zu inspizieren, da sie es sich nicht leisten konnten, noch ein weiteres zu verlieren. Er versuchte den Zustand der Ochsen zu beurteilen, ob einer Anzeichen von Krankheit oder Erschöpfung zeigte. Außerdem kontrollierte er, daß nichts von der Wagenladung verschwunden war. Da stapelten sich seine Gläser und Metallgefäße mit Spiritus, die auf Insekten warteten. Sein Zeichenmaterial und der Proviant. Noch hatte er nicht feststellen können, daß einer der Ochsentreiber zum Dieb wurde. Jedesmal, wenn er diese Kontrollen durchführte, fühlte er eine Welle von Scham in seinem Körper aufsteigen. Mit welchem Recht mißtraute er eigentlich diesen Menschen, die doch die Voraussetzung dafür waren, daß er jeden Tag ein Stück vorwärtskam, daß sein Zelt aufgeschlagen und eine Mahlzeit für ihn zubereitet wurde? Bei mehreren Gelegenheiten, meist abends, schrieb er etwas darüber an Matilda. Er gebrauchte fast immer das Wort *Dynastie*, als wäre es in diesem Zusammenhang ein heiliges Wort geworden. Die bestimmende Dynastie, und die anderen, welche die notwendigen Befehle empfangen.

Die beiden Monate, die sie nun schon durch die Wüste zogen,

hatten seine Ansichten darüber, was das Leben eigentlich für ein Ziel hatte, grundsätzlich verändert. Noch immer wiegte er sich in der Gewißheit, daß eine unbekannte Fliege, oder vielleicht ein Käfer oder ein Schmetterling, seine gesamte Existenz rechtfertigen würde. Aber zugleich hatte der Sand in seiner ganzen trostlosen Unbegreiflichkeit ihn gezwungen, den Rückzug durch sein Leben anzutreten. Langsam rollte der Wagen hinter den Ochsen voran. In seinem Inneren bewegte er sich die ganze Zeit rückwärts, oder nach innen, auf etwas zu, wovon er nicht wußte, was es war. Klarheit? Ein Verständnis für das, was ein Individuum sein konnte oder sollte. Jeden Morgen, wenn sie aufbrachen, hatte er sich für einen Gedanken entschieden, den er eigens an diesem Tag bearbeiten wollte. Da er in der Philosophie nicht weiter bewandert war, mußte er die großen Fragen nach seinen eigenen Vorstellungen formulieren, so gut er es eben verstand.

An einem Tag hatte er über die Liebe nachgegrübelt, vom frühen Morgen an, bis er am Abend ermattet einschlief. Er war immer durstig, da sie von Anfang an gezwungen gewesen waren, das Wasser zu rationieren. An Matilda schrieb er in seinem Buch, daß *die Gnade der Liebe ihm unbegreiflich sei. Aber daß das erotische Spiel, das sie ihn gelehrt hatte, immer noch imstande sei, ein heftiges Begehren in ihm zu wecken.*

Gerade an diesem Tag hatte die Wüste ihn mit Haß erfüllt, da sie keinen Schlupfwinkel bot, in den er sich zurückziehen konnte, um zu onanieren. Und am Abend, als er allein im Zelt saß, war die Lust verfliegen.

Eines Nachts war er davon aufgewacht, daß ihn eine eigentümliche Stille erfüllte. Erst hatte er nicht begriffen, was es war. Dann hatte er gemerkt, daß die Kiefer seines Vater aufgehört hatten zu mahlen. Er hatte die Kerze angezündet, auf

die Uhr gesehen und den Zeitpunkt im Tagebuch notiert. Ohne es sicher zu wissen, war er davon überzeugt, daß sein Vater genau in dieser Nacht gestorben war. Er hatte auf seinem Stuhl in der Laube gesessen, und als die Haushälterin hineingekrochen war, um ihn zu holen, waren die Kiefer still gewesen und das Herz tot. Er empfand keine Trauer, keinen Schmerz und keine Sehnsucht. Aber statt dessen eine schwer erträgliche Ungeduld. Wie lange würde es dauern, bis er bestätigt bekam, daß es wahr war? Daß der Vater tatsächlich genau in dieser Nacht aufgehört hatte, mit seinen Kiefern zu mahlen?

Nach zwei Wochen in der Wüste hatte er sein erstes Insekt gefangen. Es war Amos, der es gefunden hatte. Ein sehr kleiner Käfer mit grünblauem Panzer, der sich langsam durch den Sand bewegte. In einem der britischen entomologischen Lexika, die zu seiner Ausrüstung gehörten, hatte er den Käfer identifizieren können. Zu seiner Überraschung las er, daß die Buschmänner aus dem Sekret dieses Käfers ein Gift herstellten, das tödlich war. Er steckte den Käfer in eines seiner Gläser, füllte sie mit Spiritus und etikettierte es. Langsam begann er, seinen Wagen in ein Museum zu verwandeln.

Noch immer war aber die Reise selbst das Wichtigste. Er hatte beschlossen, daß die Handelsstation, die sich irgendwo vor ihnen befand, den Ausgangspunkt seiner Expedition bilden sollte. Von dort aus würde er die Jagd auf Strauße organisieren, von dort aus würde er seine Suche nach dem unbekannten Insekt in ganz anderer Weise planen können. Dort würden Menschen sein, mit denen er reden könnte. Er stellte sich vor, es würde dort alles geben, was ein Leben möglich machte. Ein Gesangbuch, ein altes Harmonium, Kassenbücher und regelmäßige Mahlzeiten. Vage hoffte er außerdem, daß es dort eine Frau geben würde, die auf ihn wartete, eine, die ihn auf die gleiche Weise wie Matilda einmal in der Woche besuchen würde, um sich auf ihn zu setzen und anschließend ein Glas

Portwein zu trinken.

Das gehörte zu den letzten Dingen, die er in Kapstadt gekauft hatte, bevor er sich von Wackman verabschiedete. Zwei Flaschen portugiesischen Portwein.

Aber die verdammten Karten stimmten nicht. Oder der ständig treibende Sand bildete eine Landschaft, die sich nicht kartieren ließ. Vergeblich hatte er den Horizont nach einer gezackten Bergkette abgesucht, die sich der Karte zufolge dort befinden sollte. Aber nirgends hatte er sie entdecken können. Er überlegte, ob es eine geheimnisvolle Störung im Sand gäbe, die bewirkte, daß sein Kompaß nicht zuverlässig war. Manchmal befiel ihn in der Morgendämmerung eine Verwirrung, und er meinte, die Sonne an einem Punkt über dem Horizont aufsteigen zu sehen, wo am vorigen Tag nicht Osten gewesen war. Da er niemanden hatte, mit dem er sprechen konnte, fing er an, laut mit sich selbst zu reden. Damit die Ochsentreiber nicht glauben sollten, er sei dabei, den Verstand zu verlieren, kaschierte er seine Selbstgespräche als religiöse Rituale. Er faltete die Hände, mitunter fiel er auf die Knie, während er laut mit sich selbst darüber beriet, wieso zum Teufel die Bergkette nicht dort war, wo sie hingehörte. Warum weder die Landschaft noch die Karten stimmten. Während dieser Rituale hielt er die Ochsentreiber immer auf Abstand. Zuweilen nutzte er auch die Gelegenheit, um sie zu schelten, wegen ihrer Faulheit und ihrer ungewaschenen Körper, während er mit gefalteten Händen auf den Knien lag.

Die Tage waren arm an Ereignissen. Die Sonne brannte mit ihrem glühenden Schein von einem wolkenlosen Himmel. Die Ochsen bewegten sich träge, als wäre der Sand in Wirklichkeit ein Sumpf. Ab und zu wurde die Stille von einem Peitschenknall durchbrochen. Es kam auch vor, daß die Ochsentreiber plötzlich

unbegreifliche Gesänge anstimmten, die stundenlang andauern konnten oder bereits nach wenigen Minuten jäh abbrachen.

Er hätte gern gewußt, was sie von ihm dachten. Wie hatte Wackman sie zu überreden vermocht, ihre Familien zu verlassen, um ihm in die Wüste zu folgen? Welche Botschaft oder Belohnung erwarteten sie von ihm? Ihr Lohn war schlecht, das Essen knapp, das Wasser streng rationiert. Trotzdem folgten sie ihm, einem Ziel entgegen, das er nicht auf der Karte zu zeigen imstande war. *Eines Tages wird es zu Ende sein*, schrieb er an Matilda. *Menschen erdulden alles bis zu einem gewissen Punkt. Aber wenn sie einsehen, daß die Reise unbegreiflich ist, werden sie sich vielleicht gegen mich wenden. Sie sind zu viert, und ich bin allein. Ich habe beschlossen, Amos als ersten zu erschießen, falls sie mich bedrohen. Er scheint ihr Führer zu sein, oder wenigstens der Stärkste. Ihn werde ich mit dem Gewehr erschießen. Dann gilt es, die drei anderen mit meinem Revolver nicht zu verfehlen. Jeden Morgen und jeden Abend kontrolliere ich meine Waffen, um zu sehen, daß kein Sand in die beweglichen Teile geraten ist.*

Er überlegte auch, ob sie seine Gedanken lesen könnten. Immer öfter hielten die Ochsentreiber die Tiere genau in der Sekunde an, als er seine Hand erheben wollte, um das Zeichen zu geben, daß es Zeit sei, eine Mittagsrast zu machen oder das Nachtlager aufzuschlagen. Auch darüber hatte er an Matilda geschrieben. Über die unsichtbare Sprache, die zwischen ihm und den vier Männern entstanden war, mit denen er sein Dasein teilte.

Zuweilen versuchte er sich vorzustellen, daß sie lesen könnte, was er schrieb. Würde sie verstehen? Würde es sie überhaupt interessieren? Er empfand eine vage Furcht und einen Stich von Eifersucht, als die einzige Antwort, die er sich geben konnte, dieses Bild war: wie sie mit nackten Brüsten und hochgeschobenem Rock auf einem ebenso unbekannten Mann

saß.

Am achtundzwanzigsten Tag kam es zu einem Zwischenfall, der sich für den Mann aus Hovmantorp als von entscheidender Bedeutung erweisen sollte. (Er hatte angefangen, sich in Gedanken selbst so zu nennen, eher die Bestimmung eines geographischen Ausgangspunkts als ein nichtssagender Name. Er dachte, daß der Name Bengler nicht mehr existierte. Er war Hans Hovmantorp oder ganz einfach ein Mann, der einmal an dem Fluß entlanggelaufen war, welcher durch den unbedeutenden kleinen Ort in Småland floß.)

Gerade an diesem Tag, dem achtundzwanzigsten nach ihrem Aufbruch aus Kapstadt, war in den Morgenstunden ein kräftiger Wind vorbeigezogen. Er hatte sich ein Taschentuch vors Gesicht binden und die Augen unentwegt mit der Hand abschirmen müssen, um den Sand fernzuhalten. Kurz vor zehn hatte sich der Wind gelegt und wieder war Stille eingekehrt. Er hatte eben das Taschentuch abgestreift, als die Ochsen ruckartig stehenblieben. Amos, der gerade dran war, den vordersten Ochsen zu führen, hatte die Peitsche durch die Luft sausen lassen. Aber die Ochsen hatten sich geweigert weiterzugehen. Nicht einmal nach drei oder vier Schlägen auf den Rücken des Leitochsen hatte eins der Tiere sich bewegt. Es schien, als wären sie auf eine unsichtbare Mauer gestoßen oder stünden am Rand eines Abgrunds. Er merkte, daß das unerwartete Verhalten der Ochsen die Treiber beunruhigte. Auf welche Weise er am besten eingreifen sollte, wußte er nicht. Es gab keine Logik in dem, was geschah, nichts, was den Ochsen im Weg gelegen hätte. Trotzdem hatten sie mit einem Ruck angehalten.

Er nahm das Gewehr von der Schulter und ging zu den Ochsen hin. Sie standen völlig regungslos da, und er meinte, in ihren großen, müden Augen Unruhe lesen zu können. Aber auf

der Erde vor ihnen war nichts. Keine Schlange, keine Unebenheit. Der Sand war völlig glatt. Ein paar Steine ragten daraus hervor. Sonst nichts. Da hatte er Amos zu sich gerufen und die Arme ausgebreitet, wie um zu fragen, wieso die Ochsen sich nicht bewegten. Amos hatte den Kopf geschüttelt, er wußte es nicht. Er hatte gespürt, wie ihm der Schweiß herunterlief. Nicht der Schweiß, der von der brennenden Sonne kam, sondern der, den seine zunehmende Unsicherheit hervortrieb. Es lag in seiner Verantwortung, daß die Ochsen sich wieder in Bewegung setzten. Er war noch einmal um die Tiere und den Wagen herumgegangen und hatte so getan, als würde er die Räder inspizieren, während er nach einer Lösung suchte. Aber da das Problem unbekannt war, gab es keine Lösung. Die Ochsen waren aus Gründen stehengeblieben, die er nicht zu durchschauen vermochte.

Aus purem Zufall kam er dann auf die Lösung des Rätsels. Er war ein paar Schritte zur Seite gegangen, direkt vor dem Leitochsen, und hatte gegen einen Stein getreten, der aus dem Sand ragte. Da hatte er ein Stück dunkles Holz entdeckt. Mit dem Fuß hatte er den Sand weggeschoben und zu seinem Erstaunen festgestellt, daß er gerade ein Stück von einem Bogen freigelegt hatte. Er hatte die Ochsentreiber zu sich gerufen und auf die Spitze des Bogens gedeutet. Sie hatten sofort angefangen, ein intensives Gespräch zu führen, erst ernst, dann immer erleichterter, und zuletzt waren sie in Gelächter ausgebrochen. Amos und einer der Männer, die er bei sich die Konsonanten nannte, waren in die Knie gegangen und hatten den Sand weggeschaufelt. Bald hatten sie den ganzen Bogen ausgegraben, einen Köcher, ein paar Pfeile, geflochtene Lederriemen und schließlich das Skelett. Nun hatte er begriffen, daß sie auf das Grab eines Buschmanns gestoßen waren. Wackman hatte an einem der Abende im Bordell erzählt, daß die Buschmänner ihre Toten an einer beliebigen Stelle begruben

und erst dann wieder an diesen Ort zurückkehrten, wenn sie sich nicht mehr exakt erinnerten, wo sich das Grab befand. Die Ochsen waren erstarrt, weil ein Grab vor ihnen lag. Und sie wären da stehengeblieben, bis sie umfielen, hätte er das Grab nicht entdeckt.

Es war das Grab einer Frau. Obwohl nur Teile des Skeletts erhalten waren, konnte er erkennen, daß es eine Frau war, weil er den Unterschied zwischen einem männlichen und einem weiblichen Beckenknochen kannte. Die Zähne im Kieferknochen waren ganz gesund. Die Nähte im Stirnbein des Schädels deuteten darauf hin, daß die Frau jung gewesen war, als sie starb. Ihn überkam eine plötzliche Lust, den Ochsentreibern dies alles zu erklären. Aber da er keine Sprache zur Verfügung hatte, ließ er es auf sich beruhen. Sie hoben in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern ein Grab aus, brachten das Skelett dorthin und schaufelten es zu. Die Ochsen setzten sich wieder in Bewegung.

An diesem Abend schrieb er einen langen Brief an Matilda. *Ich habe entdeckt, daß ich ein sehr einsamer Mensch bin. Als ich an dem offenen Grab stand und das Skelett der Frau sah, die vermutlich sehr jung gestorben ist, war es, als bekäme ich endlich Gesellschaft. Das Gefühl ist sehr schwer zu verstehen, und ich zögere nicht zu sagen, daß es mich auch erschreckt. Seit achtundzwanzig Tagen habe ich nun ausschließlich Gespräche mit mir selber geführt. Innerhalb der nächsten achtundzwanzig Tage sollte mir ein Mensch begegnen, mit dem ich ein zivilisiertes Gespräch führen kann. Andernfalls fürchte ich, daß mich nicht die Wüste und die Hitze töten werden. Sondern die Einsamkeit.*

Neunzehn Tage später beobachteten sie wieder eine Gruppe von Buschmännern, die sich wie schwarze Punkte am Horizont bewegten. Am Tag darauf starb der erste Ochse. Sie schlachteten das Tier und blieben an der Stelle, wo er gestorben

war. In der Nacht hörte er zum erstenmal Hyänen, die in der Dunkelheit lachten.

Als er am Morgen aufwachte und aus dem Zelt trat, waren Neka und einer von den Konsonanten verschwunden. Sie hatten große Mengen Fleisch mitgenommen und die Hälfte des verbliebenen Wassers. Zum erstenmal hatte er einen Wutanfall bekommen und seinen Revolver abgefeuert. Er hatte direkt in die Sonne gezielt und dreimal geschossen. Die Ochsen waren unruhig geworden, aber Amos war es gelungen, sie zu beruhigen. Um nicht Gefahr zu laufen, in der Wüste allein zurückgelassen zu werden, hatte er an diesem Abend Zwangsmaßnahmen ergriffen. Er hatte sowohl Amos als auch den anderen Ochsentreiber an je einem Wagenrad festgebunden. Er war behutsam vorgegangen und war erstaunt gewesen, daß sie es zuließen. Mehrmals war er in der Nacht hochgeschreckt und aus dem Zelt gerannt, da er fürchtete, sie hätten sich befreit. Aber die Männer saßen da, an die Räder gelehnt. Und schliefen fest.

Er begriff, daß die Wüste ihn bereits teilweise besiegt hatte. Jetzt folgte er nicht mehr den Karten. Sie gingen, wohin die Ochsen sie zogen. Bald würden Wasser und Nahrung aufgebraucht sein. Er machte eine Bestandsaufnahme und schrieb dann in einem Brief an Matilda seine Kalkulation nieder. *Die Wahrheit ist jetzt sehr einfach. Wenn wir nicht innerhalb von zehn Tagen die Handelsstation erreichen, ist die Reise vorbei. Mein Besuch in der Kalahariwüste ist dann zu Ende. Die Frage ist, ob ich den Mut haben werde, mich zu erschießen, oder ob ich im Sand liegenbleiben werde, bis die Sonne mich zu Tode brennt.*

Abgesehen von dem Käfer hatte er zwei weitere Insekten gefunden. Einen Tausendfüßler, der beinahe zwanzig Zentimeter lang war, sowie einen Nachtfalter, der eines Morgens tot neben

dem Lagerfeuer gelegen hatte. Beide Insekten hatte er mit Hilfe seiner Nachschlagewerke identifiziert. Er dachte, sein Museum sollte aus diesen drei Behältern bestehen. Jemand, der vielleicht irgendwann in der Zukunft den sandbedeckten Wagen fand, würde sich fragen, wer der Wahnsinnige gewesen sei, der in dieser Hölle aus Sand umhergeirrt war und Insekten in Gläsern gesammelt hatte, aus denen der Spiritus längst verdunstet war.

In dieser Zeit fing er an, die Tage bis zum Ende zu zählen. Als sie nur noch drei Tage von dem Zeitpunkt entfernt waren, an dem Nahrungsmittel und Wasser aufgebraucht sein würden, bekam Amos hohes Fieber. Vierundzwanzig Stunden lang konnten sie sich nicht vom Fleck rühren. Amos phantasierte vor sich hin, jammerte wie ein kleines Kind, und Bengler war überzeugt, daß sie bald den ersten Teilnehmer der Expedition würden begraben müssen. Aber am Morgen war das Fieber ebenso schnell verschwunden, wie es gekommen war.

Sie gingen weiter. Kurz vor der Mittagsrast begann der andere Ochsentreiber eifrig zu winken und deutete auf einen Punkt, der westlich von ihrem Reiseweg lag. Es dauerte lange, bis er zu entdecken vermochte, was der Ochsentreiber gesehen hatte. Erst war es, als würde der Sand nur vibrieren. Aber dann konnte er eine Baumgruppe erkennen und ein paar Häuser. Plötzlich hörte er ein Pferd in der Ferne wiehern. Die Ochsen antworteten mit mattem Gebrüll.

In diesem Moment brach er in Tränen aus. Er drehte sich weg, damit Amos und der andere Mann seine Schwäche nicht bemerkten.

Schon bald hatte er sich wieder gesammelt. Er wischte die Spuren der Tränen ab und trieb die Ochsen an. Sie hatten jetzt die Richtung geändert. Zum erstenmal hatte er ein Ziel.

Viel später sollte er vergeblich versuchen, sich ins Gedächtnis zu rufen, was er tatsächlich in dem Augenblick empfunden hatte, als sie die Häuser entdeckten und das Pferd wiehern hörten. Aber er fand nur eine erleichterte Leere.

Kurz vor drei Uhr nachmittags waren sie am Ziel. Auf der Treppe des größten Hauses stand ein Mann und erwartete sie. An der rechten Hand fehlten ihm zwei Finger.

In klingendem Schwedisch sagte er, er heiße Wilhelm Andersson.

Für ihn gab es nicht den geringsten Zweifel, daß Hans Bengler Schwede war.

Kein anderer als ein schwedischer Schuster war imstande, solche Lederstiefel anzufertigen wie die, die er trug.

6

Wilhelm Andersson begrüßte Bengler. Sein Handschlag war so kräftig, daß es sich anfühlte, als wolle er ihm die Hand zerquetschen. Dann zog Andersson sein Hemd aus und bat Bengler, ihm ein Geschwür zwischen den Schulterblättern aufzuschneiden, das für seine eigenen Hände unerreichbar war. Bengler starrte auf die pralle Geschwulst und erinnerte sich sofort daran, wie er im Anatomischen Theater umgekippt war. Hastig fuhr er sich über die Narbe oberhalb des Auges.

- Das sollte ich vielleicht besser nicht tun. Ich kann kein Blut sehen.

- Blut wird nicht herauskommen. Aber bestimmt gelbgrüner Eiter und möglicherweise ein paar Würmer oder Fliegenlarven.

Andersson spuckte auf ein Messer mit Elfenbeingriff und hielt es Bengler hin. Sein Rücken war mit eigentümlichen Rissen und Wülsten übersät. Es schien, als hätte sich ihm die Wüstenlandschaft in die Haut geritzt.

- Ich habe noch nie ein Geschwür aufgeschnitten.

- Halten Sie die Spitze genau in die Mitte und drücken Sie fest zu. Wenn das Geschwür sich öffnet, schneiden Sie es nach unten auf. Und drehen Sie das Gesicht weg, damit es Ihnen nicht in die Augen spritzt.

Bengler hielt die Messerspitze an die blaurote Geschwulst, schloß die Augen und stieß zu. Dann blinzelte er kurz und führte einen Schnitt nach unten. Ein zäher Brei floß über Anderssons Rücken.

- Nehmen Sie das Handtuch hier zum Abwischen. Anschließend gibt es etwas zu essen.

Immer noch ohne hinzusehen wischte Bengler den Eiter vom

Rücken und ließ das Handtuch auf den Boden fallen. Jetzt sickerte Blut aus der Wunde, und Andersson reichte ihm einen weißen Stofflappen.

- Legen Sie den auf die Wunde. Er bleibt kleben. Hält dann von selbst. Schweiß klebt.

Bengler schluckte und schluckte, um sich nicht erbrechen zu müssen. Andersson streifte das Hemd über, knöpfte es schief zu, so daß ein Zipfel herabhing, merkte es, machte sich aber nicht die Mühe, es zu ändern.

Erst jetzt merkte Bengler, daß Andersson einen scheußlichen Gestank verströmte. Er versuchte, sich einen Schritt zurückzuziehen und atmete durch den Mund. Aber zugleich fiel ihm ein, daß er sich selber seit fast zwei Monaten nicht einmal notdürftig gewaschen hatte. Das Waschwasser hatte er als erstes rationiert, und zwar schon eine Woche nach dem Aufbruch aus Kapstadt.

Andersson führte ihn in ein Zimmer, das mit ausgestopften Tieren angefüllt war. Es roch stark nach Verwesung und Formalin. Mitten im Raum war eine Hängematte aufgespannt, ähnlich der, in der Bengler während seiner Reise auf Robertsons schwarzem Schoner geschlafen hatte. Es dauerte einen Moment, bis er entdeckte, daß ein kleinwüchsiger schwarzer Mann regungslos in einer Ecke stand. Zunächst hatte er ihn für ein ausgestopftes Tier gehalten. Aber dann bemerkte er, daß es ein lebendiger Mensch war.

- Die einzige Form von Heimweh, die ich mir gestatte, sagte Andersson. Oder aber ein Ausdruck meines Widerwillens. Ich habe nie die endgültige Erklärung dafür gefunden, wieso ich die Volkstracht von Vänersborg mitgebracht und meinen Leibdiener hineingesteckt habe.

Dies war eine Situation, die zu verstehen Bengler keinerlei Voraussetzungen mitbrachte. Nach zwei Monaten in der Wüste hatte er eine Handelsstation erreicht, in der es einen Schweden

namens Wilhelm Andersson gab, der aus Vänersborg kam und seinen Diener die Volkstracht seiner Heimatstadt tragen ließ.

- Ich habe versucht, ihm beizubringen, wie man Polka tanzt, sagte er. Aber es hat keinen Sinn. Diese Leute ziehen es vor zu hopsen. Ich habe versucht, ihm zu erklären, daß Gott keine hopsenden Menschen mag. Gott ist ein hochstehendes Wesen, höher als ich, aber diese Ansicht ist uns doch gemeinsam, wenn schon getanzt werden soll, dann in geordneten Formen, im Dreiviertel- oder Viervierteltakt. Aber die hopsen einfach weiter und wackeln mit den überraschendsten Körperteilen.

Er bot Bengler Wasser und Whisky an. Bengler dachte an seine Ochsentreiber. Andersson erriet sofort seine Gedanken.

- Für die ist gesorgt, sagte er. Sie bekommen Wasser, Essen, Gesellschaft, dürfen lachen, und in der Nacht gibt es Frauen, die sie wärmen und sich öffnen. Aber die Ochsen sollten Sie erschießen. Die haben Sie schon fast zu Tode geschunden. Was mich zu der Frage veranlaßt: Was machen Sie eigentlich hier?

Bengler fühlte den Schwindel kommen, kaum daß er am Whisky genippt hatte. Wie soll man etwas erklären, das man nicht einmal sich selber erklären kann, dachte er. Dann empfahl er sich, auch für ihn selbst überraschend, indem er in Ohnmacht fiel.

Als er aufwachte, lag er in der Hängematte. Der schwarze Mann in der Volkstracht schwang etwas über seinem Kopf, das aussah wie ein Wedel aus Ochsenhaut. Irgendwo im Haus hörte er Andersson einen Choral singen, falsch und wütend, als hasse er die Melodie. Bengler schloß die Augen und dachte, in gewisser Weise sei er jetzt am Ziel. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand, genausowenig wie er wußte, wer der eigentümliche Mann war, dem er das Geschwür aufgeschnitten hatte. Aber trotzdem war er angekommen. Er war in diesem endlosen Sandmeer auf einem Uferstreifen an Land gekrochen. Ich sollte

ein Gebet sprechen, dachte er. Das nicht so falsch ist wie der Choral, den ich gerade höre. Aber zu wem soll ich beten? Zu Matilda? Sie glaubt nicht an Gott. Sie fürchtet Gott auf dieselbe Weise, wie sie den Teufel fürchtet. Sie hat genausoviel Angst vor dem Himmel wie vor der Hölle. Er sprach kein Gebet. Versuchte den Blick des schwarzen Mannes einzufangen, der ihm Luft zufächelte. Dessen Augen aber waren weit weg, über Benglers Kopf.

Plötzlich überkam ihn das Gefühl, er befinde sich mitten in der Welt. Mitten im Zentrum von etwas, das zum erstenmal in seinem Leben ganz wirklich war. Etwas, das von ihm verlangte, daß er dazu Stellung bezog, eine Ansicht hatte, eine Wahl traf.

Weiter kam er jedoch nicht mit seinen Gedanken. Er merkte, daß eine starke Übelkeit der eigentliche Grund für sein Erwachen war. Hastig lehnte er sich aus der Hängematte, um sich zu übergeben. Der schwarze Mann legte den Wedel nieder und wölbte seine Hände, um das Erbrochene aufzufangen. Bengler war nicht imstande, sich wegzudrehen. Er erahnte eine Form von Liebe darin, daß ein fremder Mann in der Volkstracht von Västergötland sein Erbrochenes in seinen gewölbten Händen entgegennahm. Er wußte, daß seine Schlußfolgerung falsch war, daß er sie später korrigieren würde. Aber in diesem Moment war es Liebe. Eine Gnade, sich in die Hände eines Mitmenschen erbrechen zu dürfen.

Ermattet sank er aufs Kissen zurück. Der schwarze Mann wischte ihm das Gesicht ab. Andersson stand noch immer irgendwo und kreischte seinen Choral, der eine unendliche Zahl von Versen zu haben schien. Wiederholte er sich vielleicht? Oder sang er ihn in verschiedenen Sprachen? Obwohl Bengler sehr müde war, ganz kurz davor, in den Schlaf zu sinken, versuchte er zuzuhören. Da stellte er fest, daß Andersson nicht den sakralen Text sang. Die Melodie des Chorals füllte er mit eigenen Worten aus. Er beschimpfte jemanden namens Lukas,

der schon längst einen Zaun hätte reparieren sollen. Dann sang er von einem Floß, mit dem er einst auf dem Vänensee gesegelt war, ging aber bald wieder dazu über, Lukas zu verwünschen, und Bengler wurde klar, daß Andersson entweder verrückt war oder betrunken.

Dennoch fühlte er sich völlig geborgen.

Trotz allem hatte er überlebt. Er war irgendwo angekommen. Der Magnet hatte ihn aus seinem Griff entlassen. Er war an einen unbekannten Ort gelangt, wo es Menschen gab. Ein Stück Schweden, etwas, das er wiedererkennen konnte.

Er wachte in der Dunkelheit davon auf, daß er schnarchte.

Aber als er die Augen aufschlug, schnarchte es weiter. Andersson schlief zusammengerollt auf einem Zebrafell neben einer brennenden Tranlampe. Vorsichtig wand sich Bengler aus der Hängematte, da er pinkeln mußte. Er tastete sich im Dunkeln voran, auf der Suche nach einer Tür oder einem Vorhang, und ohne daß er richtig merkte, wie es zuging, stand er auf einmal im Freien. In einiger Entfernung brannten mehrere Feuer. Menschen redeten gedämpft miteinander, Schatten bewegten sich, ein Kind weinte leise. Die plötzliche Kälte und der Nachtwind ließen ihn schauern. Dann pinkelte er. Wie üblich zeichnete er mit dem Urinstrahl ein paar Zahlen in den Sand. Diesmal eine Vier und eine Neun. Er kam bis zur Hälfte einer Acht. Dann war er fertig.

Als er wieder ins Zimmer trat, war Andersson aufgewacht. Er saß aufrecht da und wischte Ruß vom Glas der Tranlampe.

- Während Sie schliefen, habe ich versucht herauszufinden, wer Sie sind. Ich habe die Ladung Ihres Wagens kontrolliert. Das einzige, was ich fand, war eine Anzahl von Büchern und Tafeln über Insekten. Ein paar Gläser mit Würmern und Käfern. Aber sonst nichts. Es ist, als hätte man ein rollendes Irrenhaus zu Besuch. Viele sind hier schon vorbeigekommen. Aber keiner

war so verrückt wie Sie.

Er ließ von der Tranlampe ab und steckte sich eine Pfeife an.

- Ihrem Katechismus konnte ich entnehmen, daß Sie aus Hovmantorp kommen. Ich habe es auf meiner alten Karte von Schweden gesucht. Aber ich fand kein Hovmantorp. Entweder ist das, was Sie in Ihren Notizbüchern schreiben, gelogen. Oder Hovmantorp ist ein unbekannter Ort, obwohl es mich wundert, daß in einem Land wie Schweden noch immer weiße Flecken existieren.

- Wie lange sind Sie schon hier?

- Diese Frage ist sehr unpräzise. Was heißt hier? In der Wüste? In Afrika? Oder in diesem Zimmer?

- In Afrika?

- Seit neunzehn Jahren. Jeden Tag aufs neue wundere ich mich, daß ich noch lebe. Darüber wundern sich auch all die Schwarzen, die mich umgeben. Es wundert sogar die Ochsen und die Strauße und vielleicht sogar die wilden Hunde. Aber manchmal denke ich, daß ich vielleicht schon tot bin. Ohne es bemerkt zu haben.

Er zog einen Kanister mit Schnaps zu sich heran und trank.

- Hätten Sie das Geschwür nicht aufgeschnitten, wäre ich vermutlich gestorben. Wenn es Ihnen Befriedigung bereitet, kann ich gern sagen, Sie seien wie ein sanftmütiger Erlöser durch die Wüste gekommen und hätten mir das Leben gerettet.

- Früher einmal wollte ich Arzt werden. Aber ich hatte kein Talent dazu.

- Es kommt oft vor, daß Europäer, die untalentiert sind, nach Afrika kommen. Hier können sie ihre Hautfarbe und ihren Gott geltend machen. Müssen nichts können, nichts wollen. Hier lebt man gut davon, Menschen zur Unterwerfung zu zwingen. Hierher kommen Analphabeten aus Deutschland, und plötzlich sind sie Vorarbeiter von hundert Afrikanern und maßen sich das

Recht an, nach Belieben über sie zu verfügen. Östlich von dieser Wüste machen die Engländer genau dasselbe, nördlich von uns sitzen Portugiesen und singen ihre sentimental Lieder und peitschen ihren schwarzen Arbeitern die Haut vom Leib. Nach Amerika exportieren wir die Tüchtigkeit. Nach Afrika kommen entweder Erweckungsprediger oder träge Bestien. Und ich. Der ich weder ein Prediger noch eine Bestie bin.

- Was sind Sie?

- Weitblickend. Ich mache Geschäfte.

- In Kapstadt habe ich einen Mann namens Wackman getroffen. Er sprach von der Wichtigkeit, rechtzeitig zu erkennen, daß das Pianoforte in Zukunft große Reichtümer schaffen kann.

- Stimmt. Da hat der Mann ausnahmsweise recht. Wackman ist ein widerlicher Mensch. Er schlitzt seinen Huren die Fußsohlen auf, damit sie ihn nie vergessen. Außerdem ist er eigentlich auf kleine Jungen mit hellbrauner Haut versessen. Die reibt er mit Öl ein. Es geht das Gerücht, daß er einmal, nachdem er einen solchen Jungen bestiegen hatte, so verzückt war, daß er den Jungen anzündete. Das Öl sorgte dafür, daß der Junge sehr schnell in Flammen stand.

Bengler versuchte sich darüber klarzuwerden, ob Andersson tatsächlich so zynisch war, wie er sich gab. Wie tief waren die Kälte der Nächte und die Einsamkeit eigentlich in ihn eingedrungen? Befanden sich dort nur gefrorene Räume, in Eisblöcke gebettete Gefühle, ähnlich wie seine eigenen Käfer in ihrem Spiritus eingeschlossen waren? Oder war da noch etwas anderes?

- Ich habe nach einem anderen Mittelpunkt in meinem Leben gesucht, sagte Andersson. Mein Vater war Apotheker, und er erwartete, daß ich die gleiche Leidenschaft für Klistiere aufbringen sollte wie er selber. Aber ich bin mit einem Haß auf alle Salben geboren. Also lief ich weg. Versteckte mich an Bord

eines Schiffes, das mit Lidköpingsporzellan nach Göteborg fuhr. Und von da aus ging es in die weite Welt hinaus. Bis ich hier gestrandet bin. Ein einziges Mal bin ich nach Hause zurückgekehrt. Um meinen Vater zu beerdigen. Sechs Monate nach seinem Tod kam ich an. Sie hatten ein Loch in der Erde gelassen, damit ich ein wenig Erde auf den Sarg schütten konnte. Aber ich tat ihm Wüstensand hinein. Damals nahm ich auch die Tracht für Geijer mit.

- Heißt er Geijer?

- Wie er wirklich heißt, habe ich vergessen. Aber ich habe ihn Geijer getauft. Ein feiner Name. Ein kluger Mann, der ein paar Gedichte geschrieben hat, die ich bis heute behalten habe. Lebt er noch?

- Erik Gustaf Geijer ist tot.

- Alle sind tot.

- Sie leben mitten in einer Wüste.

- Ich gehe auf die Jagd. Mir gehört die einzige Handelsstation, zu der Schwarze Zutritt haben. Hier kommen keine Deutschen her. Sie hassen mich auf dieselbe Weise, wie ich sie hasse. Weil sie wissen, daß ich sie vollständig durchschaue. Ihre Brutalität, ihre Angst.

- Sie jagen Elefanten?

- Nichts anderes. Was gedenken Sie in Ihre leeren Gläser zu tun?

- Ich will Insekten kartieren. Sie systematisieren und benennen.

- Wozu denn?

- Weil es noch nicht gemacht wurde. Andersson betrachtete ihn lange, ehe er antwortete.

- Das ist eine Antwort, der ich mißtraue. Etwas zu machen, nur weil es noch nicht getan worden ist.

- Ich habe keine andere Antwort.

Andersson legte sich hin und breitete ein Tuch über sich.

- Sie können hierbleiben. Ich brauche Gesellschaft. Jemand, der mit mir die Mahlzeiten teilt, jemand, der meine Geschwüre aufschneiden kann.

- Ich habe kaum noch etwas, um zu bezahlen.

- Ihre Gesellschaft genügt mir.

Er blieb an dem Ort, den Andersson Nya Vänersborg getauft hatte. An der Rückseite des Zimmers, in dem er seine erste Nacht verbracht hatte, gab es eine Kammer, in der Andersson seine Elefantenzähne aufbewahrte. Der Raum wurde geleert und gesäubert, und er konnte einziehen. Die Ochsentreiber wurden entlassen, die Tiere geschlachtet, und Andersson half ihm, neue Zugtiere und Ochsentreiber zu beschaffen. Die ganze Zeit hatte er das Gefühl, Andersson würde sie als Spione gegen ihn einsetzen. Andersson wußte immer, was er dachte, welche Pläne er hatte. Außerdem hatte er den Verdacht, daß Andersson seine Tagebücher las und seine Kleider durchsuchte. Jeden Abend aßen sie zusammen und unterhielten sich. Aber hin und wieder zog sich Andersson mit seinen Schnapskanistern zurück, wenn eine schwarze, sehr schöne Frau zu Besuch kam. Dann ergriff Bengler manchmal ein heftiges Verlangen nach Matilda. Er nahm seine Gewohnheit wieder auf, täglich zwei-, dreimal zu onanieren.

Mitunter verschwand Andersson und blieb für mehrere Wochen weg. Die Handelsstation leitete unterdessen Geijer, der seine Volkstracht offenbar nie ablegte. Der Laden führte Salz, Zucker, bestimmte Getreidesorten, einfache Stoffe und Munition. Geld wurde nicht umgesetzt, alle Geschäfte beruhten auf Tauschhandel. Die schwarzen Männer, die wie einsame Schiffe in all dem Weißen auftauchten, schleppten Schildpatt oder Elefantenzähne an. Etwas anderes sah er nicht. Dann verschwanden sie mit ihren Stoffen und ihren Säcken. Mit

Geijer konnte er simple Gespräche auf schwedisch führen. Andersson hatte ihm die Sprache beigebracht. Aus irgendeinem Grund sprach Geijer den Göteborger Dialekt. Aber da sein Wortschatz begrenzt war und es ihn offenbar immer tief betrückte, wenn er das Gesagte nicht verstand, ließ sich Bengler nie auf kompliziertere Diskussionen ein.

Außerdem beschäftigten ihn seine Insekten. Die Glasgefäße füllten sich allmählich. Aber noch nach sieben Monaten hatte er kein Insekt gefunden, von dem er mit absoluter Sicherheit sagen konnte, es sei unbekannt.

Eines Abends, er war seit vier Monaten bei Andersson, lag auf dem Boden unter seiner Hängematte eine Frau, als er schlafen gehen wollte. Sie war nackt, nur mit einem dünnen Tuch zugedeckt, und er schätzte, daß sie nicht älter war als sechzehn. Er legte sich in die Hängematte und hörte sie unter sich atmen. In dieser Nacht schlief er sehr unruhig. Schlummerte erst in der Morgendämmerung ein. Als er die Augen wieder aufschlug, war sie verschwunden. Er fragte Andersson, wer sie sei.

- Ich habe sie zu Ihnen geschickt. Sie können nicht länger ohne Frau sein. Sonst fangen Sie an, sich merkwürdig zu benehmen.

- Ich möchte mir die Frau selber aussuchen.

- Sie bleibt, bis Sie sich entschieden haben. Und sie will es selber so.

Anderssons Antwort ärgerte ihn. Aber er ließ sich nichts anmerken.

Auch während der nächsten Nacht schlief er noch in der Hängematte, mit der Frau unter sich auf dem Boden. In der dritten Nacht legte er sich an ihre Seite, und von da an verbrachte er jede Nacht auf dem Fußboden. Sie war sehr warmherzig, besaß eine Art von stiller Zuneigung, die ihn verwunderte, da er so etwas von Matilda nicht kannte. Sie war

die ganze Zeit ernst, hielt die Augen geschlossen und streifte nur gelegentlich mit den Händen seinen Rücken.

Es war, als würde sie stets in dem Moment einschlafen, in dem er zum Orgasmus kam.

Sie hieß Benikkolua, und er hörte sie nie weinen. Hingegen sang sie fast immer, wenn sie sein Zimmer saubermachte, seine Kleider ausschüttelte und vorsichtig seine Papiere auf dem Schreibtisch ordnete, den er von Andersson bekommen hatte.

Er wollte, daß sie ihn ihre Sprache lehrte. Nicht zuletzt diese eigenartig klickenden Laute. Er deutete auf verschiedene Gegenstände, und sie sprach die Worte aus. Er schrieb sie auf, und sie lachte, wenn er versuchte, sie zu nachzuahmen.

Jede Nacht glitt er in sie hinein, und er fragte sich, wer er eigentlich war. Für sie. Beging er einen Übergriff, oder war sie aus freiem Willen da? Bezahlte Andersson sie mit etwas, von dem er nichts wußte?

Er sprach Andersson darauf an. Aber dieser wiederholte nur, sie sei hier, weil es ihr eigener Wunsch sei.

Anderssons Liebesleben schien dagegen sehr kompliziert. Er hatte eine Frau in Kapstadt, die ihm drei Kinder geboren hatte, eine weitere Familie auf dem fernen Sansibar sowie mehrere Frauen, die in unregelmäßigen Abständen durch die Wüste gewandert kamen, um eine oder mehrere Nächte mit ihm zu verbringen.

Alle diese Frauen waren selbstverständlich schwarz. Bei einer Gelegenheit, als sie beim Essen saßen, fing Andersson plötzlich an, von einer Pfarrerstochter in Vänersborg zu reden, in die er verliebt gewesen sei, als er jung war. Aber er verstummte genauso abrupt, wie er angefangen hatte.

Am nächsten Tag verschwand er in die Wüste, um Elefanten zu jagen.

So vergingen neun Monate. Dann fand Bengler endlich sein Insekt. Es war ein unscheinbarer Käfer, den er nicht identifizieren konnte. Da er kurze, möglicherweise gar nicht entwickelte Fühler besaß, war er nicht einmal sicher, ob es wirklich ein Käfer war. Aber als er ihn in sein Glas steckte und den Deckel zuschraubte, war er davon überzeugt.

Er hatte es geschafft. Er mußte nun also nach Schweden zurückkehren und diese Neuentdeckung in den wissenschaftlichen Journalen bekanntgeben.

Bei diesem Gedanken geriet alles in ihm in Aufruhr. Woher sollte er die Kraft zur Heimkehr nehmen? Und zu was heimkehren?

Den Käfer hatte er bei einer Expedition gefunden, die es mit sich gebracht hatte, daß er Nya Vänersborg zwei Wochen lang fernblieb.

Als er zurückkehrte, fand er Andersson im Laden. Eine Wagenladung mit Salz war eingetroffen.

Aber als er zur Tür hereintrat, war da noch etwas anderes. Auf dem Boden stand etwas, das aussah wie ein Verschlag. Darin lag ein Junge und starrte ihn an, als er sich vorbeugte und hineinspähte.

Als er den Jungen in dem Verschlag sah, war es, als würde er sich selber sehen. Warum, wußte er nicht. Trotzdem war er sich sicher. Der Junge, der da lag, war er selber. Bengler blickte fragend zu Andersson hin, der Geijer gerade anwies, wie er die Salzsäcke stapeln sollte, um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen, die auf eigentümlichen Wegen sogar diesen fernen Außenposten mitten in der Wüste erreichte.

- Was ist das? fragte er.
- Ich habe ihn im Tausch gegen einen Mehlsack bekommen.
- Warum liegt er hier?
- Ich weiß nicht. Irgendwo muß er ja sein.

Bengler fühlte, wie Ärger in ihm hochstieg. Andersson und sein verdammtes Salz. Während ein Junge auf dem Boden einer schmutzigen Kiste lag.

- Wer ist das, der einen lebendigen Menschen gegen einen Sack totes Mehl eintauscht?

- Irgendein Verwandter. Seine Eltern sind tot. Es hat offenbar einen Stammeskrieg gegeben. Oder vielleicht eine Fehde. Vielleicht sind es Deutsche, die eine ihrer Jagden auf sie veranstaltet haben. Das tun sie gern. Der Junge hat keine Angehörigen mehr. Hätte ich den Tausch abgelehnt, wäre er einfach im Sand verschwunden.

- Hat er einen Namen?

- Nicht daß ich wüßte. Genausowenig weiß ich, was ich mit ihm anfangen soll. Also wird er hierbleiben. Genau wie Sie. Ein zufälliger Besucher, der hängenbleibt.

In diesem Moment wußte Bengler plötzlich, was zu geschehen hatte. Er brauchte keine Bedenkzeit. Jetzt hatte er

seinen Käfer gefunden. Er würde nach Schweden zurückkehren. Der Traum von den Insekten begeisterte ihn nicht mehr. Aber der Junge da in der Kiste, oder vielleicht war es eigentlich ein Verschlag für ein Tier, dieser Junge war wirklich.

- Ich adoptiere ihn. Ich nehme ihn mit.

Zum erstenmal, seit das Gespräch begonnen hatte, zeigte Andersson Interesse. Er stellte einen Salzsack auf den Holzdielen ab und musterte Bengler mit Widerwillen.

- Was haben Sie gesagt?

- Sie haben es gehört. Ich werde ihn adoptieren.

- Und?

- Es gibt kein Und. Es gibt nur eine Fortsetzung. Ich fahre nach Hause. Ich nehme ihn mit.

- Wozu?

- Dort kann ich ihm ein Leben bieten. Hier geht er unter. Genau wie Sie gesagt haben.

Andersson spuckte aus. Sofort war Geijer zur Stelle und wischte den Schleimklumpen mit einem Lappen weg. Bengler erinnerte sich voll Scham, wie er sich einmal erlaubt hatte, in Geijers Hände zu speien.

- Was ist das für ein Leben, von dem Sie meinen, Sie könnten es ihm bieten?

- Allemal ein besseres als das da.

- Sie bilden sich ein, er würde überleben? Eine Reise auf dem Meer? Die Kälte in Schweden? Schnee und Wind und all die stummen Menschen? Sie sind nicht nur verrückt. Sie sind außerdem überheblich. Haben Sie Ihr Insekt schon gefunden?

Bengler zeigte ihm sein Glas.

- Ein Käfer. Mit eigentümlichen Fühlern. Er ist noch nicht benannt.

- Sie werden dem Jungen das Leben nehmen.

- Im Gegenteil. Sagen Sie mir, was Sie für ihn haben wollen.
Andersson lächelte.

- Ein Versprechen. Daß Sie irgendwann zurückkommen und erzählen, wie es ihm ergangen ist.

Bengler nickte. Er versprach es. Immer noch bedenkenlos.

- Die Kiste will ich behalten, sagte Andersson. Das Ungeziefer bekommen Sie gratis.

Dann deutete er auf Geijer und der hob den Jungen aus der Kiste. Er war von kleinem Wuchs. Bengler schätzte ihn auf acht oder neun. Er hockte sich vor ihn hin. Als er lächelte, kniff der Junge die Augen zu, als wollte er sich unsichtbar machen. Bengler dachte, er müßte dem Jungen einen Namen geben. Das war das Wichtigste von allem. Ein Mensch ohne Namen existierte nicht. Er dachte sofort an seinen eigenen Nachnamen. Was könnte passen?

- Nennen Sie ihn doch Lazarus, schlug Andersson vor, der wieder einmal seine Gedanken gelesen hatte. War das nicht der, der von den Toten auferstanden ist? Oder warum nicht Barabbas? Damit er an Ihrer Seite an dem Kreuz hängen kann, das Sie für ihn zusammennageln?

Bengler dachte, daß er Andersson am liebsten totschiagen würde. Wenn er die Kraft dazu besäße. Aber Andersson würde ihn nur abschütteln wie ein Insekt.

- Sie finden Barabbas keine gute Idee? Bengler fühlte, daß er schwitzte.

- Barabbas ist ein Räuber. Wir sprechen davon, einem verlassenen Kind einen Namen zu geben.

- Was weiß er davon, was in der Bibel steht?

- Eines Tages wird er es wissen. Wie soll ich ihm dann erklären, daß ich ihn nach einem Räuber getauft habe?

Andersson brach in Gelächter aus.

- Ich glaube, Sie meinen es ernst. Daß der Junge mit übers

Meer genommen werden soll, und daß er es überleben wird. Wieso muß ich ausgerechnet so einen verdammten Idioten unter meinem Dach beherbergen.

- Ich gehe bald weg von hier.

Andersson breitete die Arme aus, wie zu einem Friedensangebot.

- Man könnte ihm vielleicht den Namen David geben, sagte Bengler.

Andersson runzelte die Stirn.

- An den erinnere ich mich nicht. Was hat er gemacht?

- Gegen Goliath gekämpft. Andersson nickte.

- Das könnte passen. Denn gegen einen Goliath wird er kämpfen müssen.

- Josef, sagte Andersson plötzlich. Der, der verstoßen wurde. Josef ist ein schöner Name.

Bengler schüttelte den Kopf. Sein eigener Vater hatte Josef als Zweitnamen gehabt.

- Paßt nicht.

- Wieso nicht?

- Es weckt unangenehme Erinnerungen, antwortete Bengler vage.

Andersson fragte nicht weiter.

Während sie redeten, stand der Junge regungslos da. Bengler begriff, daß er auf etwas Entsetzliches gefaßt war. Daß man ihn schlagen würde, vielleicht sogar töten.

- Hat er gesehen, was mit seinen Eltern geschehen ist? Wieder zuckte Andersson mit den Schultern. Er war zum Salz zurückgekehrt. Geijer balancierte hoch oben auf einer Leiter.

- Schon möglich. Ich habe nicht weiter gefragt. Warum sollte man etwas herausfinden wollen, von dem man froh ist, es nicht zu wissen? Ich habe die Deutschen diese Leute jagen gesehen,

wie man sonst Ratten jagt.

Bengler legte dem Jungen die Hand auf den Kopf. Der *ganze* Körper war angespannt. Er hielt die Augen weiterhin geschlossen.

In diesem Moment kam Bengler die Erleuchtung.

Der Junge sollte Daniel heißen. Daniel, der in der Löwengrube gesessen hatte. Das war ein passender Name.

- Daniel, sagte Bengler. Daniel Bengler. Das klingt wie ein Jude. Aber da du schwarz bist, bist du kein Jude. Jetzt hast du einen Namen.

- Er ist völlig verlaust. Außerdem ist er unterernährt. Mästen Sie ihn und waschen Sie ihn. Sonst ist er tot, bevor Sie in Kapstadt ankommen. Bevor er überhaupt weiß, daß er einen christlichen Namen erhalten hat.

An diesem Abend verbrannte Bengler die Kleider des Jungen. Er schrubbte ihn in einer Holzwanne und zog ihm eins von seinen eigenen Hemden an, das ihm bis zu den Knöcheln reichte. Benikkolua blieb die ganze Zeit in der Nähe. Sie hätte den Jungen gern gewaschen. Aber Bengler bestand darauf, es selber zu tun. Auf diese Weise würde er dem Jungen vielleicht etwas von seiner stummen Angst nehmen. Bisher hatte er kein einziges Wort gesagt. Sein Mund war fest geschlossen. Auch als Bengler ihm Essen geben wollte, machte er ihn nicht auf. Er glaubt, sein Leben würde davonfliegen, wenn er den Mund aufmacht, dachte Bengler.

Er bat Benikkolua, es zu versuchen. Aber der Junge machte den Mund nicht auf.

Andersson stand daneben und beobachtete alles.

- Nehmen Sie eine Zange, sagte er. Brechen sie ihm den Mund auf. Ich verstehe dieses Getue nicht. Wenn man Leben retten will, muß man hart zupacken.

Bengler antwortete nicht. Es würde eine Erleichterung sein, Andersson loszuwerden. Trotz all der Hilfe, die er von ihm bekommen hatte, wurde Bengler bewußt, daß er ihn schon bei ihrer ersten Begegnung nicht gemocht hatte, als er gezwungen gewesen war, Anderssons Rückengeschwür aufzuschneiden. Er dachte, Andersson sei wie die Deutschen oder die Portugiesen oder die Engländer. Die, welche die Schwarzen quälten, sie wie Ratten jagten. Der Unterschied war lediglich, daß Andersson dieselbe Brutalität mit Diskretion ausübte. Was machte es eigentlich für einen Unterschied, ob man Menschen in Eisen und Ketten legte oder sie in eine unbegreifliche Volkstracht steckte? Er dachte auch, er sollte Andersson dies alles sagen. Ihm zum Abschied zeigen, daß er ihn durchschaut hatte. Aber er wußte, daß ihm der Mut fehlte. Andersson war zu stark für ihn. Im Vergleich zu ihm gehörte Bengler zu einer unbedeutenden Dynastie, einer, die niemals die Macht über die Wüste erlangen würde.

In dieser Nacht mußte Benikkolua draußen vor der Tür schlafen. Bengler ließ den Jungen allein auf der Matratze liegen und stellte den Napf mit Essen neben ihn. Dann löschte er die Lampe und legte sich in seine Hängematte. Im Gegensatz zu Benikkolua, deren Atem er immer hatte hören können, war der Junge vollkommen still. Eine plötzliche Unruhe ließ ihn auffahren. Er zündete die Lampe an. Der Junge war wach. Seine Kiefer waren noch immer fest zusammengebissen. Bengler verriegelte die Tür und kehrte in die Hängematte zurück.

Am Morgen, als er aufwachte, hatte der Junge alles aufgegessen. Jetzt schlief er. Sein Mund war leicht geöffnet.

Drei Tage später traf Bengler die letzten Vorkehrungen für den Aufbruch. Er hatte seine Habe auf dem Wagen verstaut und

festgezurt. Noch immer hatte der Junge kein einziges Wort gesagt. Er saß stumm auf dem Boden oder im Schatten und hielt die Augen geschlossen. Hin und wieder strich ihm Bengler über den Kopf. Noch immer war der Körper sehr angespannt.

Bengler hatte Benikkolua zu erklären versucht, daß er jetzt abreisen würde. Ob sie es verstand oder nicht, konnte er nicht beurteilen. Wie sollte er ihr erklären, was ein Meer war? Wie die weite Sandwüste, aber aus einer Art Regenwasser? Was war eigentlich eine Entfernung? Wie weit lag Schweden überhaupt weg? Zugleich spürte er, daß sie ihm fehlen würde. Obwohl er nichts über sie wußte. Ihren Körper kannte er. Aber wer sie war, wußte er nicht.

Diesen letzten Abend verbrachte er mit Andersson. Es gab Straußenfleisch, in Kräutersud gedünstet. Andersson hatte einen Kanister mit Wein bereitgestellt. Als wollte er unterstreichen, daß es ein wichtiger Tag war, hatte er ein frisches Hemd angezogen. Während der ganzen Zeit, die Bengler in der Handelsstation verbracht hatte, hatte er nie erlebt, daß Bengler sich wusch. Aber er hatte sich an den Gestank gewöhnt, bemerkte ihn nicht mehr. Andersson wurde rasch betrunken. Bengler hielt sich mit dem Trinken zurück. Er fürchtete die Übelkeit, wenn er am nächsten Tag in die Wüste hinausziehen würde.

- Vielleicht werde ich Ihre Gesellschaft vermissen, sagte Andersson. Aber ich weiß, daß früher oder später wieder irgendein verrückter Schwede hier anmarschiert kommt. Mit einer sinnlosen Aufgabe, die er sich gestellt hat.

- Meine Aufgabe war überhaupt nicht sinnlos. Außerdem habe ich einen Sohn bekommen.

- Einen Sohn bekommen? Zum Teufel auch. Sie nehmen ihm das Leben! Kann sein, daß er die Schiffsreise übersteht. Aber danach? Was haben Sie sich danach vorgestellt?

- Ich werde dafür sorgen, daß er ein gutes Leben bekommt.
- Wie wollen Sie das machen? Wollen sie ihn aufspießen, wie man Insekten aufspießt? Wollen Sie ihn in eins von Ihren illustrierten Werken kleben?

Bengler dachte, daß er sich gegen die Unverschämtheiten zur Wehr setzen sollte. Aber er wußte nicht, wie. Andersson war immer noch zu stark für ihn. Es war der letzte Abend, und seine Anklagen oder Beleidigungen würden sich nicht wiederholen lassen, sie würden nur tot zu Boden fallen, kaum daß sein Wagen davongerollt wäre. Trotzdem konnte er nicht so hart dagegenhalten, wie er es gewünscht hätte.

- Ihr Leben ist nicht nur sonderbar, sagte er. Es ist vor allem jämmerlich. Sie tun so, als leisteten Sie Widerstand gegen das, was in dieser Wüste vorgeht. Diese Jagd auf Menschen, die nichts anderes getan haben, als seit Urzeiten hier zu leben. Sie geben sich empört, heucheln Menschenliebe, tun so, als wären Sie ein guter Mensch. Aber nach allem, was ich gesehen habe, sind Sie genauso widerlich wie all die anderen Weißen hier. Abgesehen von einer Person. Mir selbst.

- Ich peitsche meine Neger äußerst selten. Ich kneife sie nicht mit Zangen, gebe ihnen keine Ohrfeigen, bringe ihnen nicht den Katechismus bei. Ich halte zwar Ordnung. Aber ich reiße sie nicht mit den Wurzeln aus, damit sie im schwedischen Schnee tot umfallen. Ich stelle Ihnen eine ganz einfache Frage: Was ist schlimmer?

- Ich kann beweisen, daß Sie unrecht haben.
- Sie haben ein Versprechen gegeben. Daß Sie zurückkommen. Und erzählen.

Der Rest des Essens verlief unter Schweigen. Andersson war bald so betrunken, daß sein Blick umherirrte, ohne die Flamme der Tranlampe fixieren zu können. Bengler fand plötzlich, er gliche einem verirrtten Insekt, das nachts zu einem Lichtpunkt gestrebt war, den es da eigentlich gar nicht geben sollte.

In der Nacht, als letzte Aufzeichnung nach all den Briefen, die er an Matilda geschrieben hatte, notierte er: *Morgen Aufbruch. Andersson flatterte wie ein Nachtfalter um die Lampe. Ich weiß nicht, ob er ein böser Mensch ist. Aber er ist ein unvernünftiger Mensch. Er weigert sich, seine eigenen Handlungen zu durchschauen. Nachdem ich zwei Gläser Wein getrunken hatte, fing ich an zu phantasieren, daß er wirklich ein Insekt sei, das ich auf einem weißen Papierbogen aufspießte.*

Über Daniel hatte er noch keine einzige Aufzeichnung gemacht. Er hatte beschlossen, bis nach ihrer Abreise damit zu warten. Wenn die Handelsstation hinter ihnen verschwunden wäre, würde er anfangen zu schreiben.

Daniel schlief auf der Matratze. Sein Mund war immer noch fest geschlossen. Bengler hätte gern gewußt, was er träumte. Obwohl er zuviel getrunken hatte und auch noch Andersson hatte ins Bett schleppen müssen, war es ihm gelungen, in dieser Nacht einen letzten Liebesakt mit Benikkolua zu vollziehen. Er war aus dem Zimmer geschwankt, in dem früher das Elfenbein lagerte, und über sie gestolpert, wie sie da auf ihrer Bastmatte lag. Wie üblich war sie unter dem dünnen Stofftuch nackt. Er wunderte sich, daß sie in der kalten Wüstennacht nie zu frieren schien.

Am Morgen wachte er sehr früh auf. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Daniel schlief. Bengler ging leise zur Tür hinaus. Benikkulua war fort. Die Bastmatte hatte sie mitgenommen. Aber das dünne Stofftuch hatte sie an einer vorspringenden Dachlatte aufgehängt. Da flatterte es jetzt als Gruß an ihn, Benikkuloas Fahne. Ihm stiegen die Tränen in die Augen, und es erschien ihm genauso wahnsinnig, jetzt abzureisen, wie es

einmal gewesen war, sich hierher zu begeben.

Genauso viele Fragen waren noch offen, Antworten gab es genauso wenige.

Einer einzigen Sache war er gewiß. Die Verantwortung, die er ohne jedes Zögern für den Jungen in Anderssons Kiste übernommen hatte, war etwas, das er nicht bereuen würde. Was er sich selber nicht hatte geben können, würde er vielleicht einem anderen geben können.

Bengler wartete, bis Daniel aufgewacht war. Dann lächelte er, zog ihm sein bestes Hemd an und trug ihn hinaus. Als Daniel den Wagen mit den vorgespannten Ochsen sah, fing er plötzlich an zu schreien und um sich zu schlagen. Bengler mußte ihn ganz fest halten, der Junge war wie eine Wildkatze. Als er seine Zähne in Benglers Nase schlug, war dieser gezwungen, ihn loszulassen. Der Junge lief schnurstracks in die Wüste hinaus. Bengler folgte ihm, während ihm das Blut übers Gesicht rann.

Einen kurzen Moment meinte er, er müßte ihn schlagen. Aber als er den Jungen einholte, war der Gedanke schon verflogen. Noch immer brüllte er wie am Spieß und schlug wild um sich. Aber diesmal behielt Bengler ihn im Griff und schleifte ihn zum Wagen. Dort band er ihn an der Ladung fest, genau wie er damals Amos und Neka an die Wagenräder gebunden hatte. Der Junge zog und zerrte an den Stricken, seine Schreie durchbohrten Bengler wie Messer. Aber er konnte jetzt nicht mehr zurück.

Andersson war auf die Treppe getreten und beobachtete den Auftritt.

- Wie ich sehe, reisen Sie ab, rief er. Ein stiller Aufbruch. Ich verstehe bloß nicht, wieso Sie den Jungen so quälen müssen. Was hat er Ihnen denn getan?

Bengler rannte auf Andersson zu. Jetzt gab es keine Furcht mehr.

- Ich will ihn vor Ihnen in Sicherheit bringen.

Dann stürzte er sich auf Andersson. Sie rollten im Sand herum. Andersson hatte den Angriff mit einem Brüllen beantwortet. Ringsumher standen schwarze Menschen und betrachteten stumm die weißen Männer, die sich wie rasend im Sand prügeln.

Dann war es vorbei. Andersson streckte Bengler mit einem Treffer in den Bauch nieder. Es dauerte ein paar Minuten, ehe er wieder zu Atem kam.

- Verschwinden Sie jetzt. Aber kommen Sie zurück. Und erzählen Sie mir, wie der Junge gestorben ist.

Andersson drehte sich um und ging ins Haus. Auf dem Wagen schrie der Junge weiter und zerrte an den Stricken. Bengler wischte sich das Blut vom Gesicht und rief die Ochsentreiber.

Die Schwarzen standen schweigend da.

Für einen kurzen Augenblick dachte Bengler, er hätte einen Fehler gemacht.

Aber er schob den Gedanken rasch beiseite.

Erst am späten Nachmittag hörte der Junge auf zu weinen. Es geschah plötzlich, ohne Vorwarnung. Er wurde ganz still und hielt die Augen geschlossen, den Mund fest zusammengepreßt.

Werde ich je begreifen, was er denkt? Bengler, der neben dem Wagen herging, betrachtete ihn lange. Dann lockerte er die Stricke. Der Junge rührte sich nicht. Er versteht, daß ich ihm Gutes will, dachte Bengler. Es wird Zeit brauchen. Aber schon jetzt hat er angefangen, es zu verstehen.

Als sie einige Wochen später in Kapstadt ankamen, erfuhr Bengler, daß Wackman tot war. Er war an einem Schlaganfall gestorben, in seinem Bordell, das jetzt ein Mann aus Belgien übernommen hatte.

Daniel schrie nicht mehr. Er sprach nicht, lächelte nie, aber er aß alles, was Bengler ihm vorsetzte. Bengler war jedoch im Zweifel, ob er nicht noch einmal versuchen würde wegzulaufen. Deshalb fesselte er ihn nachts und band sich das Ende der Schnur ums Handgelenk.

Anfang Juli bestiegen sie ein französisches Handelsschiff, eine Barke, die nach Le Havre ging. Der Kapitän, der Michaux hieß, versicherte, dort würden sie ohne Schwierigkeiten ein Schiff finden, das sie nach Schweden brachte. Das Geld, das Bengler für den Wagen und die Ochsen bekommen hatte, würde für die Reise reichen.

Spät am Abend des 7. Juli 1877 verließen sie Kapstadt. Da Bengler fürchtete, Daniel könnte sich über Bord werfen, wie es bei Sklaven öfter vorkam, hielt er ihn angebunden, wenn sie an der Reling standen.

Daniel hatte die Augen geschlossen.

Bengler hätte gern gewußt, was er hinter den geschlossenen Lidern sah.

Das Schiff hieß »Chansonette« und kam direkt aus Goa auf der indischen Halbinsel. Aus dem Laderaum stiegen satte Düfte von geheimnisvollen Gewürzen auf, wie Bengler sie noch nie gerochen hatte. Als er seinen ersten Spaziergang an Deck machte, bemerkte er sonderbare Eisengriffe, die an den Decksplanken festgeschraubt waren. Erst brachte er sie nur mit vagen Erinnerungsbildern in Verbindung. Dann fiel ihm ein, daß er sie einmal in einem voluminösen englischen illustrierten Werk gesehen hatte, das im Detail die Instrumente und Geräte abbildete, mit denen die Sklaven während der Überfahrt nach Westindien für gewöhnlich gefangengehalten wurden. Er befand sich also auf einem ehemaligen Sklavenschiff. Das bereitete ihm ein heftiges Unbehagen. Das sauber geschrubhte Deck füllte sich plötzlich mit Blut, das stärker roch als die Gewürze, die unten in den Laderäumen in Säcken und Tonnen lagerten. Er sah Daniel an, den er an einem Strick führte. Damit er sich nicht mit einem raschen und unerwarteten Ruck losreißen konnte, was er in unregelmäßigen Abständen versuchte, hatte Bengler ein Geschirr konstruiert, das er Daniel anlegte. An einer Öse aus kräftigem Segelgarn hatte er den Strick befestigt, den er bald in der Hand hielt, bald an seinem Gürtel festgeknotet trug. Dem Kapitän hatte er erklärt, Daniel sei sein Adoptivsohn und würde ihn nach Europa begleiten. Michaux hatte keine Fragen gestellt, nicht den kleinsten Anflug von Neugier gezeigt. Bengler hatte ihn gebeten, die Besatzung darüber aufzuklären, daß Daniels unberechenbare Natur es notwendig machte, ihn anzuschirren. Es sei also eine Vorsichtsmaßnahme, kein Ausdruck von Grausamkeit. Michaux ließ einen seiner Steuermänner kommen, einen Holländer namens Jean, und beauftragte ihn, die Besatzung zu informieren.

Sie hatten eine Kabine achteraus bekommen, gleich neben der Kajüte des Kapitäns. Nach einem heftigen Anfall von Verzweiflung, als er vergeblich versucht hatte, sich loszureißen, war Daniel in Apathie versunken. Um ihn zu beruhigen, hatte Bengler eine dünne Schicht Sand auf den Boden der Kajüte gestreut. Dann hatte er ihm zu erklären versucht, daß das Schiff groß und sicher sei. Das Meer sei kein Untier, das leichte Schaukeln des Schiffskörpers sei nichts anderes als die Bewegung, die Daniel gespürt haben mußte, als seine Mutter ihn auf dem Rücken herumtrug.

Ein Schiffsjunge, knapp fünfzehn Jahre alt, war von Michaux beauftragt worden, für die fünf Passagiere zu sorgen, die sich an Bord befanden. Unter den Mitreisenden waren ein älterer einsamer Mann, dessen Gesicht von Pockennarben gezeichnet war, und eine sehr junge Dame, die sofort die lüsternen Blicke der Besatzung auf sich zog. Außer daß der Mann Stephen Hartlefield hieß, wußte Bengler nichts über ihn und seinen Lebensweg. Kapitän Michaux hatte Bengler in knappen Worten davon in Kenntnis gesetzt, daß der pockennarbige Mann ein an Bauchkrebs erkrankter Engländer sei, der jetzt nach Devonshire heimkehren wolle, um dort zu sterben.

- Er ist nach Afrika gekommen, als er zwei Jahre alt war, sagte Michaux. Trotzdem spricht er jetzt davon, nach Hause zu fahren und in einem Land zu sterben, an das er keine Erinnerungen hat. Die Engländer sind sehr eigenartige Geschöpfe.

Die junge Dame, die Sara Dubois hieß, war bei einer ihrer Schwestern zu Besuch gewesen, die auf einem großen Hof außerhalb von Kapstadt lebte. Sie stammte aus einer vermögenden Kaufmannsfamilie in Rouen und reiste in Begleitung einer Kammerzofe.

Der Schiffsjunge hieß Raul. Er war sommersprossig, schieläugig und wachsam. Bengler hatte bemerkt, daß Daniel ihn einen kurzen Moment lang betrachtet, seinen Blick eingefangen hatte.

Raul fragte, wieso Daniel angebunden sei.

- Er könnte sich sonst über Bord werfen, hatte Bengler geantwortet und sich mit seiner Antwort unwohl gefühlt. Etwas in ihm schämte sich dafür, einen Mitmenschen angebunden halten zu müssen. Einen Menschen, den er als seinen Sohn betrachtete.

- Soll er immer angebunden bleiben? hatte Raul gefragt.

Statt einer Antwort hatte Bengler einen der Steuermänner gerufen und sich über die vorwitzige Neugier des Schiffsjungen beschwert. Der Steuermann hatte ihm zwei Ohrfeigen gegeben.

Raul hatte nicht geweint, obwohl die Schläge sehr hart waren.

Sie legten am Abend aus Kapstadt ab. Schwere Regenwolken zogen über dem Tafelberg heran. Bengler hatte beschlossen, Daniel in der Kajüte zu halten, während sie ausliefen, und ihn erst herauszulassen, wenn sie sich auf offener See befänden. Das Meer war an diesem Abend sehr ruhig. Träge Dünungen trugen das Schiff vom afrikanischen Kontinent fort. Daniel schlief in der Hängematte. Den Strick hatte Bengler an einem der Dachbalken festgeknotet. Obwohl die Decke niedrig war, würde Daniel nicht imstande sein, den Balken zu erreichen und den Knoten zu lösen. Außerdem hatte Bengler kontrolliert, daß es in der Kabine keine scharfen Gegenstände gab, die er benutzen könnte, um den Strick durchzuschneiden.

Als Bengler eine Decke über Daniel breitete, hatte er entdeckt, daß er in einer Hand, die fest geballt war, Sand hielt, den er vom Boden aufgekratzt hatte.

An diesem ersten Abend hatte Bengler angefangen, für Daniel einen Matrosenanzug zu nähen. Den Stoff hatte er in einem Geschäft für Schiffsbedarf besorgt, das Michaux ihm genannt hatte. Da sein gesamtes Geld für die Überfahrt draufgegangen war, hatte er den Stoff gegen den Revolver eingetauscht, den er einmal in Kopenhagen gekauft hatte. Es hatte außerdem für Knöpfe, Nadel und Faden gereicht. Vom Segelmacher, der mit an Bord war, hatte er eine Schere geborgt. Er breitete den Stoff auf dem Tisch in der Kabine aus und überlegte lange, wie man eigentlich ein Paar Hosen und eine Matrosenbluse anfertigte. Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis er den Mut fand zu schneiden. Noch nie zuvor in seinem Leben hatte er etwas Derartiges fabriziert. Die Arbeit ging nur langsam voran, und er stach sich an der Schere und der Nadel, die er benutzte, um die einzelnen Teile zu vernähen. Als er mitten in der Nacht neben Daniel in die Hängematte kroch, hatte er die Schere in einem Zwischenraum zwischen zwei Balken oben an der Decke versteckt.

Bevor er einschlief, lag er da und lauschte auf Daniels Atem. Die Atemzüge waren unruhig und unregelmäßig. Er prüfte Daniels Stirn, entdeckte aber kein Anzeichen von Fieber. Er träumt, dachte er. Irgendwann wird er mir erzählen können, was er damals eigentlich gedacht hat, als wir Kapstadt verließen.

Die Düfte aus den Laderäumen waren betäubend. In der Ferne hörte er ein paar Matrosen auflachen. Dann war es wieder still. Nur vereinzelte Schritte an Deck und das Schiff, das gegen die Dünungen ankarrte.

Die Überfahrt nach Le Havre dauerte gut einen Monat. Zweimal hatten sie Sturm, mit sechs Tagen Flaute dazwischen. Der afrikanische Kontinent erschien hin und wieder wie eine rasch entschwindende Luftspiegelung am östlichen Horizont. Die Hitze hielt unvermindert an. Der Kapitän machte sich Sorgen um die Gewürzladung und war mehrmals unter Deck,

um zu kontrollieren, daß nichts feucht wurde.

Bereits am ersten Tag hatte Bengler erkannt, daß Daniel feste Gewohnheiten brauchte. Nachdem sie das Frühstück verzehrt hatten, das Raul ihnen brachte, hatte er angefangen, Spaziergänge an Deck zu machen. Der Mann aus Devonshire zeigte sich äußerst selten. Nach Auskunft von Raul hatte er heftige Schmerzen und nahm kaum etwas anderes zu sich als starke Medikamente, die bewirkten, daß er sich ständig in einer Art Dämmerzustand befand. Die Kaufmannstochter aus Rouen spielte mit ihrer Zofe Federball, wenn das Wetter es erlaubte. Bengler war aufgefallen, daß das Schiff dann gleich ganz anders zu atmen begann. Die Besatzung hoffte andächtig darauf, daß die Röcke der Mädchen hochfliegen und vielleicht ein Stück Bein oder sogar einen Zipfel ihrer Unterwäsche preisgeben würden. Während der Spaziergänge führte Bengler ununterbrochen Gespräche mit Daniel. Er zeigte und erklärte und wechselte zwischen Deutsch und Schwedisch hin und her. Nach einer Weile glaubte er zu merken, daß Daniels Anspannung allmählich wich. Noch immer befand sich Daniel woanders, bei Eltern, die noch lebten, weit weg von dem Verschlag bei Andersson und dem Schiff, das sich hob und senkte. Aber er kommt näher, dachte Bengler. Je weiter weg von Afrika, desto näher bei mir.

Bengler wollte Daniel unbedingt klarmachen, daß der Strick nur eine vorübergehende Lösung eines hoffentlich ebenso vorübergehenden Problems war. Die Strickfrage ließ sich nur lösen, indem Vertrauen geschaffen wurde. Schon am zweiten Tag an Bord ließ Bengler die Schere, die er vom Segelmacher entliehen hatte, auf dem Tisch liegen und Daniel allein damit in der Kabine. Er selbst stellte sich draußen vor die geschlossene Tür, darauf gefaßt, daß Daniel jetzt den Strick kappen und herausgerannt kommen würde, um sich schlimmstenfalls ins Meer zu stürzen.

Nach dreißig Minuten hatte sich noch immer nichts gerührt.

Als Bengler in die Kajüte kam, lag die Schere auf dem Tisch. Daniel hockte am Boden und zeichnete mit den Fingern Figuren in den Sand, der nach wie vor den Boden bedeckte. Sofort beschloß Bengler, dem Jungen das Geschirr abzunehmen. Das Gefühl, einen Übergriff begangen zu haben, bereitete ihm wieder Unbehagen. Aber er registrierte auch einen Anflug von etwas, das nichts anderes sein konnte als Eitelkeit. Er wollte Wilhelm Andersson nicht recht behalten lassen, der behauptet hatte, es sei falsch gewesen, den Jungen mitzunehmen. Er wollte seine guten Vorsätze nicht in Frage gestellt sehen, auch nicht von einem Mann, dem er nie wieder begegnen würde. Einem Mann, dessen Leben in einer entlegenen Handelsstation in der Kalahariwüste sich auf nichts als Heuchelei gründete.

Bengler ging an Deck. Die »Chansonette« segelte mit leichtem Rückenwind dahin. Die Segel waren gebläht. Er erinnerte sich, wie es gewesen war, als er auf Robertsons schwarzem Schoner nach Afrika kam. Daß er damals Masten und Segel in sich trug. Er stellte sich an die Reling und sah hinunter ins Wasser. Die Segel bewegten sich wie Vogelschwingen über seinem Kopf, ein Spiel mit Sonne und Schatten.

Zum ersten Mal stellte er sich ernsthaft die Frage, was er eigentlich tun sollte, wenn er nach Schweden zurückgekehrt wäre. Der Käfer mit den eigenartigen Fühlern lag in dem Glas. Außerdem war Daniel da. In zwei großen Lederkoffern lagen dreihundertvierzig Insekten, die er gesammelt, präpariert und nach Linnés System geordnet hatte. Doch das beantwortete die Frage nicht. Was sollte er eigentlich anfangen? Der Gedanke, nach Lund zurückzukehren, war ihm nicht nur zuwider, er war ausgeschlossen. Es verlockte ihn, Matilda wiederzusehen. Aber zugleich erschreckte es ihn, da er überzeugt war, sie hätte ihn schon vergessen, ihre Liebesstunden vergessen, die nie leidenschaftlich gewesen waren, mit dem Portwein hinterher. Er wußte nicht einmal, ob sie noch lebte. Vielleicht war sie

ebenfalls unter dem Messer von Professor Enander gelandet? Er wußte es nicht und gestand sich ein, daß er es auch nicht wissen wollte.

Das einzige, wovon er mit Sicherheit wußte, daß es ihn erwartete, war die notwendige Reise nach Hovmantorp, um bestätigt zu bekommen, daß der Vater tatsächlich in jener Nacht gestorben war, in der er die Vorahnung gehabt hatte. Aber was dann?

Er suchte die Antwort im Meer, das am Kiel der »Chansonette« schäumte.

Von ihm unbemerkt, hatte sich ein Matrose an seine Seite gestellt. Er kratzte seine Pfeife aus, spuckte ins Meer und sah Bengler aus zusammengekniffenen Augen an. Seine Gesichtshaut war ledrig, die Nase breit, der Mund trocken, mit aufgeplatzten Lippen. Und die Augen machte er ganz schmal.

- Was wollen Sie mit dem verdammten Balg anfangen? fragte der Matrose.

Er hatte einen norwegischen Akzent. Bengler hatte einmal mit einem jungen Mann aus Røros verkehrt, der in Lund Theologie studierte. Ihm hatte die Sprache gefallen, er hatte gelernt, sie nachzuahmen.

Jetzt dachte er, er sollte Nachsicht haben mit der Frage, die eher aus den zusammengekniffenen Augen gekommen war als von den aufgeplatzten Lippen.

- Wollen Sie den Jungen umbringen?

Bengler dachte, daß er sich an den Kapitän wenden könnte. Als zahlender Passagier hatte er es nicht nötig, mit der Besatzung zu verkehren, es sei denn zu seinen eigenen Bedingungen.

- Ich wußte nicht, daß Sie das irgend etwas anginge. Die Augen des Matrosen blickten starr. Bengler beschlich das

Gefühl, er stünde vor einem Reptil, das jeden Moment zuschnappen könnte. So wie damals, als Daniel sich in seiner Nase verbissen hatte.

- Mir gefällt das nicht, sagte der Matrose. Afrika ist ein verfluchter Kontinent. Da lassen wir die Peitschen knallen, wir schneiden Leuten, die nicht in dem von uns vorgeschriebenen Takt arbeiten, Ohren und Hände ab. Und jetzt fangen wir an, ihre Kinder mit nach Hause zu schleppen, obwohl die Sklaverei verboten ist.

Bengler fuhr auf.

- Er hat keine Eltern. Ich habe ihn in meine Obhut genommen. Was ist schlecht daran, einem Menschen beim Überleben zu helfen?

- Halten Sie ihn deswegen angeleint wie einen Hund? Haben Sie ihm beigebracht zu bellen?

Bengler schob sich an der Reling entlang. Für einen kurzen Moment befiel ihn Schwindel. Die Sonne war plötzlich sengend. Er wünschte, er hätte seinen Revolver behalten. Dann hätte er den verdammten Norweger erschossen. Der Matrose blieb stehen. Die Augen waren zusammengekniffen. Er hatte einen gestreiften Pullover an, die Hosen waren kurz unter den Knien abgeschnitten und die Schuhe an den Hacken heruntergetreten.

- Die Zeiten werden sich ändern, sagte der Matrose und rückte näher.

- Ich habe ein Recht darauf, nicht gestört zu werden.

- Lassen Sie mich raten. Sie haben ihn gekauft. Vielleicht, um ihn in einem Variete vorzuführen? Oder auf Märkten. Ein Hottentotte. Vielleicht wollen Sie ihn dazu bringen, daß er sich aufführt wie ein Affe? Da steckt Geld drin.

Bengler blieb ihm die Antwort schuldig. Er dachte, der Matrose sei ein Aufrührer. Ein Steinewerfer, ein Gottesstürzer. Vielleicht gehörte er zu der neuen Bewegung, über die sie in den

langen Nächten in Lund diskutiert hatten? Ein Anarchist? Der zwar nicht Bomben warf, aber mit derselben Kraft Worte gegen ihn schleuderte?

Der Matrose steckte seine Pfeife an.

- Eines Tages wird so einer wie Sie undenkbar sein. Menschen sollen frei leben. Nicht an der Leine gehen wie Schoßhunde.

Während der restlichen Reise nach Le Havre wechselte Bengler kein Wort mehr mit dem Matrosen. Er fand heraus, daß er Christiansen hieß und bei den anderen überwiegend als ein ebenso tüchtiger wie freundlicher Mann galt. Außerdem hatte er die Eigenheit, daß er nie Alkohol trank. Diese Auskünfte wurden von Raul eingeholt, und Bengler hatte rasch festgestellt, daß er ein zuverlässiger Berichterstatter war.

Als er Daniel das Geschirr abnahm, erwartete er einen Freudenausbruch. Einen Ausdruck von Befreiung. Aber Daniels einzige Reaktion war, daß er sofort in die Hängematte kroch und einschlief. Wie gewöhnlich hielt er ein paar Sandkörner in der geballten Hand. Bengler war fassungslos. Wenn er sich nun selber in Daniel sah, was konnte er dann aus der Tatsache ableiten, daß der Junge einschlief?

Ein großer Schmerz hat ihn verlassen, dachte er. Auszuruhen, wenn eine Qual vorüber war, seien es Schmerzen in einem Zahn, eine Kolik oder Kopfweh. Das ist es, was er tut, er schläft sich aus nach dem Schmerz, der ihn verlassen hat.

Zwei Tage vor ihrer Ankunft in Le Havre starb der Mann, der Krebs hatte und nach Devonshire wollte. Da der Kapitän sich um die Gewürze sorgte und gerade an diesem Tag Flaute herrschte, wurde eine Seebestattung angeordnet. Bengler war sehr niedergeschlagen bei dem Gedanken, daß der Mann nie

mehr nach Hause zurückkehren würde. Während der Beerdigungszeremonie hielt er Daniel in der Kabine eingesperrt.

Neben den regelmäßigen Spaziergängen hatte Bengler Daniel jeden Tag unterrichtet. Es gab zwei Themen. Zum einen sollte er wenn irgend möglich Schwedisch lernen. Zum anderen sollte er sich angewöhnen, in Schuhen zu gehen. Anfangs hatte Daniel Spaß an den Schuhen gehabt. Aber mit der Zeit hatte er sie satt bekommen. Bei einer Gelegenheit hatte er einen der Schuhe, einen einfachen Holzschuh, über die Reling geworfen. Bengler war wütend geworden, hatte sich aber beherrschen können. Er hatte von einem Zimmermann ein Paar abgetragene kleine Holzschuhe bekommen und wieder von vorn angefangen. Daniel zeigte nicht das geringste Interesse. Aber er warf die Schuhe nicht mehr über Bord.

Mit der Sprache hingegen ging es überhaupt nicht voran. Bengler stellte fest, daß Daniel sich schlichtweg weigerte, die Worte anzunehmen. Dieser Weigerung hatte er nichts entgegenzusetzen.

Als sie in Le Havre ankamen, an einem nebligen Morgen Anfang August, stellte Bengler eine wachsende Unruhe bei sich fest. Warum zum Teufel hatte er sich von einer spontanen Eingebung leiten lassen und diesen Jungen mitgeschleppt?

Anfangs hatte er Angst gehabt, der Junge würde über Bord springen. Jetzt hatte er Angst, er selbst würde den Jungen über die Reling werfen.

Das letzte, was er sah, als er an Land ging, war der Matrose, der ihn aus zusammengekniffenen Augen ansah. Sein Blick war genauso kalt wie der Nebel.

Mitte August schifften sich Bengler und David auf einem

Kohlenschlepper nach Simrishamn ein. Bengler durfte umsonst mitfahren, wenn er im Gegenzug allerlei Aufgaben an Bord übernahm. Der Kahn war klapprig und roch schlecht. Bengler fürchtete während der ganzen Reise, sie würden nie ankommen.

Am 2. September legte das Schiff in Simrishamn an. Da war Bengler knapp eineinhalb Jahre aus Schweden weg gewesen.

Als er über die Landebrücke ging, bemerkte er, daß die Furcht, die er empfand, von Daniel geteilt wurde.

Sie waren sich nähergekommen.

Am selben Tag, an dem sie angekommen waren, ereignete sich etwas Bemerkenswertes. Bengler wertete es als gutes Zeichen. Zum ersten Mal meinte er, ernstlich etwas von all den unklaren und oft widersprüchlichen Signalen deuten zu können, die Daniel aussandte.

Vom Hafen aus waren sie geradewegs über den lehmigen Hafenplatz gegangen und hatten sich in einem kleinen Gasthof einquartiert, der in einer der Gassen lag, welche zum Wasser hinunterführten. Der Wirt, der betrunken war, hatte mit Bestürzung auf Daniel reagiert, der an Benglers Seite stand. Vielleicht war es ein kleines, schwarz gefärbtes Monster, das seinem eigenen delirierenden Hirn entschlüpft war? Doch der Mann, der neben dem Jungen stand, sprach gepflegt. Obwohl er aus Kapstadt kam, schien er von keiner tropischen Krankheit befallen zu sein, vor der er sich fürchten mußte. Der Wirt hatte ihnen ein Zimmer zum Hof zugewiesen. Das Zimmer war sehr dunkel und eng. Es roch nach Schimmel, und Bengler hatte in seinem Gedächtnis geforscht. Irgendwann hatte er genau denselben Geruch schon einmal in der Nase gehabt. Dann erinnerte er sich, daß es der Pelz war, den ein jüdischer Handlungsreisender, der Linimente verkaufte, getragen hatte, als er seine letzte Reise nach Hovmantorp unternahm. Er öffnete das Fenster, um zu lüften. Es war Frühherbst, kurz nach einem kräftigen Regenguß. Aus dem Hof stieg ein Geruch von Nässe auf. Daniel saß in seinem Matrosenanzug regungslos auf seinem Stuhl. Die Holzschuhe hatte er abgestreift.

Bengler schenkte sich ein Glas Portwein ein, um sich selber für die Zukunft Mut zu machen und um zu feiern, daß der Kohlenschlepper auf der Reise von Rouen nicht untergegangen

war. Von draußen hörte man ein zischendes Geräusch und Kinder, die lachten. Er saß mit dem Glas in der Hand auf dem knarrenden Bett, als Daniel plötzlich aufstand und zum Fenster ging. Bengler war schon halb auf dem Sprung, weil er fürchtete, Daniel würde sich hinausstürzen. Aber der Junge ging ganz langsam, fast schleichend, als wäre er auf der Jagd und näherte sich vorsichtig einer Beute. Bengler sah, wie er am Fenster stehenblieb, halb hinter der Gardine versteckt, und beobachtete, was auf dem Hof geschah. Er stand da und rührte sich nicht. Behutsam erhob sich Bengler vom Bett und stellte sich neben ihn.

Unten auf dem Hof hüpfen zwei Mädchen seil. Sie waren ungefähr im gleichen Alter wie Daniel. Eins von den Mädchen war dick, das andere sehr schmal. Sie hatten ein Seil, vielleicht eine Schot von einem Segelboot, die sie in der passenden Länge abgeschnitten hatten. Sie wechselten sich beim Hüpfen ab, lachten, wenn sie stolperten, und fingen dann wieder von vorn an. Lange stand Daniel ganz still, wie erstarrt. Bengler beobachtete ihn und versuchte sein aufmerksames Betrachten des Spiels auf dem Hof zu deuten.

Dann drehte sich Daniel zu ihm um, sah ihm direkt in die Augen, und in seinem Gesicht sprang ein Lächeln hervor.

Es war das erste Mal, daß Bengler seinen Adoptivsohn lächeln sah. Ein Lächeln, das kein Grinsen war, keine aufgesetzte Maske, sondern ein Lächeln, das von innen kam. Für Bengler war es, als wäre ein lange erwartetes Wunder endlich geschehen. Jetzt hatte Daniel endlich die unsichtbaren Trosse gekappt, die ihn an den Verschluss in Anderssons Handelsstation banden. Trosse, die ihn an Erinnerungen fesselten, von denen Bengler nichts wußte, außer daß Blut und Grauen darin vorkamen, tote Menschen, zerhackte Gliedmaßen, verzweifelte Schreie und danach die Stille, in der nur der Sand zu hören war, der in der Wüste rieselte.

Sie gingen hinunter auf den Hof. Die Mädchen hörten sofort mit dem Seilhüpfen auf, als sie Daniel erblickten. Bengler wurde klar, daß sie noch nie einen schwarzen Menschen gesehen hatten. Er wußte, daß es eine Schuhcreme gab, deren Deckel ein Mohr mit dicken Lippen und einem Grinsen im Gesicht schmückte. Aber jetzt entdeckten die kleinen Mädchen, daß es den schwarzen Menschen in Wirklichkeit gab. Auf diesem schmutzigen Hinterhof dämmerte es Bengler, daß er gerade Zeuge von etwas wurde, das vielleicht eine neue Aufgabe für ihn bereit hielt. Den unaufgeklärten Schweden zu zeigen, daß es tatsächlich Menschen gab, die schwarz waren. Lebende Menschen, keine Dosendeckel.

Sogleich fing er ein Gespräch mit den Mädchen an. Sie waren ärmlich gekleidet, und vom emsigen Hüpfen rochen sie stark nach Schweiß. Er fragte, wie sie hießen, und verstand nur mit Mühe, was sie sagten. Die eine, die Magere, hieß Anna, und die Dicke hieß vielleicht Elin oder möglicherweise Elina. Bengler erklärte, der Junge neben ihm heiße Daniel, komme aus einer fernen Wüste in Afrika und sei gerade erst in Simrishamn eingetroffen.

- Was macht er hier? fragte das Mädchen, das Anna hieß.

Bengler blieb ihr die Antwort schuldig. Auf diese simple Frage wußte er plötzlich nichts zu erwidern.

- Er ist vorübergehend in Schweden zu Besuch, sagte er schließlich.

Er war sich unsicher, ob die Mädchen überhaupt verstanden, was er sagte. Er sprach einen ausgeprägten småländischen Dialekt.

- Wieso hat er so krause Haare? Hat er sie gekräuselt? Es war immer noch das Mädchen namens Anna, das fragte.

- Sie sind von Natur aus kraus, erwiderte Bengler.

- Darf man sie anfassen?

Bengler betrachtete Daniel. Er lächelte immer noch. Dann nickte Bengler. Vorsichtig näherten sich die Mädchen und berührten Daniels Kopf. Bengler war ständig auf der Hut, als würde er auf einen Hund aufpassen, der ohne Vorwarnung aggressiv werden und beißen könnte. Aber Daniel lächelte. Als das dicke Mädchen, das vielleicht Elin hieß, ihm die Hand auf den Kopf legte, streckte er selber die Hand aus und zog vorsichtig an ihren mausfarbenen Haaren. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und machte einen Satz zur Seite. Daniel lächelte weiter.

- Er möchte euch gern beim Seilhüpfen zusehen, sagte Bengler. Könnt ihr es ihm nicht zeigen?

Die Mädchen hüpfen. Als die Dicke stolperte, fing Daniel an zu lachen. Es war ein heftiges Lachen, das tief aus dem Inneren aufstieg, ein aufgestauter Vulkan, der endlich zum Ausbruch kam.

- Kann er hüpfen?

Bengler nickte Daniel zu und deutete auf das Seil. Ohne zu zögern nahm Daniel es in die Hand. Er sprang federleicht, machte Doppelsprünge und schlug in raschem Tempo das Seil vorwärts und rückwärts. Bengler war völlig verblüfft. Er wäre nie darauf gekommen, daß Daniel Seilhüpfen konnte. Dieses Erlebnis erfüllte ihn mit Scham. Hatte er sich eigentlich vorgestellt, daß Daniel etwas anderes beherrschte als Schweigen und Verschllossenheit? Hatte er ihn nicht selbst eher als Tier betrachtet denn als Menschen?

- Er schwitzt ja nicht mal, schrie die Dicke.

Daniel hüpfte weiter. Und er schien nicht müde zu werden. Bengler überkam ein Gefühl, als würde Daniel nicht wirklich auf und ab hüpfen, sondern als sei er irgendwohin auf dem Weg, als würde er in Wirklichkeit rennen.

Er ist zurück in der Wüste, dachte Bengler. Dort ist er. Nicht hier, auf einem verdreckten Hinterhof in Simrishamn.

Als das Spiel zu Ende ging, war Daniel nicht einmal außer Atem. Er gab das Seil zurück und faßte Bengler an der Hand. Auch das war noch nie vorgekommen. Bisher war es immer Bengler gewesen, der seine Hand nahm. Etwas ist geschehen, dachte Bengler. Von nun an wird sich etwas zwischen uns ändern. Was es sein wird, weiß ich jedoch nicht.

An diesem Abend, nachdem Daniel eingeschlafen war, fing Bengler ein neues Tagebuch an. Er entschied, daß es »Daniels Buch« heißen sollte und malte den Titel sorgfältig in Blockschrift auf den Deckel. Aus einem benachbarten Wirtshaus ertönte ein gewaltiger Lärm mit grölenden Stimmen und einer kreischenden Geige. Daniel schlief. Durch die dünnen Wände konnte Bengler hören, wie sich zwei Menschen im Nebenzimmer liebten. Er versuchte, die Geräusche zu verdrängen, aber sie waren laut, und er merkte, daß sie ihn erregten. Er versuchte sich die Körper vorzustellen, den Mann, der grunzte, und die Frau, die wimmerte, malte sich aus, das sei er selber da drinnen, zusammen mit Matilda oder Benikkolua. Nachdem er den Titel fertig geschrieben hatte, zog er die Hosen aus und onanierte. Er versuchte, dem Rhythmus des knarrenden Betts zu folgen und kam zum Orgasmus, als das Wimmern und Grunzen sich steigerte.

Dann fing er an zu schreiben. Es sollte eine Studie über die Begegnung zwischen Daniel und Europa werden. Der Ausgangspunkt waren eine ferne Wüste und ein verdreckter Hinterhof, in dem ein schwarzer Junge zusammen mit zwei Mädchen seilhüpft.

Was ist eigentlich ein Mensch? schrieb Bengler ganz oben auf die erste Seite. Diese Frage war nicht zu beantworten. Gott war unerreichbar, er war ein Rätsel, auf dieselbe Weise wie die

heiligen Schriften Labyrinth und Rätsel waren, die wieder neue Rätsel bargen. Die einzige Antwort, die es gab, war das, was sich beweisen ließ, was aus Beobachtungen herzuleiten war.

Zum Beispiel Daniel, fuhr er fort. Ich habe heute, am 2. September 1877, einen schwarzen Jungen aus der Wüste mit zwei Mädchen auf einem Hinterhof in der Stadt Simrishamn spielen sehen. Das ist der Ausgangspunkt für eine Reise, vielleicht könnte man es eine Expedition nennen, die von Daniel und einer Begegnung mit einem Land in Europa handelt.

In dieser Nacht schlief Bengler ruhig. In seinen Träumen bewegte sich das Bett, als befände er sich noch immer an Bord eines Schiffes. Hin und wieder wurde er wach und machte die Augen auf. In der hellen Sommernacht konnte er Daniels Gesicht sehr deutlich auf dem weißen Laken erkennen. Er schlief. Der Atem ging ruhig. Kurz vor drei stand Bengler auf, setzte sich neben Daniel und fühlte ihm den Puls.

Er schlug gleichmäßig, fünfundfünfzig Schläge pro Minute.

Nach einer beschwerlichen Reise kamen sie zwei Tage später durchgerüttelt in Lund an. Während der Fahrt hatte Bengler mehrmals Anfälle von Durchfall gehabt. Sein empfindlichster Körperteil war schon immer der Magen gewesen. Beim geringsten Zeichen von Unruhe hatte er stets rebelliert. Er erinnerte sich, daß das schon von klein auf so gewesen war: angefangen mit der Angst vor gewissen Lehrern an der Kathedralschule in Växjö bis hin zu den Jahren in Lund. Ohne daß er wußte, wieso, waren die Magenkrämpfe während der Zeit in der Wüste beinahe verschwunden. Aber jetzt, da sie sich Lund näherten, kehrten die Schmerzen und die Krämpfe zurück. Daniel saß neben dem Bauern auf dem Kutschbock und durfte mitunter die Zügel halten. Bald lief er neben dem Wagen, bald vor den Pferden her. Bengler erkannte, daß etwas

Entscheidendes mit Daniel geschehen war, als er auf dem Hinterhof in Simrishamn seilhüpfte. Noch immer sprach er nicht. Aber jetzt hatte er ein Lächeln im Gesicht, ein Lächeln, das von weit her kam, und Bengler dachte, er würde früher oder später schon verstehen, was das für ein Wunder gewesen war, das sich da auf dem Hinterhof ereignet hatte. Auch wenn es eine höchst plausible Erklärung gab, die in keiner Weise übernatürlich war, nämlich daß Daniel sich ganz einfach gefreut hatte, zwei gleichaltrige Kinder zu treffen, hatte Bengler den Verdacht, daß Daniels Reaktion auf einem fremden Fundament ruhte. Ein Raum, zu dem er auch weiterhin keinen Zugang besaß.

Kurz bevor sie in Lund ankamen, fing es an zu regnen. Es war ein kräftiges Gewitter, das heraufzog. Sie machten an einem baufälligen Wirtshaus halt und suchten Schutz vor dem Regen. Daniel wurde wie üblich begafft. Aber er schien es nicht zu merken. Nicht einmal, als ein betrunkenener Bauernknecht sich neben ihn stellte und ihn anglotzte.

- Was zum Teufel ist das? fragte er. Was zum Teufel ist das?

Der Knecht stank nach Schmutz und Branntwein. Seine Augen waren rot.

- Er heißt Daniel, antwortete Bengler. Er ist Ausländer und zu Besuch in diesem Land.

Daniel warf einen Blick auf ihn und fuhr dann fort, von dem Wasser zu trinken, das er vor sich hatte.

- Was ist das für eine Art Tier?

- Das ist ein Mensch aus einer Wüste in Afrika, die Kalahari heißt.

- Was macht er hier?

- Er ist in meiner Gesellschaft unterwegs nach Lund. Der Knecht glotzte immer noch. Dann legte er Daniel seine kräftige

Pranke ganz leicht und behutsam auf den Kopf.

- Hab noch nie was Derartiges gesehen, sagte er. Zwerge und Riesinnen und zusammengewachsene Siamesen auf Märkten. Aber so was nicht.

- Er ist hier, damit wir ihn sehen, gab Bengler zurück.

Menschen werden in verschiedene Formen gegossen. Aber mit demselben Inhalt.

Eine Stunde später, gegen fünf Uhr nachmittags, verzog sich das Gewitter. Die Fahrt zur Stadt ging weiter. Der Bauer, der sie umsonst hatte mitfahren lassen, setzte sie in der Nähe des Doms ab. Bengler hatte nichts als ein paar Kupfermünzen in der Tasche. Das Gepäck hatte er in Simrishamn gelassen, als Garantie dafür, daß er zurückkommen und die Rechnung begleichen würde. Er nahm Daniel mit zu den Bäumen neben dem Dom. Da die Erde feucht war, breitete er seine Jacke aus, damit sie darauf sitzen konnten.

- Was wir jetzt brauchen, ist Geld, sagte er zu Daniel. Was wir vor allem anderen brauchen, ist Geld.

Daniel hörte zu. Immer noch abwesend. Aber Bengler vermutete, daß er trotz allem angefangen hatte, einige Worte zu verstehen, ihren Inhalt zu begreifen.

- Bevor ich in die Wüste aufgebrochen bin, habe ich viele Dinge von einem Professor der Botanik gelernt, der Alfred Herrnander hieß, fuhr er fort. Er war ein guter Mann, ein alter Mann. Ihn möchte ich um ein Darlehen bitten. Wir können nur hoffen, daß er nicht tot ist, sondern noch unter den Lebenden weilt.

Bengler hatte Herrnander einmal in dessen Wohnung nördlich des Doms besucht. Dorthin gingen sie jetzt. Menschen, an denen sie vorbeikamen, blieben stehen und drehten sich um.

- Alle, die dich sehen, werden sich an dich erinnern, sagte

Bengler. Heute abend werden sie ihren Familienmitgliedern erzählen, was sie gesehen haben. Du bist bereits eine Berühmtheit. Allein dadurch, daß du durch die Straßen gehst, wirst du zu einem sehr bekannten Menschen. Du wirst zum Ziel der Neugier, des Argwohns und leider manchmal auch der Böswilligkeit. Menschen haben Angst vor dem, was fremd ist. Und du bist fremd, Daniel.

Sie blieben vor dem niedrigen grauen Haus stehen. Als die Tür von einer hinkenden Haushälterin geöffnet wurde, hatte Bengler es gerade noch geschafft, ein Stoßgebet zum Himmel zu schicken, Herrnander möge noch am Leben sein.

Das war er.

Aber er habe letztes Jahr einen Schlaganfall gehabt, wußte die Haushälterin zu berichten.

- Er empfängt keinen Besuch. Liegt nur da und zupft mit den Fingern an der Decke.

- Mahlen seine Kiefer? fragte Bengler. Die Haushälterin schüttelte den Kopf.

- Warum sollten sie das tun?

- Ich weiß nicht. Es war nur eine Frage. Aber gehen Sie trotzdem zu ihm. Sagen Sie ihm, Hans Bengler steht hier auf der Straße. In seiner Gesellschaft hat er einen Jungen aus dem Sanvolk, Nomaden, die in der Kalahariwüste leben.

- Wie soll ich mir das alles merken? All diese eigenartigen Worte?

- Versuchen Sie es.

- Warten Sie einen Moment.

Sie schlug die Tür zu. Daniel zuckte zusammen. Bengler dachte, daß eine Tür, die fest genug vor einem Menschen zugeschlagen wurde, an einen Gewehrschuß erinnerte.

Dann kam sie mit Papier und Bleistift wieder. Bengler schrieb. Sie bat ihn nicht herein.

- Der Junge hat sehr empfindliche Ohren, sagte Bengler. Daher wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die Tür nicht so fest zuknallen würden.

Sie warteten. Als die Tür wieder aufging, hatte Bengler die Hoffnung schon fast aufgegeben.

- Er empfängt Sie. Aber er spricht nicht, kann nur mit Mühe einzelne Worte auf die Schiefertafel schreiben.

- Es reicht, wenn er zuhören kann.

Herrnander lag in seinem Arbeitszimmer auf einer Couch aus dunkelrotem Plüsch. Die Vorhänge waren zugezogen, es war ein sehr niedriger Raum, muffig und stickig, mit Bücherregalen, die bis unter die Decke reichten, zahlreichen Farbtafeln und Stapeln von Manuskripten. Herrnander unter seinem Plaid wirkte wie ein Vogel. Auf einem Tisch neben der Couch standen eine Wasserkaraffe und eine braune Medizinflasche. Es dauerte eine Weile, bis er wahrnahm, daß sie ins Zimmer getreten waren. Er drehte langsam den Kopf, ließ den Blick über Bengler schweifen und richtete ihn dann auf Daniels Gesicht. Die Haushälterin, die mit ins Zimmer gekommen war, nahm ihren Beobachterposten an der Tür ein. Bengler strengte sich an, entschieden zu wirken, und wies sie mit einer Geste hinaus. Widerstrebend verschwand sie. Da sie die Tür einen Spalt weit offenließ, ging Bengler hin und schloß sie. Danach stopfte er ein Taschentuch ins Schlüsselloch und kehrte zu der Couch zurück. Um Herrnander nicht zu ermüden, faßte Bengler seine Reise mit so wenig Worten wie möglich zusammen. Die ganze Zeit betrachtete Herrnander Daniels Gesicht.

Wie sollte er Herrnander überzeugen können, daß es angezeigt wäre, ihm ein kleines Darlehen zu gewähren, damit er beginnen könnte, seine Insektenfunde auszuwerten? Er wollte einen gelehrten Artikel über den Käfer schreiben, und er würde ihn seinem Mentor und Lehrer widmen. Aber um das zu

verwirklichen, brauchte er ein Darlehen. Eine Summe, die ebensogut als Investition in den Fortschritt der Wissenschaft betrachtet werden könnte. Das Darlehen würde natürlich zurückgezahlt werden. Papiere würden aufgesetzt, Unterschriften beglaubigt werden. Alles würde seine Ordnung haben. Er brauchte dieses Darlehen unbedingt! Und außerdem gab es da noch den Jungen, dessen er sich erbarmt hatte. Daniel war sein Joker. Er hatte einen Menschen aus entlegenen Gegenden mitgebracht. Einen Menschen, für den er die Verantwortung übernommen hatte, eine Berühmtheit zum Vorzeigen.

Als Bengler zu Ende geredet hatte, setzte ein langes Schweigen ein. Er fragte sich plötzlich, ob Herrnander überhaupt etwas von seinen Ausführungen verstanden hatte. Vorsichtig wiederholte er die Worte: Darlehen. Keine größere Summe. Für die Wissenschaft und den Jungen.

Herrnanders eine Hand fiel vom Rand der Couch herab. Bengler glaubte, es sei ein Ausdruck großer Müdigkeit. Aber dann sah er, daß es in einem Finger zuckte. Herrnander deutete auf eine Ledermappe, die am Boden lag. Bengler hob sie auf. Mit unendlich langsamen Bewegungen öffnete Herrnander sie und zog einen Packen Banknoten heraus. Als Bengler fragte, ob sie für ihn seien, nickte er. Bengler fing wieder von der Wichtigkeit von schriftlichen Vereinbarungen und Unterschriften an. Aber da stieß Herrnander die Mappe weg, so daß sie zu Boden fiel. Bengler bemerkte seine Gereiztheit. Er wollte keine Papiere aufgesetzt und unterschrieben haben. Neben dem Kissen hatte er eine Schiefertafel liegen. Er zog sie zu sich heran und krakelte langsam ein Wort darauf. Bengler las. *Warum*. Nichts sonst. Kein Fragezeichen, nur dieses eine Wort, *warum*. Bengler war sich sofort sicher, daß die Frage nicht dem Geld galt. Also bezog sich dieses *Warum* auf Daniel. Bengler berichtete in groben Zügen, was geschehen war, bevor er Daniel

in Anderssons Vorschlag fand. Aber Herrnander bewegte unruhig den Kopf. Sein *Warum* war immer noch unbeantwortet.

Er möchte wissen, warum ich ihn mitgenommen habe, dachte Bengler. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Er sprach von der Notwendigkeit, Erbarmen zu zeigen, diese einfache christliche Botschaft, einen Mitmenschen in Not nicht wegzustoßen. Aber diese Worte schienen Herrnander eher noch mehr zu irritieren. Sogleich verzichtete Bengler auf die christlichen Argumente und beschwor statt dessen die Wissenschaft. Er würde eine Studie über Daniel anfertigen und zugleich beobachten, auf welche unterschiedlichen Weisen die Schweden auf die Begegnung mit diesem Fremden reagierten.

Herrnander stöhnte. Langsam strich er das Wort warum aus und ersetzte es durch ein neues. Bengler las: verrückt. Als er zu weiteren Erklärungen anhub, schloß Herrnander die Augen.

Das Gespräch war beendet. Bengler fühlte sich gekränkt. Was hatte dieser alte Mann, schon an der Schwelle zum Tod, für einen Grund, ihn zu kritisieren. Er steckte das Geld in die Tasche, zog das Taschentuch aus dem Schlüsselloch und öffnete die Tür.

Die Haushälterin kam ihnen aus dem Nebenzimmer entgegen.

- Sie sind viel zu lange geblieben, sagte sie ungeduldig. Jetzt wird er die ganze Nacht unruhig sein.

- Ich verspreche Ihnen, daß wir nicht wiederkommen werden, antwortete Bengler freundlich. Wir haben unser Anliegen vorgebracht.

Als sie auf die Straße hinaustraten, holte Bengler tief Luft. Dann sah er Daniel an.

- Jetzt haben wir das Wichtigste, was ein Mensch haben kann,

sagte er. Kapital. Du weißt nicht, was das ist. Aber eines Tages wirst du verstehen.

Daniel merkte, daß Bengler jetzt ruhiger war. Seine Augen irrten nicht mehr hin und her. Bengler strich Daniel über den Kopf.

- Heute nacht werden wir so wohnen, wie es uns geziemt. Wir werden ein erlesenes Mahl zu uns nehmen. Und wir werden im Grand Hotel wohnen.

Dann stellte er sich vor Daniel hin und deutete mit der ausgestreckten Hand in die Richtung, in die sie gehen mußten.

- Ich habe es die ganze Zeit gewußt, sagte er und lachte. Daß ich der geborene Heerführer bin. Auch wenn das Heer nur aus dir besteht.

Daniel verstand die Worte nicht. Aber er dachte, das Wichtigste sei doch, daß der Mann, der vor ihm ging, nicht mehr so unruhig war.

Sie bekamen ein Eckzimmer im zweiten Stock. Der Mann an der Rezeption hatte Daniel mit Unbehagen betrachtet, aber keine Fragen gestellt. Das Zimmer hatte schwere Samtvorhänge und roch stark nach Tabakrauch. Daniel schrak zurück, als er über die Schwelle trat. Bengler war es, als stiegen sie in eine muffige Krypta. Irgendwo in seinem Inneren rührte sich eine Scham darüber, daß Daniel in diesem schweren Tabakdunst würde schlafen müssen. Er zog die Vorhänge zur Seite und öffnete das Fenster. Daniel kam heran und stellte sich neben ihn. Er bekam Angst, als er sah, wie hoch sie sich über der Erde befanden. Bengler erkannte, daß für Daniel kein Zusammenhang bestand zwischen den Treppen, die sie hinaufgegangen waren, und der Höhe, auf welcher das Zimmer lag. Eine Treppe war für Daniel ein ansteigender Hang, nicht etwas, das den Boden weit unter ihnen zurückließ.

- Hier werden wir heute nacht schlafen, erklärte Bengler. Er deutete auf das Bett. Daniel legte sich sofort hinein.

- Noch nicht, sagte Bengler. Erst werde ich dich waschen. Dann gehen wir zum Essen in den Speisesaal.

Bengler machte Daniel ein Zeichen, daß er sich ausziehen solle. Er selbst entkleidete sich auch und hängte den abgetragenen Anzug über einen Bügel. Daniel war sehr mager. Direkt unter der rechten Brustwarze hatte er eine Narbe, die weiß auf der dunklen Haut leuchtete. Bengler musterte sein Glied. Es war noch nicht voll entwickelt und trotzdem schon sehr lang. Aus einer Eingebung heraus, der er nicht widerstehen konnte, berührte er es mit der Hand. Sofort tat Daniel dasselbe mit ihm. Bengler fuhr zusammen, Daniel sah ihn besorgt an. Bengler kam es vor, als hätte er einen Welpen zur Gesellschaft.

Er gab Wasser in die Waschschüssel und sagte zu Daniel, er solle zusehen, wie ein Mensch sich wäscht. Bengler legte ein Handtuch auf den Boden und wusch sich gründlich. Er erinnerte sich daran, wie er als Kind gewaschen worden war, und zum Abschluß schrubbte er sich mit einer Bürste die Pobacken. Daniel sah ihn unentwegt an. Bengler fühlte sich wie ein schweres, unförmiges Tier, wie er da nackt vor der Waschschüssel stand. Als er sich abgetrocknet hatte, drückte er auf eine Klingel. Es dauerte ein paar Minuten, bis es an der Tür klopfte. Ein Mädchen in gestärkter Schürze stand draußen und knickste. Sie zuckte zusammen, als sie Daniel erblickte, und schlug die Augen nieder. Bengler gab ihr die leere Wasserkanne und bat um warmes Wasser. Er wickelte Daniel in den Bettüberwurf. Als das Mädchen mit dem Gewünschten zurückkam, gab er Daniel die Bürste und setzte sich auf die Bettkante. Daniel wusch sich. Zu seinem Erstaunen stellte Bengler fest, daß der Junge sich bis in alle Einzelheiten gemerkt hatte, wie er sich gewaschen hatte. Erst das rechte Bein, dann den linken Arm, Achselhöhle, Bauch, und dann das linke Bein. Daniel wiederholte die Bewegungen exakt.

- Du lernst sehr schnell, sagte Bengler. Die Kunst, sich sauberzuhalten, hast du dir schon angeeignet.

Nachdem sie sich angezogen hatten, gingen sie hinunter in den Speisesaal. Hier hatte sich nichts verändert, seit Bengler das letzte Mal dagewesen war. Die Petroleumlampen brannten, auf den Tischen standen Kerzenleuchter, und Bengler empfand eine gewisse erwartungsvolle Anspannung: würde jemand hier sein, den er kannte? An der Tür wurden sie vom Ober empfangen, der Daniel mit erstaunter Miene betrachtete. Er hatte einen dänischen Akzent und hieß sie willkommen. Bengler sah sich im Speisesaal um. An diesem Herbstabend waren die Gäste dünn gesät: einsame Junggesellen, die über ihren Punschflaschen hockten, einige kleinere Gruppen. Bengler bat um einen Fenstertisch. Als sie zwischen den Tischen hindurchgingen,

verstummen die Gespräche. Bengler bekam plötzlich das Gefühl, er müßte an ein Glas klopfen und mit wenigen Worten von seiner Reise durch die Kalahariwüste berichten. Aber er verzichtete darauf. Sie setzten sich.

- Er ist von kleinem Wuchs, sagte Bengler. Geben Sie ihm ein Kissen zum Unterlegen.

Der Ober verbeugte sich und winkte einen Kellner zu sich. Bengler kannte ihn nicht und fragte sich, wohin all die Kellner verschwunden waren, die es früher hier gab. Trotz allem war er nur ein gutes Jahr auf Reisen gewesen. Daniel bekam ein Samtkissen als Unterlage. Bengler studierte die Speisekarte, staunte darüber, wie die Preise in die Höhe geklettert waren und bestellte dann Schweinekoteletts, Wein, Wasser für Daniel und zum Nachtisch Orangencreme.

- Wünschen Sie eine Vorspeise?

Der Kellner war alt und klapprig und hatte einen schlechten Atem.

- Einen Schnaps und ein Bier, antwortete Bengler. Der Junge will nichts.

Nachdem Bengler seinen Schnaps bekommen und das Glas geleert hatte, bestellte er sofort noch einen. Der Alkohol wärmte ihn und weckte in ihm ein rastloses Bedürfnis, sich gründlich zu betrinken. Daniel saß regungslos auf der anderen Seite des Tisches und ließ den Blick nicht von ihm. Bengler hob sein Glas und prostete ihm zu.

In diesem Moment entdeckte er, daß sich am Nebentisch ein Mann erhoben hatte und auf dem Weg zu ihnen war. Als er näher kam, erkannte Bengler ihn. Es war ein ewiger Student, der die Öse genannt wurde. Er war die ganze Zeit über in Lund gewesen, als Bengler die Universität besucht hatte. Einmal gegen Ende der 1860er Jahre hatte er versucht, sich vor dem Dom zu erhängen. Aber der Strick war gerissen, oder vielleicht war es der Ast, der abgebrochen war, jedenfalls hatte er

überlebt. Ein Halswirbel war angeknackst, und das hatte zur Folge, daß sein Kopf jetzt starr nach links zeigte, als hätte seine Seele eine Schlagseite bekommen, die nie mehr aufzurichten war. Er blieb an ihrem Tisch stehen. Bengler bemerkte, daß er stark betrunken war. Die Öse schuldete allen Leuten Geld. Als er Ende der 1840er Jahre aus Halmstad gekommen war, hatte er einem Gerücht zufolge ein Erbe gehabt, von dem er leben konnte. Die ersten Jahre hatte er auch regelmäßig die Vorlesungen an der Theologischen Fakultät besucht, aber dann war irgend etwas vorgefallen, was zu dem Baum und dem abgebrochenen Ast geführt hatte. Man munkelte, es habe sich um das Übliche gehandelt, eine unglückliche Liebe. Aber niemand wußte es mit Sicherheit. Von diesem Tag an hatte die Öse in einem schäbigen Mansardenzimmer am Rand von Lund gehaust. Das Studium hatte er abgebrochen, er las nichts mehr, nicht einmal die Zeitung. Er schnorrte sich durch, konnte mitunter ein guter Geschichtenerzähler sein, aber meistens saß er versunken über seinem Glas und seinen Flaschen und führte gemurmelte Gespräche mit sich selbst, manchmal fuchtelte er mit den Händen, als würde er von Insekten belästigt, und dann konnte er wieder stumm dasitzen, bis er als letzter Gast hinausgeworfen wurde. Jetzt stand er also am Tisch.

- Man hat von einer Expedition in eine entlegene Wüste reden hören, sagte er. Und man hat wohl nicht damit gerechnet, den Kandidaten zurückkehren zu sehen. Jetzt sitzt er hier, als sei nichts geschehen. Ein schwarzes Geschöpf hat er sich gegenüber am Tisch. Einen Jungen, der aussieht wie ein Schatten.

- Er heißt Daniel, gab Bengler zurück. Wir sind nur auf der Durchreise.

- Die Studien sollen also nicht wiederaufgenommen werden?

- Nein.

- Ich möchte nicht stören, fuhr die Öse fort. Aber der Kandidat, dessen Namen ich leider vergessen habe, könnte mir

vielleicht ein kleines Darlehen von einem Zehner gewähren.

Bengler fühlte in der Tasche nach und fischte zwei Zehner heraus. Das war zuviel. Aber die Öse hatte ihn immerhin erkannt. Die Scheine verschwanden in der Hand des andern, ohne daß er sich die Mühe machte nachzusehen, wieviel er bekommen hatte. Auch zu danken schien ihm nicht der Mühe wert.

- Hier ist alles beim alten, sagte er. Die Ober kommen und gehen, genau wie die Kellner. Die Studenten werden jünger und jünger, das Wetter immer schlechter und das Wissen, das gelehrt wird, verdient immer weniger Respekt.

Er erwartete keine Antwort, sondern drehte sich um und steuerte wieder auf seinen Tisch zu.

Als die Orangencreme auf den Tisch kam, war Bengler betrunken. Er winkte den Ober heran.

- Wäre es möglich, daß das Hotel für ein paar Stunden ein Kindermädchen zur Verfügung stellt?

Er deutete auf Daniel.

- Ich möchte mich eine Zeitlang im Rauchsalon aufhalten. Das ist keine passende Umgebung für ein Kind.

Der Ober versprach, an der Rezeption zu fragen. Daniel hatte alles aufgegessen. Während der langen Überfahrt von Kapstadt hatte Bengler ihm beigebracht, mit Messer und Gabel umzugehen. Immer noch sah er, wie sehr Daniel sich anstrengen mußte, um zu tun, was er gelernt hatte. Aber er kleckerte nicht und schlang das Essen auch nicht herunter. Der Ober kam zurück.

- Eines der Stubenmädchen könnte auf das Kind aufpassen.

Bengler beglich die Rechnung und erhob sich. Er strauchelte. Daniel lachte. Er glaubt, ich spiele, dachte Bengler. Ein betrunkenener Mensch ist jemand, der spielt, nichts weiter. Sie verließen den Speisesaal. Die Öse war verschwunden. Wieder

verstumten die Gespräche nach und nach an den Tischen, an denen sie vorbeikamen. Noch einmal überkam Bengler der Drang, den Anwesenden etwas zu sagen. Aber was? Was konnte er ihnen eigentlich erklären? Oder hatte er das Bedürfnis, gewissermaßen um Entschuldigung zu bitten, weil er gegen eine unsichtbare Etikette verstieß, indem er einen schwarzen Jungen in einen öffentlichen Speisesaal mitnahm?

Wie sich herausstellte, war das Mädchen, das auf Daniel aufpassen sollte, dasselbe, das zuvor das warme Wasser gebracht hatte.

- Du brauchst nur hier zu sein, sagte Bengler. Du brauchst nicht zu reden, nicht zu spielen. Nur hier sein. Wie heißt du?

- Charlotta.

- Paß bitte auf, daß er nicht das Fenster öffnet, fuhr Bengler fort. Oder zur Tür hinausgeht. Ich bin unten im Rauchsalon.

Daniel schien zu verstehen, was er gesagt hatte. Er saß auf der Bettkante und betrachtete Bengler.

Das Zimmer hinter dem Speisesaal war genauso, wie er es in Erinnerung hatte. Der Tabakrauch, der unbeweglich in der Luft hing wie Nebel, der süße Duft von Punsch, das bleiche Licht der Petroleumlampen. Er stand in der Türöffnung und sah sich um. Ihm war, als kenne er alle Gesichter rings um sich her, obwohl ihm die Anwesenden sämtlich fremd waren. Ein Stuhl gleich neben einem der Fenster war noch leer. Er ging hin. Der Gedanke an Punsch sagte ihm nicht zu. Er bestellte Kognak. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit fühlte er sich frei. Daniel war eine Bürde. Er hatte sie selbst gewählt. Aber trotzdem war es eine Bürde. Hatte er überhaupt begriffen, welche Verantwortung er auf sich genommen hatte? Der Kognak trübte seine Gedanken. Das einzige, was er wußte, war, daß er Daniel mit nach Hovmantorp nehmen wollte. Anschließend würde er

seine Wüstenfunde präsentieren und mit ihnen als Ausgangspunkt versuchen, seinen Unterhalt zu verdienen. Was das bedeutete, wußte er nicht. Er könnte herumreisen und Vorträge halten. Aber wer interessierte sich eigentlich für Insekten? Er bestellte ein weiteres Glas Kognak. In einer der dunkelsten Ecken des Raums saßen zwei Frauen und tranken zusammen mit einigen Studenten. Plötzlich sah er Matilda vor sich. Ein heftiges Verlangen ergriff ihn. Er war jetzt zurückgekommen. Matilda befand sich in der Nähe. Wenn sie noch lebte, wenn sie sich nicht nach Dänemark oder vielleicht nach Hamburg davongemacht hatte. Eine der Frauen auf dem Sofa stand auf. Sie war nicht schön, ihr Gesicht wirkte verlebt. Sie schlüpfte durch die Portiere hinaus. Bengler folgte ihr. Sie stand vor einem Spiegel und rückte ihren Hut zurecht.

Als er neben ihr stehenblieb, lächelte sie. Käuflich, dachte er. Es gab sie noch nicht, als ich von hier wegfuhr. Jetzt ist sie hier, von irgendwo ist sie gekommen, und sie ist käuflich. Auf die gleiche Weise wie Matilda einmal aus Landskrona nach Lund gekommen war, nachdem ihr Vater sich an ihr vergangen hatte.

- Ich suche eine Frau, sagte Bengler.

Sie lächelte. Allerdings mit zusammengepreßten Lippen. Bengler wußte, was das bedeutete. Sie hatte schlechte Zähne. Oder vielleicht die Syphilis, was man manchmal an der Zunge erkennen konnte.

- Ich habe schon einen Begleiter, sagte sie. Vielleicht an einem anderen Abend. Herren sind immer so unberechenbar. Der, der da drinnen sitzt, will mich heiraten. Aber was er morgen will, weiß niemand.

- Sie heißt Matilda, sagte Bengler. Matilda Andersson. Sie war früher mal meine Begleiterin. Dann bin ich zu einer langen Reise aufgebrochen. Nun bin ich wieder zurückgekommen.

Die Frau vor dem Spiegel war noch immer mit ihrem Hut beschäftigt. Bengler sah ihre Brüste unter der enganliegenden

Bluse. Er merkte, wie seine Erregung wuchs.

- Matilda ist ein gewöhnlicher Name. Genauso gewöhnlich wie meiner, Carolina. Beschreiben Sie sie mir.

Bengler wußte nicht, was er antworten sollte. Er könnte von ihrem nackten Körper erzählen, von der Form ihrer Brüste und ihren Schenkeln. Aber wie war sie eigentlich angezogen? Er versuchte nachzudenken. Aber er sah sie nur ohne Kleider.

- Ich kann nicht, sagte er. Sie hatte blaue Augen, braune Haare. Vielleicht waren sie von Natur aus gelockt, vielleicht mit der Lockenschere gekräuselt. Sie duftete säuerlich.

Die Frau war mit ihrem Hut fertig. Sie stellte sich dicht neben ihn.

- Wie dufte ich?

- Nach Lakritze.

- Vergiß sie. Morgen werde ich dir Gesellschaft leisten. Sie strich ihm flüchtig mit der Hand übers Gesicht. Er konnte sich nicht beherrschen und umfaßte ihre Brüste. Sie lachte auf, entwand sich ihm und verschwand wieder durch die Portiere. Bengler ging durchs Foyer und trat hinaus auf die Straße. Nach dem anhaltenden Regen hatte es sich abgekühlt.

Von irgendwoher hörte man ein Pferd wiehern. Er sah zum Eckzimmer hinauf, wo Daniel mittlerweile vielleicht eingeschlafen war. Das Verlangen nach einer Frau war jetzt sehr stark. Er dachte an Benikkolua. Warum hatte er sie nicht ebensogut mitnehmen können wie Daniel? Der Gedanke an die Frau vor dem Spiegel verursachte ihm plötzlich Übelkeit. An diesem kühlen Herbstabend überkam ihn Haß auf die Stadt, in der er sich befand. Wäre es nicht wegen des Geldes gewesen, wäre er nie zurückgekehrt. Matilda war nicht einmal eine Erinnerung, nur eine Luftspiegelung, ähnlich denen, die er in der Wüste gesehen hatte. Was gewesen war, gab es nicht mehr. Jetzt

gab es nur noch ihn und Daniel und den Kognak, der dafür sorgte, daß er sich wieder so fühlte, als stünde er auf einem schaukelnden Schiffsdeck.

Er ging wieder hinein, zahlte seine Getränke und hörte die Frauen im Dunkeln lachen, als er durch die Portiere verschwand. In diesem Moment bin ich ein Mensch, dachte er, der eine Reihe von Dingen zum letzten Mal macht. In dieses Zimmer werde ich nie mehr zurückkehren.

Als er ins Eckzimmer hinaufkam, schlummerte das Stubenmädchen in einem Sessel. Daniel schlief. Das Mädchen schrak zusammen, als Bengler es an der Schulter berührte. Wieder fühlte er die Begierde aufflammen. Wie alt mochte sie sein? Sechzehn, siebzehn Jahre, kaum mehr. Sie war sehr blaß.

- Ich werde dich bezahlen, sagte er. Ist er zum Fenster gegangen?

- Er hat auf der Bettkante gesessen und mit seinen Fingern gespielt.

- Und weiter?

- Dann hat er mit seinen Füßen gespielt.

- Und weiter?

- Dann hat er sich hingelegt. Er hat mich nicht angesehen.

- Er sieht die Menschen nur selten an, sagte Bengler. Dafür kommt es vor, daß er mitten durch die Menschen hindurchsieht, die seinen Weg kreuzen.

Bengler hatte einen Reichstaler hervorgeholt. Das war zuviel. Ohne daß er es eigentlich wollte, zog er einen Schein aus der Tasche.

- Es gibt noch mehr Geld zu verdienen, sagte er. Wenn du lieb zu mir bist.

Sie verstand und erhob sich mit einem Ruck. Sie sollte mich schlagen, dachte Bengler. Statt dessen errötete sie.

- Ich muß gehen, sagte sie. Für das hier muß nichts bezahlt

werden. Ich hab ja nichts gemacht. Nur hier gesessen.

Bengler griff nach ihrem Arm. Sie war stocksteif.

- Ich werde vorsichtig sein, sagte er.

Da fing sie an zu weinen. Die Scham überrollte Bengler mit aller Macht. Was zur Hölle tue ich hier? fragte er sich. Ich versuche, dieses Mädchen zu kaufen, das nicht einmal weiß, was Liebe ist, nichts anderes kennt als zu bedienen, zu knicksen, gefällig zu sein.

- Ich habe es nicht böse gemeint, murmelte er. Nimm den Taler.

Aber das Mädchen lief davon, und er blieb mit der Münze in der Hand stehen. Die Scham wütete in ihm. Er ging zum Fenster und schaute hinunter auf die Straße. Die Studenten gingen mit ihren Frauen davon. Er sah der Frau mit dem Hut nach und dachte, er müßte schnellstens von hier verschwinden. Sein altes Leben gab es nicht mehr. Das war in der Wüste zurückgeblieben. Jetzt hatte er seine Insekten und Daniel.

Er zog sich aus und setzte sich in den Sessel, in dem das Stubenmädchen vorhin geschlummert hatte. Ohne daß er es wollte, kehrte die Erregung zurück. Matilda war weg, genau wie Benikkolua. Es blieb ihm nur die Frau mit den zusammengepreßten Lippen. Daniel schlief. Er setzte sich an den Schreibtisch. Eine Petroleumlampe brannte mit schwacher Flamme. Er schraubte sie hoch und holte dann »Daniels Buch« hervor. Doch die Worte wollten nicht kommen. Statt dessen zeichnete er etwas, von dem er zunächst nicht wußte, was es war. Danach erkannte er, daß er versucht hatte, wiederzugeben, wie der Wagen und die Ochsen in dem Moment ausgesehen hatten, als das Wagenrad gebrochen und er gezwungen war, derjenige zu sein, der einen Beschluß faßte. Er zeichnete schlecht, das Rad war oval, der Wagen in sich zusammengesackt, die Ochsen glichen Kühen mit eingesunkenen Rücken, und die Ochsentreiber waren nur dünne

Striche. Er klappte das Buch zu, löschte die Lampe und kroch neben Daniel ins Bett. Morgen müssen wir hier weg, dachte er. Das Geld, das ich besitze, reicht bis Hovmantorp und dann weiter bis Stockholm. Darüber hinaus kann ich mir nicht vorstellen, was geschehen soll.

Er drehte den Kopf und betrachtete Daniel, der zusammengerollt mit dem Rücken zu ihm lag. Sein Atem ging sehr ruhig. Bengler drückte vorsichtig zwei Finger gegen seine Halsschlagader und zählte leise mit.

Einundfünfzig. Daniels Puls schlug ganz gleichmäßig. Doch er befand sich noch nicht im tiefsten Schlaf. Sonst würde der Puls sich zwischen fünfundvierzig und fünfzig bewegen.

Bengler schloß die Augen. Die Frau, die er vor Augen hatte, preßte ihre Lippen zusammen. Langsam kehrte er in die Wüste zurück. Die Sonne brannte in seinen Träumen.

Daniel lag hellwach an seiner Seite. Als er sicher war, daß Bengler schlief, stand er auf und schlug vorsichtig das Notizbuch neben der Petroleumlampe auf.

Auf der Zeichnung war nichts zu erkennen. Sie glich einem unvollständig in eine Felswand geritzten Bild.

TEIL II

DIE ANTILOPE

Es war Be, die ihn alles über Träume gelehrt hatte. Sie durchzogen die Menschen wie gewundene Spuren, doch waren diese Pfade nicht wie die Fußabdrücke, die sie in der Wüste hinterließen, sondern etwas in ihrem Inneren, in den Räumen, zu denen nur die Götter Zutritt hatten. Be war seine Mutter gewesen, ihr Lächeln war in ihn eingebrannt, obwohl das letzte, was er von ihr in Erinnerung hatte, das Blut war, das aus ihren Augen strömte, und der Schrei, der plötzlich abbrach.

Der Junge, der Molo hieß, lag wach an der Seite des Mannes, dessen Blick immer umherirrte. Er hatte seine Angst vor ihm verloren, die Angst, er könnte hinter seinem Rücken einen Speer verborgen halten, genau wie die Leute, die Be und Kiko getötet hatten. Gerade an diesem Abend war er außerdem lustig gewesen, hatte ihn beinah zum Lachen gebracht. Sie hatten in dem großen Zimmer gegessen und gegessen, und der Mann hatte etwas getrunken, was ihn dazu brachte, die Füße so zu bewegen wie damals an Bord des Schiffes. Was sich in den Flaschen befunden hatte, wußte er nicht. Aber er hatte es sich gemerkt. In diesem komischen Land, in dem die Sonne anscheinend niemals unterging, gab es die rollenden Wogen des Meeres in Flaschen. Er hatte sich die Etiketten eingeprägt für den Tag, an dem er wieder übers Meer fahren würde, um in die Wüste zurückzukehren.

Er lag ganz still im Bett. Noch hatte der Mann neben ihm nicht angefangen zu schnarchen. Er lag auf der Seite. Erst wenn er sich auf den Rücken drehte, würde das Schnarchen einsetzen. Molo lauschte ins Dunkel. Jemand lachte unten auf der Straße. Schuhe klapperten über die Pflastersteine.

Er dachte an all die Geräusche, die er in seinem Kopf

beherbergen mußte. In der Wüste waren die Schritte der Menschen nie zu hören. Manchmal pfiß Wind, aber die Füße bewegten sich stets lautlos über den Sand. Man konnte Stimmen über weite Entfernungen hören und das Röhren der Antilopenböcke, wenn sie das waren, was Be brünstig nannte und was bedeutete, daß sie Weibchen suchten, um sich mit ihnen zu paaren. Molo dachte an die Schuhe, die zu tragen er an Bord des Schiffes hatte lernen müssen. Klobig und schwer, aus Holz geschnitzt. Seine Füße hatten in den Schuhen geweint, sich nach innen gekrümmt wie Tiere, die bald sterben müssen, und er hätte gern gewußt, warum er nicht barfuß gehen durfte, wie er es gewohnt war. Seine Füße mochten die Schuhe nicht, und die Schuhe mochten seine Füße nicht. Deswegen hatte er einen davon ins Meer geworfen, um seine Füße und sich selbst zu trösten, aber auch um mitzuteilen, daß er zum Laufen nichts an den Füßen benötigte. Er wollte sich nicht dahinschleppen, nicht die Lust am Gehen verlieren. Aber das war ein Fehler gewesen. Es war das erste Mal, daß der Mann, der immer noch nicht schnarchte, böse geworden war. Seine Stirn hatte eine zusätzliche Falte direkt über den Brauen bekommen. Die Augen waren schmal geworden, und Molo hatte gedacht, jetzt würde er geschlagen, vielleicht selbst über Bord geworfen. Aber nichts anderes war geschehen, als daß er am nächsten Tag neue Schuhe bekommen hatte, die noch schwerer waren.

Da war ihm etwas eingefallen, was Kiko erzählt hatte, von den Sklavenkarawanen, die er einmal gesehen hatte, als er jung war und sich weit im Norden der Wüste aufgehalten hatte. Einmal hatte er hinter einem Felsen versteckt beobachtet, wie weiße Männer aneinandergekettete Menschen auspeitschten, lauter Schwarze, und sie zur Küste trieben. Als er zurückkam, hatte er es Be berichtet. Viel später, als Molo geboren war, hatte auch er die Geschichte erzählt bekommen. Diese Erinnerung war zurückgekehrt, als er gezwungen wurde, die Schuhe zu tragen, die ihm eine Last waren und ihm die Lust nahmen, sich

zu bewegen.

Molo schlüpfte aus dem Bett und ging vorsichtig zur Tür. Er hatte viel Wasser zum Essen getrunken. Jetzt mußte er pinkeln. In der Wüste durfte man überall pinkeln, außer ins Feuer oder in der Nähe von Kiko, wenn er ein Tier häutete, oder dort, wo Be das Essen zubereitete. Aber hier war es anders. Auf dem Schiff hatte er an der Reling gestanden. Der Mann neben ihm hatte ihn immer festgehalten. Molo hatte sich gefragt, ob er so dumm war zu glauben, er würde sich über Bord werfen. Seit sie an Land waren, war das Pinkeln zu einem großen Problem geworden, ganz davon zu schweigen, wenn er das Schwere unter sich lassen mußte. Es gab spezielle Zimmer mit kleinen Holzkästen, auf die er sich setzen sollte. Einen solchen Holzkasten hatte er hier im Haus nicht gesehen. Er hatte begriffen, daß man pinkeln sollte, wenn niemand zusah, und zwar so, daß alle Spuren sofort verschwanden. Er stand nackt mitten im Raum und sah sich um. Auf einem Tisch stand ein Topf mit einer Palme. Er steckte den Finger hinein und roch daran. Die Erde war feucht und duftete nach Regen.

Wenn er da hineinpinkelte, würde es bestimmt überlaufen, und der Mann würde böse werden, wenn er aufwachte. Die weiße Kanne, die vorher das Wasser enthalten hatte, war leer. Aber der Urin würde am nächsten Tag noch darin sein. Wenn er versuchte, zum Fenster hinaus zu pinkeln, würde der Mann sofort aus dem Schlaf auffahren und glauben, er hätte sich in einen Vogel verwandelt. Er ging zur Tür und öffnete sie behutsam. Eine Petroleumlampe hing im Flur an der Wand. Lautlos schloß er die Tür hinter sich. Das war noch etwas, was er gelernt hatte. Türen sollte man hörbar öffnen, aber lautlos zumachen. Der Flur war leer, und alle Türen waren geschlossen. Vorsichtig bewegte er sich über den weichen Teppich. Es war, wie auf Sand zu gehen, dachte er. Hinter einer Tür hörte er eine Frau weinen. Es klang wie Be, als sie ihr jüngstes Kind zur Welt brachte, das letzte, das sie geboren hatte, ehe die Männer mit

den Speeren kamen und sie töteten. Er blieb stehen und pinkelte auf den Teppich. Der Stoff würde den Urin aufsaugen, genau wie der Sand. Da ging plötzlich eine der Türen auf. Ein Mann mit nacktem Oberkörper und einem großem Hängebauch, der sein Geschlecht verbarg, kam heraus. Er hielt eine Flasche in der Hand. Als er Molo entdeckte, fuhr er zusammen. Dann fing er an zu brüllen. Molo versuchte, mit dem Pinkeln aufzuhören. Aber er war noch nicht fertig. Andere Türen wurden aufgerissen, ein Mann kam die Treppe heruntergerannt. Alle gafften ihn an. Noch immer konnte er den Strahl nicht unterbrechen. Er fragte sich, was daran so verkehrt war. Pinkelten die Kinder nicht in diesem Land? Dann hörte er hinter sich eine Tür gehen, es war der schlafende Mann, der aufgewacht war. Molo pinkelte, bis er fertig war.

- Was zum Teufel machst du da? fragte der Mann aufgebracht. Stehst du hier und pißt auf den Teppich des Hotels?

Molo verstand nicht, was er sagte, nur, daß er schon wieder etwas falsch gemacht hatte. Der Stoff unter seinen Füßen war nicht wie der Sand. Der Mann packte ihn am Arm, so fest, daß es weh tat, und schleppte ihn zurück ins Zimmer. Er setzte ihn aufs Bett. Molo begriff, daß er sich nicht rühren durfte. Der Mann verschwand wieder durch die Tür. Molo sah, daß er draußen jemandem Geld gab, der die Treppe heraufgerannt kam. Molo überlegte sich, daß er sich am besten zwischen die Laken legen sollte und so tun, als ob er schlief.

Der Mann kam herein und machte lautlos die Tür zu. Aber Molo wußte, daß er böse war, und kniff die Augen fest zusammen. Er spürte den Atem des Mannes dicht an seinem Gesicht. Er roch süßlich. Ohne die Augen zu öffnen, wußte Molo, daß der Mann jetzt überlegte, ob er ihn schlagen sollte. Sein Atem wurde immer säuerlicher, gefährlicher. Molo spannte sich an. Aber nichts geschah.

- Verdammtes Balg, murmelte der Mann.

Molo verstand die Worte nicht. Manchmal fand er, daß die Sprache, die der Mann benutzte, an das Geräusch einer Axt erinnerte, die altes, trockenes Holz spaltete. Oder es klang, wie wenn Kiko mit einem Ast gegen einen Felsen schlug, um festzustellen, ob es Hohlräume gab, in denen sich Schlangen versteckt halten konnten.

Der Mann kroch ins Bett und seufzte. Molo wartete, bis sein Atem ruhig ging. Bald würde der Mann anfangen zu schnarchen. Molo schlug die Augen wieder auf. Er war müde. Was ihn morgen erwartete, wußte er nicht. Aber von Be hatte er alles über Träume gelernt. Sie waren nicht nur Verstecke, sie konnten auch erzählen, was geschehen würde. Molo suchte in den Bildern, die durch seinen Kopf strömten. Er hielt die Bilderflut an, als Kiko sich ihm offenbarte.

Es war das letzte Mal gewesen, daß er Kiko zu den Felsen begleiten durfte, die aus dem Sand ragten und einem liegenden Löwen glichen. Er wußte, daß diese Berge heilig waren. Vor langer Zeit hatten die Götter einmal zwischen diesen Felsen gewohnt. Sie hatten ihre Feuer angezündet und dort gesessen, und als sie eines Abends satt und gut gelaunt waren, hatten sie beschlossen, ein Tier von neuer Art zu erschaffen, jenes, das später Mensch genannt wurde. Kiko hatte diese Geschichte sehr ausführlich erzählt und immerzu gefragt, ob Molo alles verstanden hätte. Er hatte dieselbe Sache mehrmals wiederholt und auf verschiedene Weise von den Göttern erzählt, als wäre er ein Vogel gewesen, der alles von oben gesehen hatte, oder eine Schlange, die sich lautlos zwischen den Beinen der Götter ringelte. Molo hatte verstanden. Zwischen diesen Felsen hatte alles angefangen. Mit der Zeit hatten die Götter von den Menschen genug bekommen, sie sich selbst überlassen und waren zu anderen Bergen weitergezogen. Aber damit die Götter nicht ungeduldig würden und ihnen das Essen wegnähmen oder den Regen, hatten die Menschen ihre Bilder in die Felsen

geritzt.

Kiko hatte an einer Antilope gearbeitet, als sie das letzte Mal zusammen auf dem Berg waren. Der Alte, der im Jahr zuvor gestorben war, Anamet, hatte angefangen, die Antilope einzumeißeln. Aber als er sich dann immer mehr zurückzog, sich langsam aus dem Leben verabschiedete und schließlich aufgehört hatte zu atmen, war Kiko dazu ausersehen worden, sein Werk fortzusetzen. Ganz so geschickt wie Anamet war er nicht, hätte es auch nie werden können. Anamet hatte die besondere Fähigkeit besessen, Tiere so wiederzugeben, daß es schien, als könnten sie sich jederzeit von den Felsen lösen und zwischen den Sanddünen verschwinden. Bei diesem letzten Mal hatte Kiko den Tierkörper mit Farbe versehen. Die Antilope befand sich mitten im Sprung. Anamet hatte das Auge sehr groß gemacht, und Kiko hatte lange überlegt, ob er dafür das Rot verwenden sollte, das ein zerquetschter Käfer lieferte, oder das Gelb vom Saft eines Strauchs, der in der Nähe des Berges wuchs. Kiko war manchmal sehr wortkarg, wenn er an der Antilope arbeitete. Er war der am wenigsten geschwätzigste von allen in der Gruppe, den sieben Familien, die miteinander lebten und gemeinsam umherzogen. Im Gegensatz zu Be, die immer schwatzte und lachte, konnte Kiko mitunter so lange schweigen, daß sie überlegten, ob er krank geworden sei. Molo wußte auch, daß es nur bei bestimmten Gelegenheiten möglich war, Kiko Fragen zu stellen. Dann antwortete er. Aber wenn Molo den falschen Zeitpunkt wählte, konnte Kiko müde werden, vielleicht sogar ärgerlich. Aber dieses letzte Mal, als sie zusammen zu dem Berg wanderten, war Kiko guter Laune gewesen. Molo hatte gewußt, daß ein guter Tag bevorstand, an dem er alle Fragen würde stellen können, die ihn beschäftigten.

Sie waren in der ersten Morgendämmerung aufgebrochen. Als sie den Berg und die Felsspalte erreichten, wo die Antilope eingemeißelt war, fielen die ersten Sonnenstrahlen darauf. Es

sah aus, als stünde die Antilope in Flammen.

- Anamet war sehr geschickt, sagte Kiko. Er wußte nicht nur, wie seine Hände die Antilope formen sollten, er hat auch die Stelle auf dem Felsen mit Bedacht für sie gewählt.

- Was heißt geschickt sein?

Kiko antwortete nicht. Molo wußte, daß auch das eine Antwort war. Wenn Kiko nichts sagte, bedeutete es, daß es auf die Frage keine Antwort gab.

Kiko entschied sich dafür, das Auge der Antilope rot zu färben. In einem kleinen Lederbeutel hatte er ein paar von den Käfern mitgebracht, aus denen die rote Farbe gewonnen wurde. Er schüttete sie auf die Erde. Die Käfer versuchten wegzukriechen. Er zermalmte sie mit einem Stein und fing an, die rote Farbe aus dem Panzer zu pressen. Dann füllte er mit einem Hölzchen sorgfältig die Rillen aus, die Anamet mit seinem kleinen Meißel in die Felswand gekerbt hatte. Molo betrachtete seinen Vater. Die Strahlen der Sonne wanderten langsam abwärts. Das Licht kam jetzt von unten. Das Auge der Antilope glänzte.

- Wo sind die Götter? Kiko lachte.

- Drinnen im Felsen, antwortete er. Ihre Stimmen sind das Herz, das im Körper der Antilope schlägt.

- Ich versuche, in den Sand zu zeichnen. Antilopen, Zebras. Aber es wird nicht gut.

- Du bist zu ungeduldig. Du bist noch ein Kind. Irgendwann wird der Zeitpunkt kommen, an dem du jeweils nur in eine Richtung schaut. Dann wird es dir auch gelingen, eine Antilope zu zeichnen.

Kiko arbeitete den ganzen Tag. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, legte er das rotgefärbte Hölzchen weg.

- Bald ist sie fertig, sagte er. Eines Tages, wenn du älter bist, werden die Farben verblaßt sein. Dann kannst du wieder

herkommen und sie auffrischen. Dann ist es an dir, die Antilope wieder lebendig zu machen.

Danach kehrten sie ins Lager zurück. Aus der Ferne sahen sie die Feuer und rochen den Duft von gebratenem Fleisch. Am Tag zuvor war es den Jägern gelungen, ein Zebra zu erlegen. Nun hatten sie Fleisch für mehrere Tage. Deshalb hatte Kiko Zeit, sich der Antilope zu widmen.

- Morgen machen wir weiter, sagte Kiko. Und auch noch den Tag danach. Dann wird die Nahrung verbraucht sein, und wir müssen wieder auf die Jagd gehen.

Aber waren sie je wieder zu dem Berg zurückgekehrt? Molo lag mit offenen Augen neben dem Mann, der noch nicht angefangen hatte zu schnarchen. Er konnte sich nicht erinnern.

Er hatte geschlafen, als die Männer mit den Speeren und den Gewehren ankamen. Sie waren zu Pferd gewesen, sie hatten weiße Helme getragen, obwohl nicht alle eine weiße Haut hatten. Es waren auch welche mit schwarzer Haut dabei. Sie hatten nachts das Lager eingekreist, und als die Frauen am Morgen aufwachten, waren Schüsse gefallen, und das Gemetzel hatte begonnen. Molo war überall mit Blut beschmiert gewesen, und wer ihn sah, hatte geglaubt, er sei schon tot. Hinter halb geschlossenen Augen, mit einem Herzen, das raste, als befände es sich auf wilder Flucht aus seinem Körper, hatte er gesehen, wie Be von einem Speer durchbohrt und Kiko durch den Kopf geschossen wurde.

Die Männer, die angriffen, hatten die ganze Zeit gelacht, sie hatten sich benommen, als machten sie Jagd auf Tiere. Und als Stille einkehrte und alle bis auf Molo tot waren, hatten sie aus ihren Flaschen getrunken, ein paar Ohren abgeschnitten und waren wieder davongeritten. Er hatte ihnen nachgestarrt, bis Sand und Sonne sie verschluckten.

Von dem, was dann geschah, war Molo keine Erinnerung geblieben. Als er wieder zu Bewußtsein kam, lag er auf den

Planken eines rumpelnden Wagens. Andersson hatte sich über ihn gebeugt, und Molo hatte gedacht, er sei wohl doch schon tot, und das Böse persönlich sähe ihn an.

Er schrak zusammen. Für einen kurzen Moment befand er sich in einer Landschaft, die irgendwo zwischen Traum und Wirklichkeit lag. Dann merkte er, daß der Mann neben ihm angefangen hatte zu schnarchen. Molo drehte sich auf die Seite. Jetzt war er müde. Die Begegnung mit Kiko und der Traum von der Antilope hatten ihn angestrengt. Er rollte sich zusammen und schlief ein, als es ihm schließlich gelungen war, sein Inneres in eine weiße und ganz leere Wüste zu verwandeln.

Als Bengler am Morgen aufwachte, hatte er Kopfschmerzen und war durstig. Er erinnerte sich an das, was während der Nacht geschehen war, und beschloß, es Daniel gegenüber nicht mehr zu erwähnen. Es gab jedoch etwas anderes, das keinen Aufschub mehr duldete. Daniel war schon aufgestanden und hatte sich angezogen. Er saß regungslos auf einem Stuhl an der Wand. Bengler trank Wasser und ließ sich wieder in die Kissen sinken. Er machte Daniel ein Zeichen, daß er sich zu ihm setzen sollte.

- Du bist mein Sohn, sagte Bengler. Du heißt Daniel, und ich bin dein Vater. So sollst du mich von nun an nennen. Vater.

Daniel betrachtete ihn.

- Vater. So sollst du mich nennen. Vater.

- Vaater.

- Du mußt den Buchstaben a nicht so dehnen. Er soll kurz sein. Vater.

- Vaater.

- Du dehnt immer noch den Buchstaben a. Noch einmal. Vater.

- Vater.

- Das klingt schon besser. Ich bin dein Vater. Also sollst du

mich so nennen. Wir beide sind Vater und Daniel.

- Vaater und Daniel.

- Du hast Schwierigkeiten mit dem Buchstaben a. Aber das wird mit der Zeit besser werden. Jetzt kannst du dich wieder auf den Stuhl setzen.

Molo rührte sich nicht. Bengler deutete auf den Stuhl. Molo stand auf. Als er sich auf den Stuhl setzte, prägte er sich ein, daß er von nun an Daniel hieß.

Dann lag der Mann, den er ab jetzt Vater nennen sollte, da und sah ihn mit nur einem geöffneten Auge an.

- Diese Satansstadt, sagte er.

Daniel nickte. Er verstand die Worte nicht. Aber es ging um etwas, was Vater nicht gefiel. Daniel war immer auf der Hut, wenn der Vater anfang mit dem Mund zu hacken wie eine Axt ins trockene Holz. Sprach er von ihm oder sprach er zu ihm? Das wußte Daniel nie mit Sicherheit.

An diesem Morgen brauchte Vater sehr lange, um aus dem Bett zu kommen. Daniel saß auf seinem Stuhl und wartete. Nachdem sie gefrühstückt hatten, nahm Vater ihn mit in die Stadt. Es war warm, und Daniel trug die Schuhe in der Hand, um sich leichter bewegen zu können. Sie blieben vor einem Haus stehen, das ganz in der Nähe des Hotels lag. In einem Fenster gab es Bilder von Menschen. Sie starrten Daniel mitten ins Gesicht. Vater öffnete die Tür. Eine Glocke schlug an. Da drinnen war es dunkel, genau wie in Anderssons Handelsstation und auf dem Schiff. Weiße Menschen leben in düsteren Räumen, dachte Daniel. Überall sind Türen, die geöffnet und geschlossen werden müssen, Wände, welche die Menschen daran hindern zu sehen, Decken, die schwer wie Felsblöcke über den Köpfen der Menschen hängen.

Sie gingen in ein Zimmer, in dem ein einzelner Stuhl und ein

Tisch vor einer grauen Wand mit gemalten Blumen standen. Vater setzte sich auf den Stuhl und ließ Daniel neben sich Platz nehmen. Der Mann, der sie empfangen hatte, verschwand unter einem schwarzen Tuch, das an der Rückseite von etwas hing, das einer Kanone glich. Kanonen hatte Daniel schon gesehen, in dem Jahr, bevor Kiko und Be und die anderen getötet wurden. Auf einer Wanderung durch die Wüste hatten sie weiße Soldaten entdeckt, die diese Waffen von Ochsen durch den Sand schleifen ließen. Daniel warf einen Blick auf Vater. Stand ihnen jetzt der Tod bevor? Vater bemerkte seine Unruhe.

- Wir lassen uns nur fotografieren, sagte er.

Vater lächelte und sagte etwas zu dem Mann unter dem Tuch, der lachte. Wir werden nicht sterben, dachte Daniel. Ich muß das alles ertragen, bis ich eine Möglichkeit finde, nach Hause zurückzukehren. Ich werde an die Antilope denken, die sich jederzeit von der Felswand lösen und eine Beute werden könnte, die wir erlegen würden, um dann von ihr zu leben. Ich werde warten, bis ich denselben Sprung machen kann wie die Antilope. Oder bis ich merke, daß aus meinem Rücken Flügel wachsen.

Es blitzte. Daniel duckte sich. Aber Vater lächelte nur. Einen kurzen Moment fürchtete Daniel, daß Vater seine Gedanken lesen könnte. Aber er hatte sich vom Stuhl erhoben und redete weiter mit dem Mann, der sich unter dem Tuch versteckt und den Schuß abgefeuert hatte, der sie nicht traf.

Später am Nachmittag kehrten sie in das Geschäft zurück. Sie blieben vor dem Fenster stehen. Daniel sah sein eigenes Gesicht da drinnen. Es starrte direkt in die Mündung der Kanone.

Ich erkenne mich nicht, dachte er. Meine Augen sind wie die eines anderen Menschen. Der Mann, der sich unter dem Tuch versteckte, hat einen Schuß auf mich abgefeuert, der so ähnlich war wie der, der Kiko den Kopf in Stücke gerissen hat.

Auch ich bin tot.

Ich habe es nur noch nicht gemerkt.

Es dauerte eine Weile, bis Daniel begriff, daß der schreckliche Ort, an den sie gekommen waren, die Stelle auf Erden war, wo Vater geboren wurde. Nachdem sie die Stadt verlassen hatten, in der er die Kanonenmündung auf sein Gesicht gerichtet sah, fuhren sie gute drei Wochen lang durch endlose Wälder. Vater hatte ein Pferd und einen Wagen gekauft, aber Daniel merkte sehr bald, daß er nicht wußte, wie er mit dem Pferd umgehen sollte, das meistens machte, was es wollte. Es regnete fast während der gesamten Reise. Der Wagen war offen, und Daniel lag unter etwas, das einem Stück Segeltuch glich, zusammen mit den Kisten, in denen Vater seine Insekten, seine Bücher und seine Instrumente verwahrte. Von dem vielen Regen hatte Vater Fieber und schweren Husten bekommen. Sie waren zu einem zehntägigen Aufenthalt in einer Stadt namens Växjö gezwungen, wo Vater bettlägrig war und stark schwitzte, in einem Haus, das *Gasthof* genannt wurde. Daniel kühlte ihm mit feuchten Tüchern die Stirn, gab ihm Wasser zu trinken und war mehrmals fest davon überzeugt, daß Vater sterben würde. Ein Mediziner in einem dunklen Mantel besuchte ihn und betrachtete Daniel mit großer Neugier. Er gab Vater eine Flasche, aus der er trinken sollte, wenn der Husten sich verschlimmerte. Jedesmal, wenn er Vater besuchte, verlangte er, daß Daniel sich nackt ausziehen sollte. Dann tastete er seinen Körper ab, sah ihm in den Mund, zählte seine Zähne und schnitt ihm ein Büschel Haare ab.

In diesen Tagen freundete sich Daniel mit dem Pferd an. Falls Vater sterben sollte, wäre das Pferd das einzige, was ihm blieb.

In der Zeit von Vaters Krankheit ereignete sich etwas Sonderbares. Vater hatte im Fieber heftig phantasiert, aber zum

erstenmal hatte Daniel begriffen, was er sagte. Von der Sprache, in der er früher nur einzelne Worte hatte zuordnen können, hatte er plötzlich ganze Sätze verstanden. Wenn Vater phantasierte, verstand Daniel, was er sagte. Es war, als ob er direkt in Vaters unruhige Träume hineinschaute, und erst da bekamen die Worte einen Sinn.

Noch immer fiel es ihm schwer, sich an den neuen Namen zu gewöhnen, den er bekommen hatte. *Daniel*. Eigentlich hieß er Molo. Aber keiner, weder Andersson noch Vater, hatte sich die Mühe gemacht, ihn danach zu fragen. Er hatte einfach den langen Namen Daniel bekommen, der nichts bedeutete und den er nur mit größter Mühe aussprechen konnte.

Das zweite Wort, das er zweifelsfrei identifizieren konnte, war das Wort *Satan*.

Es konnte leise oder schreiend ausgesprochen werden, zischend oder mit großem Zorn. Daniel begriff, daß es für Vater ein heiliges Wort war, ein Wort, das anzeigte, daß er mit einem seiner Götter sprach. Da das Pferd für Daniel das Wichtigste war, hatte er es insgeheim *Satan* getauft. Wenn er ihm Heu gab, strich er ihm übers Maul und flüsterte ihm *Satan* ins Ohr.

Aber Vater starb nicht. Am achten Tag begann das Fieber zu sinken. Er hörte auf zu phantasieren und fiel in einen tiefen Schlaf. Daniel wartete. Er gab dem Pferd Heu und bekam Suppe von der Frau, die dem Haus vorstand, in dem sie wohnten. Oft kamen Menschen, manche sehr betrunken, um ihn anzusehen, wenn er am Bett des Kranken wachte. Sie standen in der Tür und atmeten heftig, als würde er sie erregen, und dann gingen sie wieder weg.

Als elf Tage vergangen waren, konnten sie die Reise fortsetzen. Da hatte es endlich aufgehört zu regnen. Und wieder war das, was Vater sagte, für Daniel unbegreiflich. Die Zusammenhänge, die er erkannt hatte, als Vater phantasierte,

existierten nicht mehr. Das Pferd zog den Wagen durch einen fast undurchdringlichen Wald. Der Weg war schmal, sie begegneten keinem Menschen, und Daniel sah sich unaufhörlich um, da er Angst hatte, der Wald würde den Weg hinter ihnen verschlucken. Wenn er nicht auf dem Kutschbock neben Vater saß, ging er neben dem Wagen her. Aus einem Strick, den er im Stall des Gasthofs gefunden hatte, hatte er sich ein Springseil gemacht. Dann und wann fing Vater an zu singen. Aber er hörte auf, sobald er wieder husten mußte. Daniel wagte sich manchmal ein paar Meter zwischen die dicken Bäume. Gründlich studierte er den Boden, ehe er die Füße darauf setzte. Er argwöhnte, daß die Schlangen, die es in diesem Land gab, sehr giftig sein mußten.

Sie übernachteten in morschen Scheunen und lebten von trockenem Brot und Pökelfleisch. Trinkwasser fanden sie in den Bächen, die neben dem Weg flossen. Daniel suchte immerzu nach Zeichen dafür, daß es hier irgendwo Sand gab. Da sie so weit gefahren waren, mußten sie bald wieder in der Wüste sein. Von Kiko hatte er gelernt, daß eine lange Reise immer an dem Punkt endete, wo sie einmal angefangen hatte. Aber er fand keinen Sand, nur braune Erde, die voll von grauen Steinen war.

An einem späten Nachmittag geschah das, worauf Daniel gewartet hatte. Der Wald öffnete sich. Die Landschaft wurde heller. Vater zog die Zügel an. Daniel betrachtete sein Gesicht. Es war, als würde Vater Witterung aufnehmen. Die Ohren wurden spitz, die Augen blickten forschend. Dann drehte er sich zu Daniel.

- Meine Wüste, sagte er. Hier wurde ich geboren.

Er nahm nicht an, daß Daniel verstünde, was er sagte. Er reichte Daniel die Zügel und formte in der Luft einen Säugling, den er wiegte. Dann deutete er auf sich selbst.

Daniel sah sich um. Vor ihm erstreckte sich eine grüne Wiese.

Darauf stand eine verwitterte, windschiefe Zauntür.

Dann entdeckte er das Haus. Eine weiß gekalkte Wand schimmerte durch eine Gruppe von hohen Bäumen. Vater deutete auf die Zauntür und Daniel sprang herunter und machte sie für das Pferd auf. Als er sie wieder zu schließen versuchte, brach die Tür von dem vermoderten Pfosten ab. Das schien Vater nicht weiter zu kümmern, und Daniel sprang wieder auf den Wagen. Sie hielten auf dem Hof. Vater blieb still auf dem Kutschbock sitzen. Daniel merkte, daß er den Atem anhielt. Da wurde die Tür aufgemacht, und eine Frau kam heraus. Auf dem Arm trug sie ein kleines Schwein. Mit zerrissenen Kleidern und krummem Rücken ging sie auf den Wagen zu.

- Es ist niemand zu Hause, schrie sie. Alle sind tot.

- Ich bin zurückgekommen, sagte Vater.

Die Frau schien nicht zu hören, was er sagte.

- Tot, schrie sie. Und ich kaufe nichts. Vater schüttelte den Kopf.

- Ich wußte es, murmelte er und dachte an die Nacht, in der er aufgewacht war und die mahlenden Kiefer des Vaters plötzlich verstummt waren.

Er kletterte vom Wagen herunter.

- Ich bin es, schrie er der Frau ins Ohr. Hans.

Das Ferkel fuhr vor Schreck zusammen und riß sich los. Es rannte laut quiekend davon und verschwand im Unterholz. Als hätte Vater ihr das Schwein gestohlen, fing sie an, ihn zu schlagen, trommelte wie rasend auf seinem Brustkorb herum.

Daniel hielt die Zügel. Das Pferd stand regungslos da. Vater packte die Handgelenke der Frau.

- Hans, schrie er in ihr Ohr. Dann drehte er sie herum und brüllte ihr ins andere Ohr.

Sie wurde still, fing aber gleich wieder an, ihn zu schlagen.

- Wieso kommst du zurück? rief sie. Hier ist nichts, zu dem

man zurückkommen könnte.

- Mein Vater?

- Ist tot.

Dann entdeckte sie Daniel und stieß einen Schrei aus, als wäre ihr noch ein Schwein weggelaufen.

- Was um Gottes willen schleppst du denn da an?

- Er heißt Daniel. Ich habe ihn adoptiert. Er ist mein Sohn.

Die Frau fing plötzlich an, auf dem Hof herumzurennen und Laute auszustoßen, als wäre sie selbst ein Schwein. Daniel lachte. Endlich hatte er einen Menschen getroffen, den er zu verstehen glaubte. Sie spielte, wie Be gespielt hatte, und Anima, ihre Schwester, und die anderen Frauen, außer denen, die so alt waren, daß sie sich bald zum Sterben zurückziehen würden.

- Leonora, sagte Vater und deutete auf sie. Leonora, dachte Daniel. Das ist ihr Name. Genauso lang, genauso schwierig auszusprechen wie Daniel.

Die Frau verschwand kreischend im Gehölz. Vater machte Daniel ein Zeichen, vom Kutschbock zu klettern. Gemeinsam traten sie durch die morsche Tür. Zerrissene Gardinen hingen an den Fenstern, Hühner hockten auf Bilderrahmen und Treppengeländern, räudige Katzen bevölkerten Stühle und Sofas. Der Fußboden war von Mist bedeckt. Der Gestank ließ Vater und Daniel das Gesicht verziehen. In der hintersten Ecke stand ein Kalb. Daniel brach wieder in Gelächter aus. Hier war er in ein Haus gekommen, das lebte.

Aber Vater wurde böse.

- Über diese Satanswirtschaft kann man nicht lachen. Nur weinen.

Satan. Da war das Wort wieder. Daniel zuckte vor dem Schlag zurück, auf den er jetzt gefaßt war. Statt dessen packte Vater eine Schaufel, die an einem Sofa lehnte, einem ehemals roten Sofa, das jetzt von Hühnerkot grauweiß gesprenkelt war.

Er fing an, nach den Katzen und Hühnern zu schlagen. Diese stoben fauchend und gackernd in verschiedene Richtungen auseinander. Das Kalb rutschte in dem Mist aus, und Vater trat die Tür ein und verjagte die Tiere, bis nur noch ein Huhn übrig war, das sich auf einen Kronleuchter geflüchtet hatte. Die Anstrengung brachte ihn zum Husten. Der Anfall war so heftig, daß er auf den Hof hinaus wankte und sich erbrach. Daniel folgte ihm. Als es vorbei war, ließ Vater sich auf die Außentreppe sinken.

- Ich hätte nicht herkommen sollen, sagte er. Und jetzt ist dieses Satansweib auch noch verrückt geworden.

Er legte sich auf den Rücken und bedeckte das Gesicht mit einem Arm. Daniel ging hinüber zu dem Pferd, machte es von den Deichseln los und führte es ins Gras. Die Frau blieb verschwunden. Das Pferd betrachtete ihn mit müden Augen. Auf der Treppe hinter sich konnte Daniel Vater wie ein Kind wimmern hören.

Vater setzte sich mit einem Brüllen auf. Seine Kleider, die schon zuvor schmutzig gewesen waren, starrten jetzt vom Kot der Tiere. Er fing an, auf den Knien durchs Gras zu kriechen. Daniel folgte ihm in einigem Abstand mit dem Pferd. Sie erreichten ein Dickicht aus zusammengewachsenen Sträuchern. Darin befand sich ein Loch. Vater kroch in das Gebüsch hinein und verschwand. Daniel überlegte, ob er allein sein wollte. Aber weinende und kriechende Menschen wollten selten allein sein, wie er aus Erfahrung wußte. Er kroch hinterher. Da drinnen gab es einen Raum ohne Decke. Zum erstenmal erlebte Daniel, daß es auch in diesem Land Zimmer ohne Türen gab, wo der Himmel sich über den Köpfen der Menschen öffnete. Im Inneren des Dickichts standen ein wackeliger Holztisch und ein Stuhl.

Auf dem Boden neben dem Stuhl lag eine weiße Kreidepfeife, wie Daniel sie Geijer in Anderssons Laden hatte rauchen sehen. Vater schob sich mühsam auf den Stuhl. Tränen strömten ihm

aus den Augen. Daniel dachte, dieser Besuch wäre so etwas wie ein Ritual, vielleicht eine Art, einem Gott zu opfern. Die Frau, die schreiend weggelaufen war, und die Tiere, die im Inneren des Tempels lebten, gehörten zu diesem Ritual. Der Stuhl, auf dem Vater jetzt saß, war ein Thron. Und einer der Götter hatte bestimmt seine Pfeife vergessen.

Dies ist ein Land, in dem alle Götter auf der Flucht sind, dachte Daniel. Sie verbergen sich nicht hinter Felsen, ihre Herzen schlagen nicht hinter diesen Büschen.

Vater hustete lange, durchdringend und rasselnd. Dann wischte er sich mit dem schmutzigen Hemd das Gesicht ab.

- Hier hat mein Vater gesessen, schrie er. Mein Vater. Kannst du mich verstehen? Mein Vater, der alte Bengler, der zu nichts taugte, hier saß er mit seinem verpfuschten Leben, den ganzen Körper voller Syphilis. Syphilis. Und in dieses Höllenloch habe ich mich zurückgeseht. Als ich in der Wüste herumzog, habe ich mich hierher geseht. In den Träumen, wenn die Mücken mich stachen, habe ich mich hierher geseht. Kannst du das verstehen, Daniel? Kannst du verstehen?

Vater redete sehr schnell. Daniel nahm an, er spreche eine Art Gebet.

Bis in die Dämmerung hinein blieb Vater regungslos auf dem Stuhl sitzen. Insekten fingen an, aus Daniels Armen Blut zu saugen. Vater schlief ein. Daniel wartete.

Bis Mitte Oktober blieben sie auf dem Hof in Hovmantorp. Mit einer Energie, die an Irrsinn grenzte, hatte Vater mit Hilfe der krummen Frau das verdreckte Erdgeschoß gesäubert. Im ersten Stock hatte Daniel ein eigenes Zimmer bekommen. Vater hatte ein Gitter aus Latten vor beide Fenster genagelt, und jeden Abend sperrte er die Tür zu. Bevor sie mit dem Säubern anfangen, hatten sie einen Kirchhof und ein Grabkreuz besucht. Daniel hatte verstanden, daß diejenigen, die tot dort lagen und

deren Namen auf dem Kreuz standen, Vaters Eltern waren. Er hatte sich sehr über diesen Kirchhof gewundert, wo die toten Menschen in Reihen lagen, unter Steinen und Kreuzen. Die Toten wollten in Frieden sein, sie wollten nicht, daß irgendwelche Spuren von ihnen blieben. Zu einem Grab in der Wüste sollte man nicht zurückkehren, ehe man vergessen hatte, wo es lag. Das hatte Kiko ihn gelehrt. Hier war es umgekehrt. Außerdem hatte Vater sich an dem Grab sonderbar benommen. Er hatte geweint. Daniel verstand nicht, wieso. Um kranke oder von einem Tier verwundete Menschen konnte man weinen. Sie hatten Schmerzen. Aber die Toten waren nur ihres Weges gegangen.

Die krumme Frau, die Leonora hieß, hatte sich nach dem Auftritt des ersten Tages verändert. Sie kam Daniel nie nahe, faßte ihn nicht an, aber sie gab ihm zu essen und nähte ihm einen neuen Matrosenanzug. Außerdem schrie sie ihn nicht an, wenn er barfuß ging. Sie erlaubte ihm, sich mit den Hühnern, den Katzen, dem Kalb, dem Pferd und den Schweinen zu beschäftigen. Nachdem das Haus geputzt worden war und der Gestank allmählich verflog, packte Vater nach und nach seine Holzkisten aus. Daniel staunte über die vielen Insekten, die er mitgeschleppt hatte. Wozu brauchte er all diese toten Tiere? Ihm kam der Verdacht, daß Vater ein Zauberer war, daß er in einem besonderen Verhältnis zu den Kräften stand, die das Leben der Menschen lenkten. Konnte er mit den Toten sprechen? Daniel beobachtete ihn dabei, wie er die Insekten in verschiedenen Gruppen anordnete, sie auf Nadeln spießte und Kästen mit Glasplatten baute.

Vater hatte jetzt auch ernsthaft angefangen, Daniel seine Sprache beizubringen. Jeden Morgen und jeden Nachmittag saßen sie in der Laube oder, wenn es regnete, in einem Zimmer im ersten Stock. Vater hatte große Geduld, und Daniel dachte, daß es ja nichts schaden würde, diese komische Sprache zu lernen. Er ließ die Äxte in seiner Kehle fallen, lernte die Worte

und erkannte, daß es da etwas gab, was auch er begreifen konnte. Vater brauste nie auf, wurde nie zornig. Hin und wieder strich er Daniel über die Wange und sagte, er sei schnell von Begriff.

Außer der Sprache sollte Daniel auch lernen, wie man Türen öffnet und schließt. Die praktische Übung fand an der Tür statt, die zu Vaters Arbeitszimmer führte. Da hatte Daniel schon angefangen, die Sprache zu verstehen.

- Eine Tür ist genauso wichtig wie Schuhe, sagte Vater. Man hat Schuhe an den Füßen, um sich vor Kälte und Feuchtigkeit zu schützen. Aber man trägt die Schuhe außerdem, um seine Würde als Mensch zu zeigen. Tiere haben keine Schuhe. Aber Menschen. Dasselbe gilt für Türen. Man klopft an, bevor man durch eine Tür geht. Man tritt nicht ein, wenn man keine Antwort bekommt. Dann klopft man noch einmal, vielleicht ein wenig fester. Aber keinesfalls ungeduldig. Dann sollte man auch noch ein drittes Mal klopfen, ohne die Beherrschung zu verlieren. Bitte, übe das. Anklopfen, Antwort abwarten, öffnen, einen Diener machen, die Tür hinter sich schließen.

Daniel ging hinaus und schloß die Tür. Dann klopfte er an und öffnete sie.

- Falsch, sagte Vater. Was habe ich nicht gemacht?
- Der Herr hat nichts gesagt.
- Du sollst mich nicht Herr nennen. Ich bin dein Vater. Also nennst du mich so. Vater.
- Vaater.
- Dehne den Buchstaben a nicht so. Wie oft habe ich dir das schon gesagt? Noch einmal.
- Vater.
- So ist es besser. Jetzt wiederholen wir die Übung mit der Tür.

Daniel ging hinaus und schloß die Tür. Er sah noch einmal flüchtig vor sich, wie Kiko das Auge der Antilope rot bemalte, danach klopfte er an die Tür. Es kam keine Antwort. Er klopfte noch einmal.

Vater öffnete die Tür.

- Zu fest, sagte er.

Dann zeigte er Daniel, wie er es machen sollte.

- Es soll wie ein entschlossenes Trommeln sein. Nicht wie das Picken eines Vogels.

Vater schloß die Tür. Wieder sah Daniel die Antilope vor sich und klopfte. Vater antwortete. Daniel öffnete die Tür, trat ein und schloß die Tür hinter sich.

- Diesmal hast du vergessen, einen Diener zu machen, sagte Vater.

Täglich setzten sie die Übungen fort. Wenn Vater sich mit seinen Insekten beschäftigte, war Daniel bei den Tieren. Die krumme Frau sprach nie mit ihm. Aber sie ließ ihn die Tiere füttern, das Pferd waschen und abends die Hühner einsperren.

Daniel dachte in dieser Zeit oft darüber nach, wie menschenleer es hier war. Abgesehen von dem Mann, der Vater hieß, und der krummen Frau sah er keine Menschenseele. Er begriff, daß das Volk, das in diesem Land lebte, sehr kleine Familien hatte, daß ihre bewaldeten Wüsten hingegen unfassbar groß waren. Hinter dem Haus befand sich ein Hügel, auf dem er manchmal stand und hinaus in den Wind lauschte. Überall war dieser Wald, der endlos schien. Er versuchte, auf Geräusche zu achten, die er kannte. Der Wind, der durch die Bäume zog, klang anders als der Wind, der in der Wüste wehte. Einen einzigen Baum fand er, bei dem die Blätter auf die gleiche Art raschelten, wie wenn der Sand über einen Felsen strich. Einmal hatte er Vater gebeten,

ihm den Namen des Baums zu sagen, und erfahren, daß er *Espe* hieß. Diesen Baum beschloß er zu ehren. Jeden Tag lief er hin und pinkelte neben den Stamm. Aber andere Geräusche erkannte er nicht. Sogar der Regen, der in diesem Land sehr emsig fiel, machte ein anderes Geräusch. Er lauschte den Vögeln, die zwischen den Bäumen auftauchten, aber keiner ihrer Laute war so wie die, die er früher gehört hatte. Er dachte, seine Ohren wären noch zu klein, um die Geräusche aufzufangen, die trotz allem dasein mußten. Die Geräusche von Trommeln, von Frauen, die lachten, von Männern, die ihre Geschichten erzählten, und das vereinzelte Gebrüll eines Löwen. Mitunter meinte er, das ferne Pochen einer Trommel zu hören. Aber er konnte nie ausmachen, von wo es kam. Und dann kamen die Vögel, die Vater *Krähen* genannt hatte, und zerfetzten die Geräusche, die er wahrzunehmen glaubte.

Fast jede Nacht träumte er von Be. Manchmal war auch Kiko da. Aber meist war es nur Be. Sie war ihm in den Träumen sehr nah, so nah, daß er ihren Atem spüren, ihre Haare berühren, ihre Zähne sehen und sich zum Schlafen dicht neben sie auf die Bastmatte legen konnte. Sie sprach mit ihm und sagte, er fehle ihr sehr.

Daniel wurde jeden Morgen sehr früh wach. Er war immer bei Anbruch der Morgendämmerung aufgewacht. Die krumme Frau und Vater schliefen noch. Da die Tür zugesperrt war, konnte er nicht hinausgehen. Er blieb im Bett liegen und dachte an das, was er geträumt hatte. Be hatte zu ihm gesprochen und gesagt, er fehle ihr. Ich bin ein kleiner Junge, dachte er. Ich bin viel zu weit weg gefahren. Meine Eltern und die anderen, mit denen ich zusammengelebt habe, sind tot. Trotzdem leben sie. Trotzdem sind sie mir näher als der Mann, der Vater heißt, und die Frau, die sich nicht traut, mir so nahe zu kommen, daß ich sie packen kann. Meine Reise hat viel zu lang gedauert. Ich befinde mich in einer Wüste, die ich nicht kenne, und die Geräusche, die mich

umgeben, sind fremd.

Am Morgen fragte sich Daniel oft, ob es nicht genauso gut wäre, wenn er stürbe. Dann könnte er Kiko und Be und die anderen suchen gehen. In den Träumen spürte er immer den warmen Sand unter seinen Füßen. Der einzige Sand, über den er hier verfügte, waren die paar Körner, die er aus den Kästen mit den Insekten geklaubt hatte.

Oft weinte er sich morgens in den Tag. Er dachte, er müßte Vater sagen, wie wichtig es war, daß er zurückkehrte, sobald er gelernt hätte, das richtige Wort mit der richtigen Axt zu treffen. Das müßte Vater verstehen. Er wollte nicht werden wie all diese wunderlichen Insekten, hinter einer Glasscheibe auf eine Nadel gespießt. Der Unterschied zwischen der zugesperrten Tür und dem Glas, das die Insekten bedeckte, war sehr gering.

Wenn er hörte, daß die Tür aufgesperrt wurde, tat er immer so, als würde er schlafen. Erst wenn er wieder allein war, schlich er sich aus der Tür, die Treppe hinunter und hinaus zu den Tieren.

Eine schwarze Katze, die einen Stummelschwanz hatte, war seine Freundin geworden. Sie folgte ihm auf Schritt und Tritt, wenn er neben den Baum pinkelte oder dem Pferd Heu gab.

In der Mitte des Monats, der Oktober genannt wurde, beherrschte er die Sprache gut genug, um Vater demnächst erklären zu können, es sei jetzt Zeit für seine Heimkehr. Abends wurde es bereits früh dunkel.

Er schlief länger, und die Träume dehnten sich aus, wurden ausführlicher und deutlicher. Er führte lange Gespräche mit Be, die allmählich ungeduldig wurde, weil er nicht nach Hause kam. Manchmal begleitete er auch Kiko zu dem Felsen, wo die Antilope in ihrem Sprung erstarrt war.

Eines Morgens erklärte Vater, seine Arbeit mit den Insekten sei jetzt beendet. Sie würden in wenigen Tagen aufbrechen.

- Fahren wir zurück? fragte Daniel und spürte, wie sein Herz vor Freude schneller schlug.

- Zurück wohin?

- In die Wüste?

- Du wirst nie wieder in die Wüste zurückkehren. Dein Leben ist hier. Du lernst sprechen, du lernst anzuklopfen, einen Diener zu machen und einzutreten, wenn du hereingebeten wirst. Jetzt werden wir in eine Stadt fahren, in der ich meine Insekten vorführen werde. Aber ich werde auch dich vorführen.

Daniel antwortete nicht.

In dieser Nacht, der letzten vor ihrer Abreise, entschied er, daß er seine Gedanken für sich behalten mußte. Er würde keinem erzählen, daß er zu Be und Kiko zurückkehren wollte, obwohl sie tot waren.

Er sah auch ein, daß ihm ein Wissen fehlte, das dafür notwendig war.

Um zurückzukehren, würde er lernen müssen, auf dem Wasser zu gehen.

In Stockholm lernte Daniel, daß das Leben des Menschen nicht nur davon bestimmt wird, wie er sich an einer Tür benimmt, sondern daß auch die Bewegungen von Licht und Dunkelheit aus Ritualen bestehen, die genau zu befolgen sind.

Ein Monat war vergangen, seit sie die krumme Frau und die Katze mit dem Stummelschwanz verlassen hatten. Mit Pferd und Wagen waren sie nach Osten gefahren, und schließlich hatten sich die Wälder zögernd geöffnet, und sie waren in eine Stadt gekommen, die Kalmar hieß. Dort hatte Daniel das Meer wiedergesehen. Auf einer Karte hatte ihm Vater gezeigt, wo sie damals mit dem Schiff gelandet waren, und wie sie sich dann in der Form eines Hufeisens bewegt hatten, bis sie jetzt wieder am Meer angekommen waren.

Die Stadt war klein und verwinkelt. Als sie zwischen den niedrigen Häusern dahinrollten, waren die Straßen von den anhaltenden Regenfällen überflutet, und sie hatten sich nur mit äußerster Mühe durch den Matsch zum Meeresufer durchgekämpft, wo sie ein Zimmer in einem Steinhaus gemietet hatten. Vater hatte Daniel gebeten, dafür zu sorgen, daß das magere Pferd viel Heu fraß, am besten mit einem Zusatz von Hafer, und es gründlich zu waschen und zu striegeln. Später würden sie es verkaufen und mit ein bißchen Glück vielleicht auch etwas für den Wagen bekommen. Sie brauchten das Geld, um die Schiffspassage nach Stockholm zu bezahlen, erklärte Vater. Die Abfahrt wäre in sechs Tagen, und wenn das Pferd vier Tage lang ordentlich gefressen hätte, könnten sie es verkaufen.

Am ersten Abend besichtigten sie die Burg von Kalmar. Aber Daniel interessierte sich mehr für das Wasser. Gerade an diesem

Abend lag es ganz still da. Daniel dachte, vielleicht würde es gar nicht so schwierig sein zu lernen, wie man auf dem blanken Wasserspiegel ging. Aber noch immer sagte er nichts zu Vater. Vermutlich würde es nie möglich sein, ihm etwas davon zu erzählen. Er würde es nicht verstehen. Vielleicht würde er ihn wieder festbinden, wie in der ersten Zeit, und die Türen zugesperrt halten, obwohl Daniel jetzt gelernt hatte, wie man anklopft, wartet, die Tür öffnet, einen Diener macht und sie wieder schließt.

In der zweiten Nacht, die sie in der Stadt verbrachten, trank Vater wieder eine von den Flaschen aus, die den Boden unter seinen Füßen in ein Schiffsdeck verwandelten. Er schlief auf dem Bett ein, ohne sich auszuziehen, und vergaß außerdem, die Tür abzusperrern und den Schlüssel in die Tasche zu stecken.

Daniel wartete, bis es dunkel war. Dann schlich er sich durch die Tür, die knarrende Treppe hinunter und auf die Straße hinaus. Es regnete. Obwohl der Lehm unter seinen Füßen kalt war, ging er barfuß. Er lief durch die Dunkelheit hinunter zum Wasser. An der Burg leuchtete ein Feuer, und in einem Haus hörte er einen Mann, der abwechselnd schrie und sang. Er klang genau wie Andersson, und Daniel dachte, es wäre vielleicht jemand, der ihn kannte, da die Stimmen sich so sehr glichen.

Lange stand er am Ufer. Dann hob er einen Fuß und stellte ihn vorsichtig auf die Wasseroberfläche. Sie trug. Doch als er das Gewicht auf das andere Bein verlagerte, trat er durch das Wasser. Noch konnte er sich also mit Hilfe seines Willens nicht so leicht machen, daß das Wasser ihn trug. Noch war es zu früh. Er rannte zurück zu dem Haus, in dem sie wohnten. Er machte sich Sorgen, ob Vater vielleicht aufgewacht wäre und bemerkt hätte, daß er weggelaufen war.

Aber als er die Tür vorsichtig öffnete, ohne anzuklopfen, lag Vater laut schnarchend im Bett. Daniel zog sich aus, wischte

sich die Füße ab und kroch zwischen die klammen Laken.

Zwei Tage später verkauften sie das Pferd an einen fetten Mann, dem an einer Hand drei Finger fehlten. Vater erklärte Daniel, ein wütendes Pferd hätte dem Mann die Finger abgebissen. Seither sei er dafür bekannt, daß er Pferde quälte. Aber da er besser zahlte als andere, würden sie ihm das Pferd verkaufen.

- Quälen? Was bedeutet das? fragte Daniel.

Es war ein neues Wort, das er noch nie gehört hatte.

- Wie Andersson, antwortete Vater. Erinnerst du dich an ihn? Der Mann, der dich in die Kiste steckte?

Daniel bemühte sich zu verstehen, welche Ähnlichkeit zwischen dem Mann bestand, der das Pferd kaufte, und einem Mann, der ihn in einer Kiste verwahrt hatte. Er dachte, er sollte danach fragen. Aber Vater würde vielleicht nicht antworten wollen.

Er würde das Pferd vermissen. Am liebsten hätte er es mitgenommen, wenn er erst gelernt hätte, auf dem Wasser zu gehen. Menschen konnten Tiere zähmen. Vielleicht wäre es auch möglich, einem Pferd beizubringen, auf dem Wasserspiegel zu gehen, ohne daß er zerbrach?

Am nächsten Tag schifften sie sich auf einem kleinen, schwarz geteerten Schoner ein. Den Wagen hatten sie nicht verkaufen können. Er stand verlassen am Kai. Der Laderaum war voll von getrocknetem Fisch, und dort gab es auch einen großen Fischkasten mit lebenden Aalen. Vater hatte das Einladen der Kisten, in denen die Insektentafeln verstaubt waren, persönlich überwacht. Er hatte die Matrosen angeschnauzt, sie sollten achtgeben. In Daniels Kopf verwandelten sich die Männer mit ihren zerschlissenen Hosen und den Holzschuhen an den Füßen in Ochsentreiber in der Wüste. In jene, die gezwungen waren, alles zu schleppen und zu tragen, was die Weißen für ihre Expeditionen benötigten.

Einmal, und das war eine seiner frühesten Erinnerungen, hatten Kiko und Be und die anderen eine Expedition mit weißen Männern entdeckt, die ihr Nachtlager am Rand der Zebra-Berge aufgeschlagen hatten. Er war so klein gewesen, daß Be ihn noch auf dem Rücken trug, wenn er nicht mehr laufen konnte. Aber er erinnerte sich noch genau daran, wie die weißen Männer ihre Zelte in der Wüste aufgebaut hatten. Zwischen den Zelten standen Tische mit weißen Tüchern. Kiko, der damals der Anführer der Gruppe war, entschied, daß sie sich vorsichtig zurückziehen sollten, da es vorkam, daß die weißen Männer, die durch die Wüste zogen, plötzlich zu schießen anfangen, als hätten sie eine Tierherde entdeckt und nicht eine Gruppe von Menschen.

Die Träger saßen an ihren eigenen Feuern. Wenn die Weißen sie riefen, kamen sie sofort gelaufen. Ihre Eile hatte etwas Unterwürfiges, jede Bewegung war ein Ausdruck der Furcht. Das hatte Daniel mitbekommen, so klein er war. Als er die Matrosen beobachtete, während Vater sie herumkommandierte, kam ihm ihr Verhalten bekannt vor. Er war sehr überrascht. Auch in diesem Land gab es also Menschen, denen die Furcht in Armen und Beinen steckte.

Der Kapitän trug keine Uniform. Er hatte einen Schal um den Kopf gewickelt, da er Zahnschmerzen hatte. Ständig hielt er eine Flasche in der Hand oder trug sie an einem Strick um den Hals. Daniel hatte gemerkt, daß er zunächst überhaupt nicht willens war, ihn mit auf die Reise zu nehmen. Vater hatte den doppelten Preis für ihn zahlen müssen und hinterher wütend erklärt, der Kapitän sei abergläubisch, fürchte das übernatürliche Böse und glaubte, sie würden untergehen, wenn sie einen Menschen an Bord nähmen, der einer schwarzen Katze glich. Schließlich hatte er jedoch nachgegeben, und sie hatten achteraus eine kleine Kabine bekommen, die nach faulem Fisch stank. Vater hatte alle Matratzen und Decken aus dem Bett geworfen, da sie völlig verlaust waren.

- Besser, wir schlafen in den Kleidern, hatte er gesagt. Sonst werden wir noch aufgefressen und sind ganz blutleer, wenn wir ankommen.

Am späten Nachmittag, als eine leichte Brise von Süden blies, wurden die Leinen losgemacht, die Segel gesetzt, und sie liefen aus. Sie segelten durch eine Rinne, neben der sich weiter östlich eine Insel erstreckte. Daniel stand an Deck und sah zu, wie die Matrosen an den Tauen zerrten und rissen. Sie redeten in einem ihm unverständlichen Dialekt, aber Daniel begriff, daß sie von ihm sprachen, und daß die Worte nicht freundlich waren. Auf dem Vorschiff fand er eine ausgemusterte Leine. Sogleich verwandelte er sie in ein Springseil und fing an zu hüpfen. Die Matrosen und der Kapitän betrachteten ihn mit großem Argwohn, aber keiner sagte etwas.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages, als Daniel hinauf an Deck ging, war die Insel verschwunden. Aber das Land im Westen war noch da. Es blies ein kalter Wind. Daniel zitterte, als er über das nasse Deck ging. Das Boot schaukelte langsam, als würde es wie ein neugeborenes Kind am Rücken des Meeres hängen.

Er hing wieder an ihrem Rücken. Wenn er jetzt die Augen geschlossen ließ, würde er sie das nächste Mal in der Wüste öffnen. In einer Zeit, ehe Be und Kiko mit blutigen Gesichtern im Sand lagen und ihn allein gelassen hatten.

Er zuckte zusammen und riß die Augen auf. Ein muffiger Geruch schlug ihm entgegen und vertrieb die Erinnerung. Es war der Kapitän, der vor ihm stand. Er hatte rote Augen, und seine Backe unter dem Schal war stark geschwollen.

- Hast du schon mal so was Scheußliches gesehen, sagte er und riß den Mund auf.

Daniel begriff, daß er ihm in den Mund schauen sollte. Er

stellte sich auf die Zehenspitzen. Die wenigen Zähne, die er noch im Mund hatte, waren teils schwarz und teils verfaulte Stümpfe.

- Es ist, als hätte ich eine Schlange im Maul, sagte der Kapitän. Glaubst du, der Mann, mit dem du reist, kann ihn mir ziehen? Er ist doch ein Wissenschaftler, wenn ich es recht verstanden habe?

Daniel ging zurück in die Kabine. Vater lag in einer der beiden matrattenlosen Kojen und gähnte.

- Der Kapitän will wissen, ob Vater einen Zahn ziehen kann, sagte Daniel.

- Nur wenn er dich im Gegenzug gratis mitfahren läßt.

Vater stand auf, kramte in der Tasche, in der er seine Instrumente verwahrte, und fand schließlich eine Zange, die er benutzt hatte, um die Nägel zu stauchen, mit denen er die Rückwand der Insektenkästen befestigt hatte. Der Kapitän saß auf einer Ladeluke und schaukelte vor und zurück. Er hatte starke Schmerzen.

- Ich kann den Zahn ziehen, sagte Vater. Ich könnte Ihnen auch die Zunge herausreißen, wenn Sie es wünschen.

- Mir reicht der Zahn.

- Der Preis dafür ist, daß Daniel gratis mitfahren darf.

- In Ordnung.

Der Kapitän sperrte den Mund auf. Vater spähte hinein.

- Ein Backenzahn, sagte er. Jemand muß Sie festhalten, während ich ihn ziehe.

Der Kapitän rief einen Matrosen, der nahezu zwei Meter lang war und kräftige Oberarme besaß.

- Jetzt mußt du mich festhalten, sagte der Kapitän. Und du läßt mich nicht los, wie sehr ich auch schreie.

Der Mann murmelte etwas zur Antwort und nahm dann den

Kapitän von hinten in einen kräftigen Griff. Vater schob ihm die Zange in den Mund, suchte nach einem Halt und zog. Der Kapitän knurrte, aber schließlich war der Zahn draußen. Der Matrose ließ ihn los, der Kapitän spuckte Blut, und Vater bat Daniel, die Zange abzuspolen.

- Der hat vielleicht Zähne, sagte der Kapitän. Noch nie habe ich ein so weißes Gebiß gesehen. Und so stark, wie die Reißzähne eines Raubtiers.

- Das bilden Sie sich nur ein, antwortete Vater. Entscheidend ist das Fehlen des Zuckers in der Nahrung.

- Ich dachte, die Schwarzen sind wie Kinder und lieben Süßigkeiten?

- Da haben Sie sich getäuscht.

Der Kapitän spuckte noch immer Blut. Der Seemann, der für das Essen zuständig war, verkündete, das Frühstück sei fertig, und Daniel brachte die gesäuberte Zange zurück.

Am Abend veranstaltete Vater mit dem Kapitän ein Besäufnis. Daniel blieb an Deck, obwohl der Wind kalt war. Der baumlange Matrose stand am Steuerrad, ein anderer, der sein genaues Gegenteil war, mager und kleinwüchsig, zündete die Laternen an und saß dann auf dem Vorschiff im Ausguck. Daniel sah, daß draußen in der Dunkelheit Lichter glommen. Von der Achterkajüte hörte man das dröhnende Lachen des Kapitäns. Daniel dachte plötzlich, daß Vater ihn bestimmt sehr gern hatte. Obwohl es gewiß eine große Mühe war, hatte er diese lange Reise mit ihm unternommen. Er hatte ihm Kleider genäht, ihm die Sprache beigebracht und ihm vor allem gezeigt, wie man Türen öffnet und schließt. Wenn Be und Kiko ihn auch in den Nächten besuchten, war Vater doch immer da und kümmerte sich um ihn. Er hatte ihn sogar festgebunden, damit er nicht im Meer verschwand. Es wäre unrecht, wenn Daniel ihm nicht zu gegebener Zeit mitteilte, daß er gelernt hatte, auf dem

Wasser zu gehen und daß er nun in den Sand und zu der Wärme unter den Fußsohlen zurückkehren wollte. Aber er würde ihm versprechen, nie zu vergessen, wie man Türen öffnet und schließt, auch wenn sich an den Stellen, an denen sie ihr Lager aufschlugen, nur äußerst selten Türen befanden.

Der Matrose, der die Laternen angezündet hatte, kam zu Daniel hinüber.

Sie standen an der Reling.

Der Himmel war ganz sternklar.

Er sagte, er hieße Tobias. Tobias Näver. Früher sei er Soldat gewesen, erzählte er, aber dann sei er von etwas gestrichen worden, was er die Liste nannte, da er bei einer Übung ein Bajonett in den Oberschenkel gerammt bekommen habe und fast verblutet sei. Danach sei er zur See gefahren. Einmal sei er sehr weit gesegelt, bis zum fernen Australien, mit einer englischen Barke, die »Black Swan« hieß. Er sei schon beinah entschlossen gewesen, in Australien zu bleiben, habe sich dann aber anders besonnen und sei zurückgekehrt. Danach habe er auf kleineren Schonern gearbeitet, die in einem Binnenmeer namens Ostsee in der Küstenschiffahrt verkehrten.

Daniel hörte zu. Tobias Näver sprach langsam, und Daniel verstand fast alles, was er sagte.

- Du bist weit weg von zu Hause, sagte er. Wenn ich es recht verstanden habe, bist du das Ziehkind von dem, der sich gerade mit dem Kapitän besäuft. Was ist eigentlich passiert?

Daniel fiel auf, daß es das erste Mal war, daß ihn jemand danach fragte, wer er war. Er machte einen Diener und bedankte sich.

- Du mußt dich doch nicht verbeugen und mir danken.

- Ich werde lernen, wie man auf dem Wasser geht, sagte Daniel. Dann werde ich nach Hause zurückkehren.

- Niemand kann auf dem Wasser gehen, entgegnete Tobias

überrascht. Die Narren, die es versuchen, gehen unter. Ein einziger Mann hat es gekonnt. Wenn es denn wahr ist.

Daniel horchte auf.

- Wer war das?

- Jesus.

Daniel wußte, wer Jesus war. Be und Kiko hatten manchmal von der seltsamen Gewohnheit der weißen Menschen gesprochen, ihre Götter an Planken zu nageln. So konnte man möglicherweise Feinde behandeln, die schreckliche Taten begangen hatten. Aber einen Gott an gekreuzte Planken zu nageln, war ebenso sonderbar wie erschreckend. Besonders, da die Weißen glaubten, er sei der einzige Gott, der existierte. Daniel hatte Bilder von dem mageren Mann mit der Dornenkrone gesehen. Aber daß er angeblich auf dem Wasser gehen konnte, davon hatte er nichts gewußt.

- Natürlich kann niemand sagen, ob es wahr ist. Wunder nennt man das. Und bestimmt kann das Unmögliche geschehen. Wir saßen einmal mit der »Black Swan« auf einem Riff fest. Wir wußten, daß wir im Sturm untergehen würden. Aber plötzlich legte er sich, und als wir das Schiff flottmachen konnten, war es tatsächlich seetüchtig.

Tobias spie einen Tabakstrahl über die Reling.

Daniel spürte große Beklommenheit. Sie saß wie ein Knoten direkt unter dem Herzen. Konnte ein Mensch auf dem Wasser gehen, wenn ein Gott es getan hatte?

Eine der Laternen war erloschen. Tobias ging hin, um sie wieder anzuzünden. Aus der Achterkajüte schallten Rufe, Vater war jetzt betrunken, das konnte Daniel hören. Seine Stimme war schrill, und er lachte ohne Freude.

Tobias kam zurück.

- Du kannst jederzeit auf Märkten auftreten, sagte er. Die Leute zahlen dafür.

- Was ist ein Markt?

- Ein Platz, wo man mißgestaltete Menschen vorführt, dicke Matronen, Männer, die am ganzen Körper behaart sind, Kerle, die ein Pferd heben können, Kinder, die zusammengewachsen sind, Kälber mit zwei Köpfen.

Daniel verstand immer noch nicht, was ein Markt war. Aber aus irgendeinem Grund scheute er sich vor weiteren Fragen.

Der Wind hatte aufgefrischt. Außerdem war es kälter geworden. Daniel ging in die Kabine und legte sich in seine Koje. Er nahm sich vor, Be in seinen Träumen zu erzählen, daß Tobias gesagt hatte, der Mann an den Planken könne auf dem Wasser gehen.

Aber weder in dieser Nacht noch in der nächsten erschien Be in seinen Träumen. Wenn er morgens aufwachte, konnte er sich an nichts anderes erinnern als an Dunkelheit. Es war, als hätte sich in seinem Kopf eine unsichtbare Bergkette aufgetürmt. Irgendwo dahinter waren Be und Kiko. Aber er konnte sie nicht sehen.

Am fünften Tag nahmen sie Kurs aufs Land. Sie kreuzten zwischen Inseln, segelten durch Buchten und enge Sunde. Daniel merkte, daß Vater von Unruhe erfüllt war. Er grübelte, ob er der Grund dafür war, ob es an etwas lag, das er getan hatte. Um zu zeigen, daß er ihn gern hatte, zog er die schweren Holzschuhe an. Aber Vater schien es nicht einmal zu bemerken. Mehrere Male, wenn Daniel die Kabine betrat, saß er da und zählte den Rest von dem Geld, das er für das Pferd bekommen hatte. Daniel hatte auch gehört, wie er mit dem Kapitän über das Geld stritt, das er zurückbekommen sollte, nachdem er den faulen Zahn gezogen hatte.

Sie segelten durch einen engen Sund, und Daniel entdeckte in der Ferne einen hohen Turm. Vater tauchte neben ihm an der

Reling auf.

- Was ist das, fragte Daniel und deutete mit dem Finger.
- Ein Kirchturm. Die Hauptstadt. Stockholm.

Vater klang gereizt, als er antwortete. Daniel beschloß rasch, keine weiteren Fragen zu stellen.

Sie machten in einem Wald von Schiffen neben einem anderen Schoner fest. Weit weg, zwischen den Segeln und den Schiffsrümpfen, sah Daniel hohe Häuser, und er zählte fünf Kirchtürme. Da es schon Abend war, entschied Vater, daß sie diese Nacht noch auf dem Schiff verbringen würden. Daniel war neugierig, wie es weiterginge. Aber er fragte nicht. Als er sich schlafen legte, hoffte er, Be würde kommen. Aber auch am nächsten Morgen wachte er auf und erinnerte sich an nichts als Dunkelheit.

Am späten Vormittag verließen sie das Schiff.

Vater war an Land gewesen, und zwei Männer kamen an Bord und holten seine Kisten. Als alles auf zwei Schubkarren verladen war, durfte auch Daniel an Land gehen. Ihm fiel sofort auf, daß alle Menschen ihn angafften. Das war er zwar gewohnt, aber etwas war anders. Hier kamen sie an, starrten ihm direkt ins Gesicht, faßten ihn an, kniffen ihn in die Arme und machten Bemerkungen über seine Haare und seine Haut. Er fühlte sich verlegen, ängstlich, und tat etwas, was er noch nie zuvor getan hatte, er nahm Vaters Hand und bohrte ihm seinen Kopf in den Bauch. Vater war überrascht, strich ihm aber über das Haar.

- Sie sind Abschaum, sagte er. Sie arbeiten hier im Hafen. Abschaum, der es nicht besser weiß.

- Was ist Abschaum? murmelte Daniel.
- Ungebildetes Pack. Schauerleute. Verkommene Subjekte. Die Leute hier werden dich ansehen, Daniel. Aber diese Menschen starren. Das ist ein Unterschied.

Vater hob ihn auf den Karren und schrie die Gaffer an, sie sollten ihn in Frieden lassen. Dann zogen die beiden Männer, die die schweren Kisten an Land getragen hatten, den Karren aus dem Hafen. Es lagen Steine auf der Straße, die den Wagen ruckeln und schwanken ließen. Daniel mußte sich festhalten, damit er nicht herunterfiel. Sie zogen den Karren durch eine enge Straße zwischen sehr hohen Häusern. Daniel mußte durch den Mund atmen, weil es sehr schlecht roch.

Plötzlich war es, als fehle ihm die Kraft, noch mehr zu sehen. Er kniff die Augen so fest wie möglich zusammen. Es ratterte und knirschte unter den Rädern, Menschen riefen, Hunde bellten und Vater befahl den Männern, die den Wagen zogen, unter großem Geschrei, achtsam zu sein. Die Geräusche schwollen in seinem Kopf zu einem starken Wind an. Aber was sie sagten, konnte er nicht verstehen. Irgendwo in weiter Ferne meinte er die Stimme von Kiko zu hören, und von Be.

Es war der 3. November 1877.

Daniel war in Stockholm angekommen. Er hielt die Augen geschlossen, als der Karren mit den Insekten durch die Gassen der Altstadt rollte.

Erst als der Wagen hielt, schlug Daniel die Augen wieder auf. Vater berührte ihn an der Schulter. Die Gasse, in der sie sich befanden, war sehr schmal. Im Vordergrund stand eine Kirche. Es war schon Nachmittag, und es begann zu dämmern. Sie bezogen eine kleine Dachkammer am Ende einer engen, steilen Treppe. Vom Fenster aus konnte Daniel in ein anderes Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite sehen. Auf einem Tisch stand eine Kerze. Eine größere Anzahl von Menschen saß um einen Tisch und löffelte Essen aus einer Holzschüssel. Plötzlich entdeckte ihn ein Junge in seinem eigenen Alter. Er schrie auf und zeigte auf ihn. Daniel zog sich rasch vom Fenster zurück. Vater kam zur Tür herein, nachdem er sich mit den Männern, die den Karren gezogen hatten, über ihren Lohn gestritten hatte. Die Kisten waren im Zimmer gestapelt. Es blieb kaum noch Platz, um sich zu bewegen. Vater sah sich mit Unbehagen um.

- Wenn es hier brennen sollte, war alles umsonst.

Er stellte eine kleine Holzschachtel direkt neben die Tür.

- Die muß unbedingt gerettet werden, falls ein Feuer ausbricht. Darin befindet sich ein Käfer, den noch keiner gesehen hat.

Dann machte er sich daran, das Bett zu untersuchen. Er schüttelte die Decken und leuchtete mit einer Kerze zwischen die Latten des Bettrasts.

- Hier gibt es Läuse, sagte er. Sie werden uns beißen. Aber wir werden nur wenige Tage bleiben. Danach wird alles besser.

Er stellte die Kerze auf den Tisch und setzte sich auf einen wackeligen Stuhl.

- In dieser Stadt zu leben und arm zu sein, das ist, als würde man mit einem Eisenabsatz über dem Kopf leben. Das einzig Tröstliche ist, daß wir zur rechten Zeit gekommen sind. Letztes Jahr hat hier eine Pockenepidemie gewütet. Aber jetzt ist sie offenbar überstanden.

Er nahm den kleinen Beutel, in dem er sein Geld verwahrte, und schüttete den Inhalt auf den Tisch. Es war nur ein einziger Schein, dazu ein paar Münzen.

- Ich lasse dich hier, sagte er, als er fertig gezählt hatte. Du mußt aufpassen. Wenn es anfängt zu brennen, mußt du die kleine Schachtel retten. Ich gehe in die Stadt und besorge etwas zu essen. Ich bleibe nicht lange weg.

Er erhob sich vom Tisch. Daniel war sich nicht sicher, ob er böse war oder bekümmert. Dann verließ er das Zimmer, und seine Schritte verhallten auf der Treppe.

Daniel war allein. Vater hatte die Tür nicht zugesperrt. Aus dem unteren Stockwerk hörte er, wie jemand sang und wie jemand anders weinte. Ein Geruch nach Essen drang durch den Fußboden nach oben. Es roch ranzig, nach altem Tierfett. Vorsichtig spähte Daniel durch das Fenster. Auf der anderen Straßenseite bettete eine Frau zwei Kinder auf den Tisch, wo zuvor die Holzschüssel gestanden hatte. Das hatte Daniel noch nie gesehen, daß ein Tisch zugleich ein Bett sein konnte. Die Menschen in diesem Land leben sehr eigenartig, dachte er. Entweder leben sie allein oder sie drängen sich so, daß keiner richtig Platz hat.

Behutsam öffnete Daniel die Schachtel, die er retten sollte, falls ein Feuer ausbrach. Auf einem steifen weißen Papier war ein Käfer aufgespießt. Er hatte ihn oft gesehen, wenn er mit Be und den anderen Frauen und Kindern nach Wurzeln, Schlangen und kleinem Getier gesucht hatte. Sie nannten den Käfer Sandhüpfer, da er, wenn er Angst bekam, zu kriechen aufhörte und sich zur Seite warf. Be war sehr geschickt darin gewesen,

ihn zu fangen. Es war wie ein Spiel: es ging darum, die Hand auszustrecken und genau zu wissen, wo er landen würde. Daniel versuchte zu verstehen, warum es so wichtig war, ihn zu retten. Ein kleines totes Insekt, auf einem Papier aufgespießt. Man konnte es nicht essen. Es besaß auch kein Gift, mit dem man Pfeilspitzen bestreichen konnte. Vater war ein sehr sonderbarer Mensch. Er befand sich auf einer Reise und hatte Daniel mitgenommen. Menschen waren immer in Bewegung. Hinter der Bewegung steckte das ständige Suchen nach Nahrung. Jetzt war Vater ausgegangen, um Nahrung zu beschaffen. Aber wohin waren sie eigentlich unterwegs?

Daniel fühlte sich in dem Zimmer beengt. Die Decke war niedrig, unter ihm befanden sich Menschen, die er hörte, aber nicht sah. Er holte sein Springseil hervor, um nicht unruhig zu werden. Dann fing er an zu hüpfen, erst langsam, dann immer schneller. Das Seil schlug in gleichmäßigem Takt gegen den Fußboden. Es war, als würde er laufen. Er schloß die Augen und spürte, wie die Wärme zurückkehrte. Von irgendwoher hörte er Kikos Stimme, sein plötzliches Lachen, und Be, die so schnell redete und immer etwas zu erzählen hatte.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn. Er beschloß sofort, nichts zu sagen. Dann würde derjenige, der draußen stand, wieder weggehen. Aber die Tür wurde aufgerissen, und ein dicker Mann mit nacktem Oberkörper stand da und glotzte ihn an.

- Ich habe nicht »Herein« gesagt.

Daniel beherrschte die Sprache noch immer ziemlich mangelhaft. Aber einige Worte konnte er deutlich aussprechen.

Der Mann starrte ihn an.

- Ich habe nicht »Herein« gesagt, wiederholte Daniel. Der Mann roch schlecht. Aus seinem Körper, aus den Kleidern, aus dem Mund. Daniel atmete durch den Mund, damit ihm nicht übel wurde. Er hatte Angst. Er hatte nicht gesagt, der Mann solle

die Tür öffnen und hereinkommen.

Trotzdem hatte er es getan. Daniel hatte geglaubt, es sei eine Regel, gegen die niemand verstoßen durfte.

- Es klopft in meinem Kopf, sagte der Mann. Es klopft von hier oben. Bist du das, der auf den Boden stampft?

Daniel sah auf sein Springseil. Es hatte gegen die Dielen geschlagen.

Der Mann folgte seinem Blick.

- Bist du nicht bei Trost? Ein kleiner schwarzer Teufel, der in meinem Kopf seilspringt?

Er tat einen Schritt nach vorn und riß das Seil an sich. Daniel versuchte es festzuhalten, aber der Mann war sehr stark, und Daniel erkannte, daß er es verlieren würde, wenn er nicht seine Zähne benutzte. Er beugte sich vor und biß sich in einer Hand des Mannes fest. Der Mann schrie laut vor Schmerz, aber Daniel konnte nicht loslassen. Seine Kiefer hatten sich verkrampft. Der Mann brüllte und versuchte sich loszureißen. Schließlich gelang es Daniel, die Zähne auseinander zu bekommen. Der Mann stierte auf seine Hände, von denen das Blut tropfte. Das Seil hatte er losgelassen. Es lag am Boden.

Jetzt schlägt er mich tot, dachte Daniel. Er wird mich in die Kehle beißen und mich schütteln, bis ich sterbe.

Der Mann atmete in schweren, keuchenden Zügen. Er sah auf seine Hand, als begriffe er nicht, was geschehen war, drehte sich um und wankte zur Tür hinaus. Daniel schloß sie hinter ihm und wischte sich das Blut vom Mund. Unter ihm war es still geworden. Noch immer verstand er nicht, was passiert war. Warum hatte der Mann die Tür geöffnet, ohne die Erlaubnis zum Eintreten bekommen zu haben?

Er stand mitten im Zimmer und bewegte sich nicht.

Auf der Straße hörte man ein Pferd wiehern. Kurz darauf bellte ein Hund, und ein Mädchen schrie auf.

Dann hörte er Schritte auf der Treppe. Er erkannte sie sofort. Es war Vater, der zurückkam. Er ging langsam, trat vorsichtig auf, trampelte nicht. Es klopfte an der Tür.

- Herein.

Vater stand in der Tür und lächelte.

- Du hast es gelernt, sagte er.

Bevor Daniel antworten konnte, hörte man Lärm auf der Treppe. Der Mann, den Daniel gebissen hatte, stand in der Türöffnung, einen blutigen Lappen um die Hand gewickelt.

- Sind Sie das, der diesen verdammten Troll hergeschleppt hat, der mir fast die Hand abgebissen hätte?

Vater sah ihn verwirrt an. Er hielt ein braunes, fettiges Päckchen in der Hand, das nach Essen roch.

- Ich glaube, ich verstehe nicht ganz. Der wütende Mann zeigte auf Daniel.

- Der schwarze Affe da hätte mir fast die Hand abgebissen. Wollen Sie sehen?

Er wickelte den blutigen Fetzen ab und zeigte die Wunde, aus der das Blut noch immer auf den Fußboden tropfte. Vater starrte erst auf die Hand und dann auf Daniel.

- Warst du das?

Daniel nickte. Die Zunge lag geschwollen in seinem Mund. Er bekam kein Wort heraus.

- Ich bin Kohlenträger, sagte der Mann. Ich arbeite zwölf Stunden am Tag. Die Säcke wiegen bis zu zweihundert Kilo. Ich trage und schleppe. Und ich brauche meinen Schlaf. Und dann fängt es hier oben plötzlich an zu donnern.

Er riß Daniel das Seil aus der Hand.

- Er springt Seil. Als würde er auf meiner Stirn springen. Ich brauche Ruhe, damit ich schlafen kann.

Vater verstand offenbar immer noch nicht, was geschehen

war.

- Er ist es nicht gewöhnt, sagte er. Er ist nicht an Fußboden und Wände und Decke gewöhnt. Es soll nicht wieder vorkommen.

Der Mann wickelte sich den Lappen wieder um die Hand. Langsam schien er sich zu beruhigen.

- Er sieht aus wie ein Mensch. Aber er hat Zähne wie ein Raubtier. Ich habe Frauen gekannt, die mich gebissen haben. Aber nicht so wie der da.

- Er ist ein Mensch aus einem anderen Teil der Welt. Er ist vorübergehend hier zu Besuch.

Der Mann sah Daniel an.

- Ißt er Menschenfleisch?

- Warum sollte er das tun?

- Es fühlte sich an, als wollte er ein Stück aus meiner Hand reißen.

- Er ißt genau dieselben Sachen wie Sie und ich. Der Mann schüttelte den Kopf.

- Das Leben wird immer sonderbarer. Diese ewige Schinderei. Und dann findet man eines Abends einen schwarzen Jungen, der einem mit einem Seil auf dem Kopf herumspringt. Nimmt das denn nie ein Ende?

- Was soll ein Ende nehmen?

Der Mann zuckte die Schultern und fuhr mit der verbundenen Hand durch die Luft, als suche er ein Wort, das eigentlich ein Insekt war.

- Das Leben. Es ist sowieso schon unbegreiflich genug. Dann war es, als ginge ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf.

- Er ist doch nicht etwa krank?

- Warum sollte er das sein?

- Woher wollen Sie wissen, welche Krankheiten er vielleicht

mit sich herumschleppt? Letztes Jahr hatten wie hier die Pocken, in diesem Frühjahr haben sich die Kinder fast das Leben aus dem Leib geschissen.

- Er ist nicht ansteckend. Sie werden nicht einmal schwarz, wenn Sie ihn anfassen.

Der Mann schüttelte den Kopf und verschwand die Treppe hinunter. Vater schloß die Tür.

- Ich verstehe, daß du Angst bekommen hast. Aber du darfst nicht beißen.

- Er ist eingetreten, ohne daß ich »Herein« gesagt habe. Vater nickte langsam.

- Du hast noch viel zu lernen, sagte er. Aber ich werde dich verteidigen, so gut ich kann.

In dem Päckchen hatte er Fisch, der sehr salzig schmeckte. Nach dem ersten Bissen hätte Daniel sich fast übergeben.

- Du mußt essen, sagte Vater. Etwas anderes habe ich nicht bekommen.

Daniel nahm noch einen Bissen. Aber als Vater sich wendete, um zu niesen, spuckte er das Essen in seine Hand und hielt sie geballt unter dem Tisch.

Nach der Mahlzeit legte Vater sich aufs Bett und sah an die Decke. Daniel versuchte in seinen Kopf zu schlüpfen und seine Gedanken zu lesen. Er wußte, daß das möglich war, Be hatte es ihm erzählt. Ein Mensch, den man kannte, mußte nicht viel sagen. Man konnte trotzdem wissen, was er dachte.

Aber Vater war weit weg. Daniel meinte ihn plötzlich in Anderssons Haus auf der Matratze ausgestreckt liegen zu sehen, in dem Zimmer, in dem es so scharf nach Elfenbein gerochen hatte.

Die Flamme der Kerze warf flatternde Schatten auf sein Gesicht. Daniel fielen die verbissenen und oft so düsteren Gesichter ein, denen er in diesem Land begegnet war. Die

Mädchen, die auf dem Hof mit dem Seil gehüpft waren, hatten gelacht, auch die, die sehr dick war. Aber die erwachsenen Menschen in diesem Land waren nicht wie Be oder Kiko. Das Leben mußte so schwer sein, daß das Lächeln sich nicht hervorwagte. Oder ihre Gedanken waren so, daß sie nicht lachen konnten.

Aber er wußte, daß das nicht stimmte. Auf der Straße hörte er ständig Menschen, die lachten. Er dachte an Kiko, der seine dauernden Fragen manchmal leid gewesen war.

Jetzt fühlte er, daß er sich selber allmählich leid wurde. Er hätte dort im Sand liegen können, mit abgehauenen Gliedern und strömendem Blut. Aber er lebte, und eines Tages würde er die Antilope fertig malen, die Kiko angefangen hatte. Da drinnen im Felsen warteten die Götter. Und er konnte sie nicht im Stich lassen. Das wäre, als würde er Be und Kiko und die anderen im Stich lassen, die getötet worden waren, oder alle, die schon viel früher gestorben waren.

Die Kerze war fast heruntergebrannt. Vater schlief. Daniel blies die Kerze aus, wartete, bis der glühende Docht von der Dunkelheit verschluckt worden war, zog sich dann aus und kroch ins Bett. Tief unter sich hörte er einen Mann, der schnarchte. Er bereute nicht, daß er den Mann in die Hand gebissen hatte. Das war notwendig gewesen, um das Seil zu verteidigen. Aber möglicherweise hatte er doch zu fest zugebissen.

Am folgenden Tag führte ihn Vater durch die engen, stinkenden Gassen zu einem Markt, in dessen Mitte ein Mann auf einem Pferd saß.

- Das ist ein Standbild, sagte Vater. Ein Mann, der sich nie bewegen wird. Er wird immer da sitzen und mit dem Finger zeigen. Bis eines Tages jemand kommt und das Standbild umstürzt.

Sie überquerten den Markt und gingen durch eine große, hohe Tür. Die Treppen waren sehr breit. Als sie die Treppe zur Hälfte hinaufgestiegen waren, blieb Vater stehen und legte ihm die Hände auf die Schultern.

- Das Wichtigste ist im Moment, daß wir zu Geld kommen, sagte er. Hier wohnt ein Mann, der dich vermessen und zeichnen wird. Dafür zahlt er Geld. Ich habe ihm aus Hovmantorp geschrieben. Er erwartet uns.

Daniel wußte nicht, was das Wort vermessen bedeutete. Ebenso wenig kannte er das Wort zeichnen. Aber er begriff, daß das, was er jetzt machen würde, etwas Gutes war. Vater sah ihn mit einem Lächeln an, die Augen waren jetzt ganz offen, nicht abwesend, wie sonst so oft, wenn er mit ihm redete.

Sie kamen in eine Wohnung, die sehr groß war. Eine Frau in weißer Schürze bat sie zu warten. Sie war erschrocken, als sie Daniel erblickte, obwohl er nicht vergessen hatte, einen Diener zu machen.

Nach einer Weile trat ein Mann in einem langen roten Mantel mit einer Pfeife im Mund durch einen Vorhang. Er bewegte sich vollkommen lautlos. Daniel entdeckte zu seiner Überraschung, daß der Mann barfuß ging. Er hatte kein einziges Haar auf dem Kopf, aber das Gesicht war von einem Bart bedeckt. Er lächelte.

- Hans Bengler, sagte er. Vor sechs Jahren haben wir auf einer Bank vor dem Dom in Lund gesessen.

- Ich erinnere mich.

- Ich habe die Dinge beim Namen genannt. Erinnerst du dich?

- Ich erinnere mich.

- Daß aus dir nie etwas werden würde. Vater lachte.

- Du hattest keine Träume. Du wolltest nichts. Aber irgendwas muß passiert sein.

- Ich habe angefangen, mich für Insekten zu interessieren.

- Ich habe gelesen, was du in deinem Brief geschrieben hast. Ist dein schrecklicher Vater tot?

- Er ist gestorben.

- Und du hast geerbt?

- So gut wie nichts.

- Das ist schade. Eltern, von denen man nichts erbt, sind wertlose Eltern. Mein Vater war ein ganz unbedeutender Mann, der jedoch so schlau war, geschickt mit englischen Eisenbahnaktien zu spekulieren. Daher kann ich ihm nun sein im übrigen jämmerliches Leben verzeihen.

Der Mann ohne Haare klopfte seine Pfeife in einer Silberschale aus.

- Damals habe ich gesagt, aus dir würde nichts werden.

- Ist es auch nicht. Aber ich habe in der Kalahariwüste ein bisher unbekanntes Insekt gefunden.

- Und du hast einen schwarzen Jungen bei dir. Schläfst du zwischen seinen Beinen?

Vater war empört. Daniel verstand nicht, wieso.

- Was meinst du damit?

- Das, was ich sage. Gewisse Männer bevorzugen ihr eigenes Geschlecht. Besonders wenn es sich um exotische junge Männer handelt. Ich hatte einen Professor in Geologie, der schließlich gezwungen war, sich die Kehle durchzuschneiden. Es wurden regelmäßig Stalljungen in seine Wohnung bestellt. Man versuchte natürlich es zu vertuschen. Aber alle wußten davon.

- Er hat keine Eltern mehr. Ich habe ihn adoptiert. Es ist nichts Unanständiges an dem, was ich tue.

- Ich bin dafür bekannt, daß ich unverschämte Fragen stelle. Das kannst du doch nicht vergessen haben?

Vater breitete die Arme aus und legte den einen beschützend um Daniels Schultern.

- Ich lasse ihn hier.

Vater hockte sich vor Daniel hin.

- Dieser Mann heißt Alfred Boman und ist Künstler. Er bildet Menschen ab. Er zeichnet sie. Außerdem ist er auch auf andere Weise an dem Aussehen der Menschen interessiert. Auf eine wissenschaftliche Weise. Er mißt ihre Köpfe, die Länge ihrer Füße, den Abstand zwischen Mund und Augen. Ich lasse dich hier. Und du tust, was er sagt. Heute abend hole ich dich wieder ab.

Er blieb allein mit dem Mann zurück, der Alfred hieß. Alfred lächelte und ging einmal um Daniel herum. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging denselben Weg in die andere Richtung. Der Pfeifenrauch roch scharf. Der Mann war außerdem in Parfümgeruch eingehüllt, aber vor allem war er barfuß. Daniel hatte wund gescheuerte Stellen von den neuen Stiefeln, die er bekommen hatte, bevor sie das Haus im Wald verließen.

- Wir gehen da hinein, sagte der Mann.

Daniel folgte ihm. Die Wände waren voller Bilder. Auf einigen Tischen standen starre und bleiche Menschen. Aber im Vergleich mit dem Mann auf dem Pferd waren sie klein, weiß, blaß, als wäre das Skelett bereits durch ihre Haut gedrungen. Sie kamen in einen Raum mit einem großen Fenster in der Decke. An den Wänden hing eine Reihe von Bildern. Auf einem Tisch gab es Farben in Tuben und Dosen.

Daniel entdeckte, daß eins von den Bildern ein Tier darstellte, das der Antilope glich, an der Kiko gearbeitet hatte. Im Gegensatz zu dem Bild, das Kiko in den Felsen geritzt hatte, war dieses Tier ganz still. Es hatte Daniel den Kopf zugewandt und sah ihm direkt in die Augen. Der Mann, der das Bild gemacht hatte, war sehr geschickt.

- Ein Rothirsch, sagte der Mann. Ich habe ihn gemalt, als ich gerade nichts Besseres zu tun hatte. Tiere male ich nur, wenn

Menschen mich mal wieder mißmutig machen.

Daniel konnte sich von dem Bild nicht losreißen.

- Es erzählt dir etwas, sagte der Mann mit der Pfeife. Die Frage ist nur, was.

Daniel antwortete nicht. Er berührte das Bild behutsam mit den Fingerspitzen. Die Augen waren sehr dunkel, nicht rot wie bei Kikos Antilope.

Plötzlich war Kiko ganz nahe bei ihm. Daniel konnte seinen Atem hören. Dann schlug ihm eine Rauchwolke aus der Pfeife ins Gesicht, und der Atem war nicht mehr da.

- Du sollst da auf dem blauen Tuch stehen, sagte der Mann, der die Pfeife weggelegt hatte. Die Kleider kannst du auf den Stuhl legen.

Daniel entkleidete sich. In einem Ofen gleich neben dem Platz, an dem er stehen sollte, brannte ein Feuer. Der Mann hatte ein Paar Handschuhe angezogen und hielt einen Pinsel in der Hand. Noch einmal umkreiste er Daniel, berührte seinen Arm und bat ihn, sich breitbeiniger hinzustellen.

- Der Mensch ist ein seltsames Tier, sagte er. Ich glaube, ich werde dieses Bild *Schwarzer Erlöser* nennen.

Dann nahm er sich ein Blatt Papier, spannte es auf ein Holzgestell und fing an, unter den Zeichenstiften und Pinseln zu wählen. Daniel stand regungslos da. Hin und wieder durfte er sich ein wenig ausruhen. Die Frau, die ihnen die Tür aufgemacht hatte, brachte Essen. Sie vermied es, Daniels nackten Körper anzusehen. Da Daniel sehr hungrig war, aß er viel und schnell. Der Mann, der die ganze Zeit lächelte, beobachtete seinen Appetit.

- Wenn ich könnte, würde ich dir helfen, dorthin zurückzukehren, von wo du kommst, sagte er. Hier bist du nur ein sonderbares Geschöpf, für das andere bezahlen, um es zu sehen, nicht ein Mensch, der wirklich existiert.

Er zeichnete weiter. Daniel versuchte zu verstehen, was er meinte. Aber er benötigte all seine Kraft, um regungslos da zu stehen.

Gegen Abend legte der Mann den Pinsel weg und holte ein paar Instrumente, die er an verschiedenen Stellen an Daniels Kopf befestigte. Er schrieb etwas in ein Buch, bat Daniel, den Mund aufzusperren, steckte die Finger in seine Achselhöhlen, kitzelte ihn unter den Fußsohlen, spreizte seine Hinterbacken und zog an seinem Glied, um zu sehen, wie lang es werden konnte, und dabei machte er immerzu Notizen.

Hinterher wurde Daniel aufgefordert, sich wieder anzuziehen. Die Schuhe ließ er weg. Der Mann forderte ihn mit einem Nicken auf, sich anzusehen, was er gezeichnet hatte.

Daniel stellte sich vor das Holzgestell. Er sah sein eigenes Gesicht und seinen Körper.

Er war es, der da auf dem Papier stand. Unter seinen Füßen lag das blaue Tuch. Es waren seine Haare, seine Augen, sein Mund.

Jetzt bin ich wie die Antilope auf dem Felsen, dachte er.

Ich bin regungslos.

Hinter mir sind die Götter. Und sie warten darauf, daß ich wiederkomme.

In der zweiten Nacht verließ Daniel das Zimmer auf dem Dachboden, glitt wie ein Schatten die Treppe hinunter und verschwand hinaus in die Dunkelheit. Vater hatte die Tür nicht zugesperrt, er war erst spät mit blanken Augen heimgekommen, schwankend. Schuldbewußt hatte er Daniel angesehen. Aber er sagte nichts, bis er auf dem Bett in sich zusammensackte, als sei er nach einer langen, erfolglosen Jagd zurückgekehrt. Daniel war klargeworden, daß er jetzt sehr bald seine Rückkehr in die Wüste vorbereiten mußte. Die Antilope in ihm schrie nach ihrer Vollendung, und er mußte lernen, auf dem Wasser zu gehen, ehe er ganz von der Welt verschluckt würde, in der er sich jetzt befand.

Er war in die Nacht hinausgeschlüpft, um nach dem Wasser zu suchen. Jedesmal, wenn Vater ihn mit nach draußen genommen hatte, hatte er versucht, sich die vielen Straßen zu merken, und besonders die Stellen, an denen das Wasser zum Vorschein kam, ehe es dann wieder von den hohen Häusern verschlungen wurde, die sich wie eine unförmige Bergkette ausbreiteten. Er befand sich in einer Schlucht, so schien es ihm, und die Menschen in diesem Land lebten in Höhlen, die sie in Bergwände geschlagen hatten. Außerdem waren diese Berge anscheinend von ihnen selber errichtet worden. Sie waren nicht aus der Unterwelt aufgestiegen, nicht aus den unsichtbaren Brustkörben von Göttern ausgestoßen worden, wie die Berge, die er aus seinem früheren Leben kannte. Aus dieser Schlucht mußte er heraus, er mußte es allein schaffen, und er brauchte Wasser, um die Füße daran zu gewöhnen, auf der dünnen Oberfläche zu gehen.

Als er auf die gepflasterte Straße hinaus kam, blieb er stehen.

Die Luft war kühl, auf eine andere Art, als er es gewöhnt war. Die Nächte in der Wüste konnten kalt sein. Aber dort blieb immer noch ein Duft von der Sonne hängen, die früher oder später am Horizont aufsteigen und wieder Wärme verbreiten würde. Hier spürte er diesen Duft nicht. Die Kälte stieg von unten hoch, durch seine Fußsohlen. Einen kurzen Moment lang wollte er umkehren. Er würde sich in der Dunkelheit und der Kälte verlieren, vielleicht nie mehr zurückfinden. Die zischenden Lampen beleuchteten die Straße fleckenweise. Eine Ratte flitzte an seinen Füßen vorbei und verschwand durch ein Loch in der Bergwand. Er hütete sich davor, in den Lichtkreis zu treten. Die Menschen, die ihn am Tag anstarrten, würden ihn in der Nacht vielleicht für ein Tier halten und ihn jagen.

Er stand ganz still und versuchte sich zu erinnern, wo sich das Wasser befand. Der kürzeste Weg war, der Straße in der Richtung zu folgen, in der sie abfiel. Früher an diesem Tag war er dort entlanggegangen, als Vater ihn in einen Keller mitgenommen hatte, wo er Essen bekam. Kurz bevor sie in den Keller hinabstiegen, hatte er das Wasser entdeckt. So nah hatte er es noch nie gesehen, seit sie in die Stadt gekommen waren.

Er kauerte sich an die Steinwand, als ein Pferdewagen vorbeiratterte. Der Mann auf dem Kutschbock schlief. Das Pferd ging langsam, mit gesenktem Kopf. Gleich darauf kamen zwei Männer, die schwankten, wie Vater es manchmal tat. Sie stöhnten und stießen gegen die Hauswände, als wären sie krank oder von Speeren oder einem Schlangenbiß verletzt.

Daniel nahm den Geruch ihrer Körper wahr. Es war ein süßlicher Gestank, wie von krepierenden Tieren.

Danach wurde es still. Vorsichtig ging er die Straße hinunter. Er achtete sorgfältig darauf, wohin er die Füße setzte. Auch in dieser Schlucht konnte es Schlangen, giftige Echsen oder Skorpione geben. Bisher hatte er keine gesehen, aber in der Wüste hatte er gelernt, daß es Tiere gab, die sich nur zeigten, wenn es dunkel war. Er sank mit dem Fuß in etwas Schleimiges

ein. Merkte, daß es Kot war, aber nicht von einem Tier, das konnte er riechen, es war von keinem Hund, sondern von einem Menschen. In der Wüste deckten sie immer alles zu, was sie zurückließen. Warum mußten sie Steine auf die Straßen legen, so daß die Menschen ihre Exkreme nicht verbergen konnten? Er verstand es nicht, und er wußte plötzlich, daß auch Vater es ihm nicht erklären könnte. Er tauchte den Fuß in eine Pfütze mit abgestandenem Regenwasser und streifte den Kot an den rauhen Steinen ab. Ganz in seiner Nähe, auf der anderen Seite der Wand, hörte er jemanden husten. Wieder war es, als befände sich Kiko neben ihm. Er meinte, seinen Atem am Ohr zu spüren. Aber es war keine Antilope in die Wand gekerbt, da war nur ein Gott, der hustete.

Daniel ging weiter.

Unter einer der zischenden Lampen war eine einsame Frau zu sehen. Sie ging auf und ab, als warte sie auf jemanden. Ihre Kleider waren verschmutzt, hatten aber früher kräftige Farben gehabt. Daniel mußte an einen Vogel in einem Käfig denken. Er hatte solche Vögel bei Andersson gesehen. Hennen, bevor sie verkauft oder geschlachtet wurden. Auf dem Kopf trug sie einen Hut mit einer Feder, und er konnte an ihrem Gesicht sehen, daß sie sehr jung war, sich aber wie jemand gekleidet hatte, der älter wirken möchte. Als sie den Kopf wegdrehte und für einen Moment aus dem Licht der Laterne trat, setzte er seinen Weg hastig fort. Er merkte, daß er angefangen hatte zu zittern. Vielleicht waren schon Jäger hinter ihm, ohne daß er sie gehört hatte? Er schlug eine schnellere Gangart ein. Jetzt war er bei dem Keller angekommen, wo sie gegessen hatten. Aus der Tür, die angelehnt war, drang Licht, und es roch nach gebratenem Fleisch. Jetzt mußte er nach links abbiegen, einer sehr engen Schlucht folgen, und dann würde er ans Wasser gelangen.

Er ging weiter und spürte bald den Geruch des Wassers. Schiffe lagen dicht gedrängt am Kai. Auf einigen Schiffen zogen Männer an Leinen, um die Boote in Bewegung zu halten.

Vater hatte ihm erklärt, daß in diesen Booten Fische wären, Fische, die Schlangen glichen, und die sterben würden, wenn die Boote nicht vor und zurück schaukelten und immerzu frisches Wasser durch die Löcher im Schiffsrumpf strömte. Lampen mit flackernden Kerzen hingen in den Masten. Daniel wäre fast über einen Mann gestolpert, der neben einigen Tonnen schlief. Vorsichtig schlich er am äußersten Rand des Lichtscheins der Feuer am Kai entlang, an denen Männer saßen und Karten spielten. Schließlich fand er zwischen den Steinen eine Treppe. Sie führte hinunter zur Wasseroberfläche. Ganz in der Nähe waren ein paar Ruderboote festgemacht. In einem davon lag eine alte Frau zusammengerollt und schlief. Daniel bewegte sich vorsichtig, um sie nicht zu wecken. Er prüfte das Wasser mit der Hand. Es war kalt. Er bemühte sich, die Hand leicht zu machen, die Finger zu Federn, damit sie nicht durch das Wasser sanken. Dann probierte er es mit dem Fuß. Das Wasser ist wie ein Tier, dachte er. Ich muß sein Fell streicheln können, ohne daß es zusammenzuckt. Erst dann wird es mir erlauben, auf ihm zu gehen, ohne daß alles zerbricht und ich versinke. Noch immer beherrschte er die Kunst nicht. Immerzu zuckte es im Fell des Tieres. Seine Hand war wie eine Mücke, die das Tier stach. Er sah ein, daß es zu lange dauern würde, bis das Meer sich an seine Hände und danach an seine Füße gewöhnt hätte.

Die Frau in dem Ruderboot bewegte sich. Daniel hielt den Atem an. Sie murmelte etwas und schlief wieder ein. Das Wasser war jetzt sehr kalt und zuckte immer noch. Daniel flüsterte mit ihm, so wie Be ihm beigebracht hatte, mit unruhigen Hunden zu flüstern, die Raubtiere wittern. Einen kurzen Moment kam es ihm so vor, als ob das Tier auf ihn hörte. Seine Hand trieb auf dem Wasser. Es trug. Aber dann zuckte es wieder in dem Fell. Trotzdem war er zufrieden. Er würde es lernen können, es würde Zeit brauchen, aber er würde Nacht für Nacht ans Wasser gehen, er würde das nasse Fell zähmen, und eines Tages würde es ihm gelingen.

Er stand auf, um in die Dachkammer zurückzukehren, in der Vater lag und schlief. Die Frau in dem Ruderboot schnarchte. Daniel musterte die Vertäuerung. Es war ein alter Strick, borstig und aufgerauht, der nachlässig um einen Steinpoller geschlungen war. Er überlegte, was wohl passieren würde, wenn er den Strick losmachte. Sofort war Be da und ermahnte ihn. Oft tat er Dinge, die nicht erlaubt waren. Spannte Seile, die Menschen stolpern ließen, streute starke Gewürze ins Essen, jagte Leuten einen Schrecken ein, indem er sich die weißen Knochen des Todes ins Gesicht malte. Aber Be war ihm nie lange böse. Zuerst hatte sie ihn am Arm gepackt, ihn vielleicht auf die Wange geschlagen, aber dann hatte sie immer lachen müssen. Sie wird auch jetzt lachen, dachte er. Vorsichtig machte er den Strick los. Das Boot glitt langsam vom Kai weg. Er konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Da niemand in der Nähe war, ließ er ihm freien Lauf. Er lachte mitten in die Nacht hinein, wie er es nicht mehr getan hatte, seit diese Männer Be und Kiko getötet hatten. Er schleuderte sein Lachen in die Dunkelheit hinaus und wußte, daß sie ihn hören würden.

Dann nahm er denselben Weg zurück, den er gekommen war. Als er an der zischenden Lampe vorbeikam, wo das Mädchen gestanden hatte, das einem Vogel glich, war es verschwunden. Etwas bewog ihn, auf die andere Straßenseite zu wechseln. Da hörte er sie, sie keuchte irgendwo in der Nähe, tief drinnen in der Dunkelheit, hinter ein paar Tonnen. Es klang, als fiel ihr das Atmen schwer. Vorsichtig drang er weiter in das Dunkel vor. Da sah er sie, in dem schwachen Lichtschein aus einem Fenster. Sie stand an die Wand gelehnt, den Rock hochgestreift, und ein Mann lehnte sich schwer gegen sie. Er war es, der stöhnte. Daniel dachte zuerst, der Mann wäre drauf und dran, sie zu schlachten, und sie wäre eigentlich ein Vogel. Dann erkannte er, daß sie das gleiche taten, was Be und Kiko auch zu tun pflegten. Die aber keuchten nicht dabei, sie lachten, schwatzten, und dann waren sie still.

In diesem Moment drehte die Frau ihm das Gesicht zu. Ihre Augen waren offen. Dann schrie sie auf. Der Mann wollte sie nicht loslassen, aber sie fuhr ihm mit den Nägeln durchs Gesicht, deutete auf Daniel und schrie noch einmal.

Daniel rannte in der Dunkelheit davon, verfolgt von ihrem Schrei. Irgendwo fing eine Glocke an zu bimmeln. Er hatte die Straße wieder überquert und rannte so schnell an der Bergwand entlang, daß er beinahe die Tür verpaßt hätte, die zu der Treppe und dem Zimmer führte, in dem Vater schlief. Er wußte, daß sie ihn jetzt jagten, sie alle, die ihn angafften, wenn er in den hellen Stunden an Vaters Seite ging.

Als er in das Zimmer trat, lag Vater in derselben Stellung, in der er ihn verlassen hatte. Aber irgendwann mußte er aufgewacht sein, denn er hatte sich auf den Fußboden erbrochen. Daniel horchte an der Tür. Niemand kam die Treppe hoch, keine Jäger, keine Hunde. Er wischte sich die Füße mit einem Lappen ab und machte neben dem Bett sauber, wo Vater hingespien hatte. Dann kroch er hinter seinem Rücken ins Bett, kuschelte sich zusammen und preßte die Augen so fest zu, daß die Antilope sich hervorwagte. Sie löste sich von dem Felsen, tat einen Sprung und stand mit witternden Nüstern vor ihm.

Daniel wurde davon wach, daß jemand weinte.

Langsam drangen die Laute in seine Träume ein. Erst dachte er, es wäre eins der vielen Kinder von Bes Schwester Kisa. Sie taten sich leicht weh und weinten oft. Dann begannen der Sand und die Wärme zu verschwinden, und als er aus dem Traum auftauchte, war es Vater, den er sah. Er hatte sich ganz und gar entkleidet und saß nackt auf einem Stuhl, er weinte und hielt dabei eine Flasche in der Hand. Daniel sah ihn unter halb geschlossenen Lidern an. Es war nicht das erste Mal, daß er Vater weinen sah, wenn er mit blanken Augen nach Hause gekommen war. Das Weinen steckte in dem Zeug, von dem er

zuviel trank. Daniel wußte, daß es vorbeigehen würde, daß er plötzlich aufhören würde, um sich dann lange im Spiegel zu mustern. Er würde tadelnd mit seinem Spiegelbild sprechen und mitunter in lautes Gepolter ausbrechen. Am häufigsten kam das erste Wort vor, das Daniel gelernt hatte, *Satan, Satan*, in einer langen und immer zornigeren Tirade.

Hinterher war dann alles wieder wie immer. Vater würde am nächsten Tag wortkarger sein, über Kopfschmerzen klagen und sich ungeduldig zeigen, wenn Daniel nicht sofort verstand, was er meinte.

Plötzlich wandte ihm Vater sein Gesicht zu.

- Ich sehe, daß du wach bist. Ich sehe auch, daß du heute nacht hinter mir aufgewischt hast.

Daniel setzte sich im Bett auf.

- Ich hatte einen sonderbaren Traum, fuhr Vater fort. Ich träumte, du wärest weg. Aber als ich aufwachte, schliefst du hinter meinem Rücken.

Er stand auf, blieb nicht vor dem Spiegel stehen wie üblich, sondern setzte sich auf die Bettkante und nahm Daniels Hand.

- Heute ist ein wichtiger Tag. Ich habe kein Geld, ich kann dieses Zimmer nicht bezahlen. Darum muß das, was ich beschlossen habe, gelingen. Das, was heute abend geschehen soll. Und dazu brauche ich deine Hilfe. Ich muß sicher sein, daß du tust, was ich dir sage.

Daniel nickte. Er hatte verstanden.

- Heute abend werde ich öffentlich von meiner Reise in die Wüste erzählen. Ich werde einen Teil der Insekten zeigen, und ich werde dich vorführen. Dafür werde ich Geld bekommen. Wenn es gutgeht, werden später auch andere Leute darum bitten, die Insekten und dich zu sehen. Sie werden dafür bezahlen, und wir werden ein besseres Zimmer beziehen können.

Vater war immer noch nackt. Daniel sah, daß er am Arm

große blaue Flecken hatte. Vermutlich war er am Abend hingefallen, als er in der Dunkelheit auf dem Heimweg war und nicht mit seinen Füßen zurechtkam.

- Nichts daran ist schwierig, fuhr er fort. Ich werde vor den versammelten Leuten auf einem kleinen Podium stehen. Ich werde die Insekten zeigen, auf eine Karte deuten und mit lauter Stimme sprechen, damit alle es hören. Du wirst auf einem Stuhl daneben sitzen. Wenn ich deinen Namen sage, mußt du aufstehen, einen Diener machen und sagen, wie du heißt. *Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.* Nichts weiter. Wenn ich dich bitte, den Mund aufzusperren, machst du es, wenn ich dich bitte zu lachen, dann lachst du, nicht zu lange, nicht zu laut, und wenn ich dich bitte, die Backen aufzublasen, als wärst du ein Tier, dann tust du das. Hinterher nimmst du dann dein Springseil und zeigst allen, wie geschickt du damit umgehen kannst. Das ist alles. Wenn anschließend jemand zu dir hingehen und dich anfassen will, läßt du es geschehen. Du mußt denken, daß dir niemand etwas Böses will. Aber vor allem mußt du daran denken, daß wir Geld bekommen, so daß wir aus diesem Satansloch herauskommen und in ein Zimmer umziehen können, das besser ist. Hast du verstanden?

Daniel nickte. Er hatte überhaupt nichts verstanden. Aber was Vater sagte, hatte er mit freundlicher Stimme gesagt. Es war etwas an ihm, was ihn an Be erinnerte, wenn sie und Kiko sich gestritten hatten und sie wollte, daß sie sich versöhnten.

Für den Rest des Tages sortierte Vater seine Insekten. Er redete, als befänden sich viele Menschen in dem Zimmer, und als die Insekten sortiert und in dem kleinen Koffer verpackt waren, in dem er gewöhnlich seine Kämme und Bürsten aufbewahrte, übte er mit Daniel. *Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.* Er korrigierte den Tonfall, bat ihn lauter zu sprechen. Er übte mit ihm, wie er vom Stuhl aufstehen, seinen Diener machen und seine Worte sagen sollte.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.
- Du sprichst zu schnell. Außerdem klingt das Wort Gott nicht richtig. Es klingt wie Gut. Es heißt Gott.
- Gut.
- Noch einmal. Gott.
- Gut.
- Noch einmal.

Daniel bte, bis Vater zufrieden war.

An diesem Tag aßen sie nichts anderes als etwas trockenes Brot und tranken Wasser. Als sich der Abend näherte, kleideten sie sich an. Vater bürstete sich lange die Haare und inspizierte Daniels Nägel.

Es war bereits dunkel, als sie das Zimmer verließen. Daniel merkte, daß Vater unruhig war und beschloß, alles genau so zu machen, wie es ihm aufgetragen war. Wer Vater war, wußte er nicht, ebensowenig, warum er ihn mitgenommen hatte, aber er hatte es nicht aus böser Absicht getan.

Er hatte auch beschlossen, daß er von sich aus einen Vorschlag machen würde, in welcher Bergwand sie wohnen sollten. Das hatte er bisher noch nie getan. Jetzt würde er erklären, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn sie so wohnten, daß er das große Wasser sehen konnte.

Sie blieben an einer Tür stehen, vor der Fackeln brannten. Ein kleiner Mann mit hohem Hut erwartete sie. Er starrte Daniel mit erschrockenem Entzücken an.

- Es wird bestimmt ein Erfolg, sagte er. Etwas Derartiges hat der Arbeiterverein »Die Fackel« noch nie präsentieren können. Furchterregende Insekten und dieses schwarze Kind. Ein richtiger Hottentotte.

Der Mann beugte sich dicht zu Daniel vor, um ihn zu studieren. Seine Augen waren gelb, und der Schweiß lief ihm

von der Stirn.

- Der Junge soll gut behandelt werden, sagte Vater. Er ist schwarz. Aber er ist ein Mensch.

- Natürlich. Ein richtiger Mensch. Man ist sehr gespannt auf Ihren Vortrag.

Der Mann öffnete die Tür. Sie betraten ein Zimmer mit vielen Stühlen, die noch leer waren. Auf einem Podium stand ein Tisch mit einem grünen Tuch und daneben ein Rednerpult, von dem die Standarte des Vereins, eine halbnackte Frau mit einer Lampe in der Hand, herabhing.

- Die Vorstandsmitglieder des Vereins kommen bald, sagte der Mann mit einer Verbeugung. Sie nehmen gerade ihr Abendessen ein.

- Wer ist im Vorstand?

- Oberforstmeister Renström, Freiherr Hake und als Sekretär der Notar Wiberg. Auch der Gründer des Vereins, Oberst Håkansson, hat seine Teilnahme angekündigt. Wir rechnen mit vielen Besuchern.

- Und die Arbeiter?

- Die kommen auch. Zumindest ein Schmied.

- Aber es ist doch ein Arbeiterverein? Für die Bildung und Erbauung des mittellosen Volkes?

- Natürlich. Oberst Håkansson hat auf diesen Punkt großen Wert gelegt.

- Aber wenn sie nun nicht kommen. Der Mann breitete die Arme aus.

- Dann ist das dem Oberst kaum anzulasten. Er hat den besten Willen gezeigt.

- Das klingt nach der üblichen Ausflucht. Man gründet einen Arbeiterverein, zu dem die Arbeiter keinen Zutritt erhalten.

- Wir hindern niemanden zu kommen.

- Aber ihr fordert auch keinen auf. Der Schmied sitzt hier als eine Ausnahme. Wer ist er?

- Er arbeitet in einem Eisenhüttenwerk des Freiherrn Hake in Roslagen.

- Aber das Publikum? Es sollte doch voll werden?

- Eine Anzahl Leutnants. Frauenzimmer sind natürlich nicht zugelassen. Der eine oder andere Journalist, der ein geeignetes Thema für einen Artikel sucht. Es wird sich schon füllen. Es gibt so viele Leute, die planlos herumlaufen, und plötzlich sitzen sie hier.

Nach einer halben Stunde war der Saal fast voll. Vater hatte seine Insekten ausgepackt und sie mit einem Leintuch bedeckt. Daniel saß auf einem Stuhl in der Ecke und übte seinen Satz. Er befand sich jedoch im Dunkeln, da Vater auch über ihn ein Tuch gebreitet hatte, als die Leute draußen im Vorzimmer ungeduldig zu stampfen begannen.

- Wir werden sie überraschen, hatte er gesagt. Ich werde dich enthüllen. Sie sehen die Konturen eines Menschen unter dem Leintuch. Und wenn ich die Hülle wegziehe, gibt das einen großen Effekt.

Daniel hörte, daß Menschen in den Saal kamen, die Stühle zurechtrückten, lachten und husteten. Der Geruch im Zimmer hatte sich verändert, es hatte sich mit dem Duft von Feuchtigkeit und Tabak gefüllt. Er schloß daraus, daß es zu regnen angefangen hatte. Hin und wieder hatte Vater ihm etwas zugeflüstert.

- Bald haben wir volles Haus. Es fehlen nur noch ein paar Plätze ganz hinten im Raum. Übe deinen Satz.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gut.

- Gott. Nicht Gut.

- Ich glaube an Gott.

- So ist es besser.

Daniel hörte, daß Vater nervös war. Er redete schnell und stolperte über die Worte. Es war schwer, alles zu verstehen, was er sagte.

Dann wurde es still. Jemand schlug direkt neben ihm mit einem Hammer auf den Tisch. Der Mann, der dann redete, räusperte sich unentwegt. Wovon er sprach, begriff Daniel nicht. Ein paar Worte, deren Inhalt er nicht verstand, wurden fortwährend wiederholt, Arbeiter, Bildung, das Wort hat nun, und dann ein anderer Name. Es wurde allmählich warm unter dem Tuch. Daniel beschloß, sich das zu merken. Wenn die Kälte einmal zu groß wurde, konnte er sich in einem Zimmer mit vielen Menschen unter ein Leintuch setzen. Dann würde es so sein, wie wenn die Sonne in der Wüste über den Horizont stieg.

Plötzlich hörte er Vaters Namen. Jemand applaudierte, dann wurde es still, und dann war Vaters Stimme da. Er war nervös, die Worte kamen zuerst unsicher, vorsichtig tasteten sie sich aus seinem trockenen Mund. Daniel machte sich bereit. Aber es dauerte. Vater hatte viel von den Insekten zu erzählen. Schließlich hörte er doch seinen eigenen Namen, und Vater zog das Tuch weg.

Daniel war nicht auf das gefaßt, was er da sah. Daß der Raum voll besetzt war, die Gesichter so nah. Vater nickte ihm zu, und er stand auf. Es war sehr still im Raum, und er sagte seine Worte.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.

Er sprach sie vollständig korrekt aus. Das konnte er an Vaters Gesicht sehen. Er war zufrieden. Das war das Wichtigste.

Plötzlich meinte er, ganz hinten im Raum, wo das Licht am schwächsten war, Kikos Gesicht zu erkennen. Er wußte sofort, daß er sich zu ihm durchdrängen mußte. Kiko war da, um ihn zu holen. Er sprang vom Podium herunter und fing an, über die Menschen zu steigen, die auf ihren Stühlen saßen. Ein Tumult brach aus, die Leute versuchten, sich zur Seite zu werfen oder

ihn zu packen. Aber Daniel wußte, daß er zu Kiko vordringen mußte, bevor er verschwand. Er schlug nach den Händen, die versuchten, ihn festzuhalten, und zerkratzte die Gesichter in seinem Weg.

Als er das Ende des Raums erreichte, war Kiko fort.

Jemand gab ihm einen Schlag in den Nacken, und alles wurde dunkel. Er wurde zu Boden geworfen, und das letzte, was er hörte, war Vater, der im Hintergrund schrie.

Als Daniel zu sich kam, lag er auf dem Tisch mit dem grünen Filztuch. Über seinem Kopf hing ein Kronleuchter, in dem viele von den Kerzen schon heruntergebrannt waren. Er drehte den Kopf und sah, daß Vater auf einem der Sprossenstühle saß und sich den Schweiß von der Stirn wischte. Die Erinnerung kehrte langsam zurück. Hinter all den Menschen, die ihn anstarrten, hatte er irgendwo im Dunkeln Kiko gesehen, und er hatte versucht, zu ihm zu gelangen. Es war gewesen, als hätte er sich in einem Fluß mitten in eine Stromschnelle geworfen. Aber Kiko war nicht dagewesen, er war im Dunkel verschwunden, auf dieselbe Weise, wie er selbst in die Strudel hinabgesogen wurde, und jetzt war er an einen Strand gespült worden, der aus einem Tisch mit grünem Filzbelag bestand.

- Er ist aufgewacht, sagte eine Stimme nah an seinem Ohr.

Daniel fuhr zusammen und setzte sich auf. Der Mann, der sprach, war derselbe, der sie auf der Straße empfangen und sich verbeugt und gebuckelt hatte, als wäre Vater ein Mann mit großer Macht.

Vater stand auf und kam zu ihm hin. Daniel erkannte sofort, daß er enttäuscht war. Seine Augen waren müde, und an den Aufschlägen seiner Jacke waren weiße Flecken von der Haut, die sich von seiner Kopfhaut löste, wenn er aufgereggt war und sich an der Stirn kratzte.

- Ich verstehe dich nicht, sagte er. Wir haben geübt. Sie hörten zu, als ich von den Insekten sprach. Dann zog ich das Tuch weg, und du warst wie von Sinnen. Sie dachten, ich würde einen wilden Affen auf den Saal loslassen. Du hast einen Kavallerieleutnant in die Stirn getreten und einen Oberlandesgerichtsrat gebissen. Chaos brach aus, und Geld habe

ich auch keins bekommen.

- Was für ein Unglück, murmelte der Mann, der jetzt den Hut abgenommen hatte und ihn an den Brustkorb preßte, als sei er ein Kind.

- Trotzdem meine ich, daß mir das Geld zusteht. Es war so vereinbart.

Der Mann mit dem Hut wand sich vor Verlegenheit.

- Der Sekretär ist mit der Kasse verschwunden. Ich konnte nichts machen. Der Oberforstmeister schrie, es sei ein Skandal, und verlangte den Saal zu räumen. Bei der nächsten Versammlung in einem Monat soll es um die kostenlose Verteilung von Gesangbüchern an die Unglücklichen im Armenhaus gehen. Da wird es ruhiger zugehen. Es wird nur darum gehen, festzulegen, wer arm genug ist, um ein Gesangbuch zu bekommen.

In diesem Moment wurden die Türen zum Saal aufgestoßen. Zwei Männer kamen herein und schritten in entschiedener Formation auf das Podium zu.

- Der Baron, flüsterte der Mann besorgt. Jetzt kommt die Standpauke.

Vater sprang auf und stellte sich hin, als würde er gleich einem Gott begegnen. Der Mann, der an der Spitze marschierte, hatte einen langen Schnurrbart und schlug mit einem Stock gegen die Stühle, so daß sie zur Seite flogen. Er baute sich vor dem Tisch auf. Hinter ihm stand ein Mann in einfacher Kleidung, und Daniel sah auf seine Hände, die ungewöhnlich groß waren. Etwas ließ ihn an einen Elefanten denken, den, welchen Kiko mit drei Pfeilen erlegt hatte, nachdem sie fast einen Monat ohne Fleisch gewesen waren.

- Ich glaube, wir sind uns noch nicht richtig vorgestellt worden, sagte der Mann mit dem Schnauzbart. Freiherr Hake. Hüttenwerksbesitzer und Schirmherr des Arbeitervereins »Die Fackel«.

Vater sagte seinen Namen und verbeugte sich.

- Ich bitte um Entschuldigung. Der Junge hat sich danebenbenommen.

- Eigentlich war es ein lustiger Anblick, entgegnete Hake. Aber unpassend. Außerdem hat er mich gegen die Schulter getreten. Ich habe Rheuma, und die Schmerzen waren sofort wieder da.

- Ich bitte nochmals um Entschuldigung.

Der Mann stocherte mit seinem Stock an Daniel herum.

- Ich habe einmal einen Neger in Berlin gesehen. Er war allerdings erwachsen und von einem anderen Typus. Breitere Lippen und eigentümliche Tätowierungen im Gesicht. Es war in einer Menagerie. Oder möglicherweise in Hamburg bei Herrn Hagenbeck und nicht in Berlin. Das Gedächtnis läßt mich im Stich.

- Ich kann nichts anderes tun, als um Entschuldigung zu bitten.

Hake stieß mit dem Stock auf den Boden.

- Immer diese Entschuldigungen, sagte er irritiert. Ich war mein ganzes Leben lang von Entschuldigungen umgeben. Ich mag sie nicht. Der Junge hätte natürlich angebunden sein müssen.

Hake starrte Daniel unablässig an.

- Was rührt sich in seinem Kopf? fragte er.

- Schwer zu sagen, antwortete Vater.

- Er fragt sich natürlich, warum zum Teufel er hier ist und vorgeführt wird, sagte der Mann mit den großen Händen, der bisher geschwiegen hatte.

Hake drehte sich zu ihm.

- Wenn ich wollte, könnte ich diesen Ausspruch als Widersetzlichkeit betrachten.

Der Mann machte schon Miene, sich zurückzuziehen, blieb dann aber stehen.

- Einer meiner älteren Schmiede, sagte Hake erklärend zu Vater. Nils Hansson. Sehr tüchtig. Hat unter anderem die neuen Gittertüren für das Schloß Drottningholm angefertigt. Deshalb ist er hier und repräsentiert die Arbeiter.

- Ich habe mich schon gewundert, sagte Vater. Wo es nun mal ein Arbeiterverein ist. Der Saal war doch voll mit Leutnants und Förstern.

- Das Wichtige ist nicht, worüber wir reden, sagte Hake. Das Wichtige ist, worüber wir nicht reden. Wir ermahnen zur Friedfertigkeit im Lande. Keine politischen Predigten, keine Aufsässigkeit. Insekten hingegen sind sehr geeignet. Soll die Lage der Arbeiter verbessert werden, muß es geschehen, indem die Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen der Gesellschaft vertieft werden. Nicht verändert.

- Hört, hört, sagte der Schmied.

Hake schien es nicht gehört zu haben. Oder er entschied sich, nichts zu erwidern. Er hatte sich jetzt dem Mann mit dem Hut zugewendet, der noch mehr zu schrumpfen schien.

- Die Insekten waren fabelhaft, sagte Hake. Faszinierendes Getier zu betrachten und es erklärt zu bekommen, ist auf jeden Fall nützlich. Aber der Junge hätte angebunden sein müssen.

- Selbstverständlich, sagte der Mann, mittlerweile so stark geschrumpft, wie es, ohne ganz zu verschwinden, überhaupt nur möglich war.

- Man hatte mir ein Entgelt versprochen, sagte Vater.

- Dafür ist der Sekretär zuständig.

- Aber der ist weggelaufen.

Hake blickte ungehalten auf den zusammengeschrumpften Mann.

- Herr Wiberg ist verschwunden?

- Er hat selbst als einer der ersten fluchtartig den Saal verlassen. Er leidet an einer periodischen Nervenschwäche.

- Dann muß er bei der nächsten Versammlung ausgewechselt werden, sagte Hake entschieden. Ein Arbeiterverein soll ein Vorbild sein. Nicht wahr?

Das letzte war an den Schmied gerichtet, der Daniel mit einem Lächeln aufzumuntern versuchte.

- Natürlich, antwortete Hansson. Aber wenn ich schwarz wäre wie dieser Junge, hätte es mir genauso die Seele zerrissen, und ich wäre zum Ausgang gerannt.

- Wir sprechen vom Sekretär.

- Ich weiß. Aber man kann auf mehr als eine Sache zugleich antworten.

Hake griff sich ans Herz und zog ein paar Scheine hervor, die er Vater hinblätterte.

- Die Hüttenwerke haben zur Zeit sehr wenig Konjunktur, sagte er belehrend. Es gibt zu wenig Krieg in der Welt. Mehr als das kommt nicht in Frage. Außerdem müssen die Gesangbücher bezahlt werden.

Er machte auf dem Absatz kehrt und ging. Der Schmied blieb noch ein wenig stehen.

- Wie zum Teufel kann man einen Menschen vorzeigen wie in einer Menagerie? sagte er. Insekten kann man auf Nadeln speißen. Aber Menschen? Nein, pfui Teufel.

Er legte Daniel eine seiner großen Pranken auf den Kopf. Dann ging er. Hake war schon aus dem Saal verschwunden. Der Mann mit dem Hut hatte seine ursprüngliche Größe wiedergewonnen.

- Es ist alles geregelt, sagte er zufrieden. Ich habe hier übrigens eine Visitenkarte für Sie. Von einem der Anwesenden heute abend. Er möchte Sie morgen sprechen. Er hat einen Vorschlag zu machen.

- Was für einen Vorschlag?
- Geschäfte. Was kann man sonst vorschlagen?

Vater steckte die Visitenkarte ein. Die Scheine besserten seine Laune schlagartig. Er nahm den Koffer mit den Insekten und steuerte auf den Ausgang zu. Daniel folgte ihm. Sie gingen hinaus in die dunkle Stadt. Daniel sehnte sich nach dem Wasser. In der nächtlichen Dunkelheit meinte er dann und wann Kiko wieder auftauchen zu sehen. Aber es waren nur geduckte und müde Menschen, die noch nie eine Antilope gesehen hatten.

Früh am nächsten Tag, als Vater sich gerade rasierte und Daniel am Fenster saß und hinunter auf die Straße sah, klopfte es an die Tür. Vater bedeutete Daniel mit einem Nicken, daß er öffnen sollte. In das Zimmer trat ein Mann, der sehr dick war und kurze Beine hatte. Er trug einen roten Mantel und war barhäuptig. Über den Schuhen hatte er verschiedenfarbige Gamaschen. Obwohl er fett und aufgedunsen war, bewegte er sich sehr geschmeidig. Sein Gesicht war kindlich, ohne jede Prägnanz.

- Herr Bengler, Sie dürften gestern meine Visitenkarte erhalten haben?

Vater hatte den Rasierschaum abgewischt und nahm die Visitenkarte, die neben der Waschschüssel lag.

- »August Wickberg, Präsentateur«, las er.

Der dicke Mann hatte sich schon selbst zum Sitzen eingeladen und seinen kräftigen Hintern auf dem einzigen Polsterstuhl plazierte.

- Ich hoffe, ich komme nicht zu früh?
- Wenn man arm ist, kann man es sich nicht leisten, lange zu schlafen.
- Richtig. Deswegen bin ich hier.

Vater hatte sich auf die Bettkante gesetzt.

- Ein schönes Paar, sagte Wickberg. Wenn auch sehr

ungleich.

- Was tut ein »Präsentateur«?

- Sich um Leute kümmern wie Sie. Die etwas Ungewöhnliches zu bieten haben. Aber nicht wissen, wie man daraus einen Gewinn zieht.

Vater schüttelte abweisend den Kopf.

- Sie sind also eine Art Marktschreier?

- Überhaupt nicht. Ich arbeite nur mit seriösen Angeboten. Insekten, ja, aber keine Zwerge, die zappeln und Purzelbäume schlagen. Menschen zu zeigen, die schwarz sind, ist Bildung. Im Gegensatz zu verführerischen Damen, die sich mit trägen Pythonschlangen um den Hals räkeln. Wir leben in einer Zeit, in der das Seriöse immer wichtiger wird. Vater brach in Gelächter aus.

- Den Eindruck habe ich nicht gerade.

- Sie sind lange fort gewesen. Veränderungen geschehen schnell. Vor ein paar Jahren hätte man nicht im Land herumreisen und ein zahlendes Publikum anlocken können, mit einem Mann als Hauptattraktion, der in der Erde nach alter Bronze gestochert hat. Das geht vielleicht auch immer noch nicht. Aber es kommt. Die Menschen suchen nicht nur Zerstreuung, Herr Bengler. Sondern Bildung.

- Genau wie Freiherr Hake also?

- Dieser Mann heuchelt, wenn der Ausdruck gestattet ist. Er schmeichelt sich bei den wirklichen Arbeiterfreunden ein, aber eigentlich haßt er sie. Die Zustände in seiner Eisenhütte in Roslagen sollen entsetzlich sein. Die Menschen werden wie Sklaven gehalten. Um nicht zu einer Reichstagsfrage zu werden, hat er die Schirmherrschaft über den Arbeiterverein übernommen. Dort sollte vor einem Monat ein Vortrag mit anschließender Diskussion über den »Sinn des Lebens« stattfinden. Als Redner geladen waren ein Schneidergeselle und

ein Pastor. Der Schneidergeselle kam nie zu Wort, da der Pastor predigte. Die Leutnants hatten ihre Burschen hinbeordert, um die Stühle zu füllen. Die Freunde des Schneidergesellen mußten draußen im Regen stehen und frieren. Aber Freiherr Hake hatte einen der radikalen Reichstagsmänner hingelockt, der anschließend nach Hause ging und einen Antrag verfaßte, ein Gesetz gegen unverantwortliche Angriffe auf die Besitzer der schwedischen Eisenhüttenwerke zu erlassen.

Wickberg verstummte, nach seiner langen Rede mußte er sich verschnaufen. Er holte einen Flachmann hervor, nahm einen Schluck und streckte ihn dann Vater hin.

- Echter französischer Kognak.

Vater trank und schnalzte zufrieden mit der Zunge.

- Das tut gut am Morgen. Besonders wenn der Abend davor im Chaos geendet hat, sagte Wickberg.

- Sie haben einen Vorschlag zu machen?

- Richtig.

Wieder legte Wickberg los. Er sprach lange. Daniel versuchte seinen Worten zu folgen. Aber sie ratterten aus seinem Mund hervor und waren schließlich nur noch ein einziges Dröhnen in seinen Ohren. Daniel war an Vater herangerückt. Am Morgen mußte er seine Körperwärme spüren, um ruhig zu werden. Vater legte den Arm um ihn, während er zuhörte. Als Wickberg geendet hatte, stellte Vater ein paar Fragen und bekam Antworten. Danach reichte ihm Wickberg einige Papiere, die er sorgfältig durchlas. Unterdessen zog Wickberg ein Bündel Scheine hervor, das er in einem seiner Strümpfe stecken hatte, und legte es auf den Tisch. Aus einer der geräumigen Manteltaschen holte er dann einen kleinen Holzkasten, in dem er Tintenfaß und Feder verwahrte. Vater unterschrieb die Papiere. Danach tranken sie wieder aus dem Flachmann, bevor Wickberg aufstand, sich verbeugte und verschwand. Vater nahm Daniel in den Arm.

- So hat der Abend gestern doch etwas Gutes gebracht. Ich wußte es. Als ich in der Wüste war, habe ich gelernt, den Glauben nicht zu verlieren. Jetzt können wir dieses Satanszimmer verlassen und eine ordentliche Wohnung beziehen. Aber erst werden wir auf Reisen gehen.

Daniel wußte, was *auf Reisen gehen* bedeutete. Es beunruhigte ihn. Vielleicht würden sie wieder in die Wälder ziehen, wo es kein Wasser gab?

Ein paar Stunden später räumten sie die Dachkammer, nachdem Vater sich mit dem Hauswirt über die Rechnung gestritten hatte. Wieder wurden ihre Koffer und Kisten auf einem Karren durch die schmalen Gassen gezogen. Daniel hatte sich allmählich daran gewöhnt, daß die Leute ihn angafften. Er schlug die Augen nicht mehr nieder, und er merkte, daß sie, wenn er den Blick erwiderte, ihre Gesichter abwandten.

Sie gingen nicht weit. Die Gasse öffnete sich an einem Wasser, und Daniel spürte, wie die Unruhe schwand. Sie überquerten eine Brücke und blieben dann an einem Schiff stehen, das Rauch aus dem schwarzen Schornstein steigen ließ. Das Gepäck wurde an Bord verstaut, und Daniel stand an Vaters Seite, als die Leinen losgemacht wurden.

- Wir werden nicht weit fahren, sagte Vater. Schon heute abend sind wir am Ziel. Das hier ist kein Meer, sondern ein See.

Rasch versuchte Daniel herauszufinden, was der Unterschied zwischen dem Meer und einem See sein könnte. Das Wasser sah genauso aus. Aber Vater hatte sich hinter den Koffern hingelegt, den Mantel über den Kopf gezogen und war eingeschlafen. Daniel stand an der Reling und blickte auf die Stadt, die langsam verschwand. Er war ständig von neugierigen Menschen umringt, die glotzten und mit den Fingern auf ihn zeigten, aber er kümmerte sich nicht mehr darum. Vater schien zufrieden zu sein, und er befand sich nahe am Wasser. Das war das einzige,

was zählte.

Als Vater aufwachte, gingen sie hinein und setzten sich an einen Tisch mit einem weißen Tuch und aßen zu Mittag. Daniel stellte fest, daß Vater immer anfang, sich anders zu benehmen, wenn er Geld hatte. Er zögerte nicht mehr, seine Bewegungen wirkten entschlossen.

- Wir werden die Insekten zeigen, sagte er, als sie mit dem Essen fertig waren. Wickberg ist in Ordnung. Er stellt für uns eine Reise zusammen, ich werde anständig bezahlt, und wenn es gutgeht, können wir so weitermachen. Aber du mußt mir versprechen, daß du nicht wieder anfängst, auf den Köpfen der Menschen herumzuklettern, wenn ich das Tuch wegziehe. Sonst holt sich Wickberg das Geld zurück, und wir müssen wieder in das Zimmer auf dem Dachboden ziehen. Verstehst du, was ich meine?

- Ja, Vater.

- Du versprichst, daß es nicht wieder vorkommt?

- Ja, Vater.

Vater streckte eine Hand aus und legte sie auf Daniels Hand.

- Was ist eigentlich passiert? Ich habe etwas in deinen Augen gesehen. Als hättest du etwas entdeckt?

- Es war Kiko, sagte Daniel einfach.

Er dachte, jetzt würde es möglich sein, Vater alles zu erklären, ohne daß er böse würde, ohne daß er den Kopf schüttelte.

- Kiko?

Daniel begriff, daß Vater nicht wußte, wer Kiko war. Er hatte nie nach dem Leben gefragt, das Daniel gelebt hatte, ehe er in dem Verschlag bei Andersson landete. Wie sollte er ihm erklären, daß es vor ihm einen Mann gegeben hatte, der Kiko hieß?

- Kiko, wiederholte Vater.

- Er und Be waren die, die mich geboren haben. Kiko hat eine

Antilope an eine Felswand gemalt. Er hat mich alles über die Götter gelehrt. Eines Tages war er tot, genau wie Be.

Daniel sprach sehr langsam. Er suchte nach den richtigen Worten und bemühte sich, sie so deutlich wie möglich auszusprechen. Vater sah ihn völlig verblüfft an.

- Du sprichst ja? In ganzen Sätzen!

Es war, als hätte er Kiko vergessen. Als hätte er nicht gehört, was Daniel gesagt hatte.

- Du bist ein bemerkenswerter Junge, fuhr Vater fort. Du hast schon angefangen, die Sprache zu lernen. Du sprichst wie ich, mit småländischem Dialekt. Und du kommst aus einer Wüste, von weit, weit her.

Daniel wartete darauf, daß Vater nach Kiko fragen würde. Aber er redete nur weiter von der Sprache. Davon, daß Daniel sprechen konnte. *Was* er gesagt hatte, war nicht wichtig.

Am späten Nachmittag erreichten sie eine kleine Stadt, in der sie an Land gingen. Am Kai stand Wickberg. Neben ihm warteten zwei Jungen mit einem Karren. Den roten Mantel hatte er von innen nach außen gewendet, so daß jetzt das graue Futter zu sehen war. Er nickte zufrieden, gab Vater die Hand und tätschelte Daniels Kopf.

- Die Sache läßt sich hervorragend an. Der Bürgermeister, ein Amateurbotaniker, überläßt uns den Sitzungssaal im Rathaus. Er rechnet mit großem Zulauf. Provisorische Plakate sind aufgehängt. Aber bis Strängnäs werden sie gedruckt sein. Eine furchterregende Schlange, die einen Menschen am Stück verschlingt. Ein schwarzer Mann mit einem Speer. Um Leute anzulocken, kann man andeuten, daß der schwarze Mann nackt ist.

Daniel sah, wie Vater die Stirn runzelte.

- Ich zeige keine Schlangen.

- Das macht nichts.
- Ich will, daß es wahrheitsgetreu und wissenschaftlich ist.
- Schlangen sind gut. Sie ziehen das Publikum an. Nach Strängnäs können wir eine kleine Schlange mitnehmen.

Wickberg beendete damit das Gespräch. Sie begannen ihren Marsch in die Stadt.

- Es gilt, auf der Hut zu sein, murmelte Vater.

Daniel überlegte, was er wohl damit meinte. Er sah zu den Hausdächern hoch, zu den Wolken. Aber nirgends konnte er eine Gefahr entdecken, die ihnen drohte.

Am Abend saß Daniel wieder unter seinem Leintuch. Er übte, was er sagen sollte, und nahm sich vor, selbst wenn er Kiko entdecken sollte, nicht zu ihm hinzulaufen.

Diesmal erzählte Vater besser. Das konnte Daniel hören. Er war nicht nervös, seine Stimme war fest und bestimmt. Manchmal gelang es ihm sogar, die Menschen im Saal zum Lachen zu bringen. Daniel dachte, er sollte Vater gegenüber Dankbarkeit empfinden. Auch wenn er ihn auf diese unbegreifliche Reise mitgenommen, ihn geraubt hatte, so hatte er doch etwas Gutes mit ihm im Sinn gehabt. Daniel konnte nur nicht verstehen, was. Es war vorgekommen, daß er Erwachsene von Prüfungen sprechen hörte, die den Menschen stark machen. Kikos Bruder Uk war einmal von einem Leoparden verletzt worden und hatte sich mit einem gebrochenen Bein eine weite Strecke geschleppt. Das war eine Prüfung gewesen. Es hatte nicht nur Uk, sondern auch die anderen Mitglieder der Familie gelehrt, vorsichtiger zu sein, wenn sich eines der großen Katzentiere in der Nähe befand. Aber welcher Prüfung er sich selbst unterziehen sollte, wußte er nicht. Vielleicht ging es einfach darum, daß er etwas lernen sollte, was bisher nur ein einziger weißer Mann gekonnt hatte: auf dem Wasser gehen.

Er spürte Vaters Hand auf seinem Kopf, den festen Griff am Tuch. Als es langsam weggezogen wurde, war er bereit. Es ging ein Raunen durch den Saal, er hörte eine Frau hysterisch lachen, aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er machte einen Diener, sagte seine Worte und stand ganz still. Kiko war nicht im Saal. Vater lächelte ihm zu und öffnete ihm dann den Mund, damit alle seine Zähne sehen konnten. Vater drückte und zog an seinen Armen, aber nicht so fest, daß es weh tat. Als Daniel die Backen aufblies, applaudierten die Menschen. Und anschließend saß er ganz still, als die Leute ankamen und ihn begafften.

Ich möchte wissen, was sie sehen, dachte er. Nach ihren Augen zu schließen, könnte man meinen, sie sähen etwas, das sie mit Unruhe erfüllt. Nicht mit Angst, nicht mit Staunen, sondern eben mit Unruhe.

Endlich war die ganze Veranstaltung vorbei. Wickberg sprang herum und rieb sich die Hände. Seine Strümpfe waren ausgebeult von dem vielen Geld.

- Die Sache läßt sich gut an, sagte er. Morgen in Strängnäs werden wir vielleicht verlängern und zwei Tage bleiben.

- Aber keine Schlangen, sagte Vater und klappte seinen Koffer zu.

- Jedenfalls keine großen, gab Wickberg zurück und verschwand zur Tür hinaus.

Vater nickte Daniel zu.

- Heute nacht wohnen wir im Hotel, sagte er. Und jetzt wartet das Essen.

In diesem Moment öffnete sich die Tür ganz hinten im Saal, und eine Frau kam herein. Sie war in Schwarz gekleidet, trug aber einen roten Schleier um den Hut.

Als Daniel ihr Gesicht sah, wußte er sofort, daß etwas Wichtiges geschehen würde.

Aber was, darauf hatte er keine Antwort.

Einmal hatte Be, die gern spielte, sich ein Stück Kudufell auf den Kopf gelegt und rote Bänder ums Gesicht gebunden, damit das Fell nicht wegflog. Als Daniel die schwarz gekleidete Frau im Mittelgang zwischen den roten Plüschstühlen näher kommen sah, dachte er, sie sei von Be gesandt. Am Abend zuvor war Kiko in der Dunkelheit zugegen gewesen. Er mußte es Be erzählt haben, und jetzt war sie es, die kam, aber nicht sie selbst, sondern an ihrer statt hatte sie eine andere geschickt. Die Frau war jung, jünger als Vater und Be und Kiko. Er war sich sicher, daß sie noch keine eigenen Kinder hatte. Sie lächelte, als sie ihn ansah.

Vater hatte sich aufgerichtet, und er spreizte die Finger. Er ist genau wie Kiko, dachte Daniel. Wenn ihm eine schöne Frau über den Weg lief, spannte er die Beinmuskeln an und strich sich über die Nase. Be lachte ihn dann immer aus. Gelegentlich biß sie ihn in den Arm. Dann errötete Kiko und sagte, die Frau, die vorübergegangen sei, wäre zwar schön, hätte aber keineswegs sein Verlangen geweckt.

Vater war genauso. Etwas ging mit ihm vor, als die Frau mit dem roten Schleier ans Podium trat.

- Ich hoffe, ich störe nicht, sagte die Frau. Ich habe Ihrer Vorstellung beigewohnt, oder vielleicht sollte man es besser Vortrag nennen. Mir hat gefallen, was ich da gehört habe. Und was ich gesehen habe.

- Insekten sind zu Unrecht vernachlässigte Geschöpfe, erwiderte Vater. Sie können uns viel über das Dasein lehren. Nicht nur den Fleiß der Bienen und die Stärke der Ameisen. Es gibt Heuschrecken, die eine beachtliche List an den Tag legen. Und einen besonderen Hautflügler, der die bemerkenswerte

Fähigkeit hat, sich in einen Stein zu verwandeln.

- Und der Junge, sagte die Frau und sah Daniel an, er weckt viele Gedanken.

Vater rückte sein Halstuch zurecht.

- Mein Name ist Hans Bengler, sagte er. Wie vor dem Vortrag mitgeteilt wurde. Mit wem habe ich die Ehre?

- Ina Myrén. Ich schreibe Korrespondenzen für eine der Hauptstadtzeitungen.

- Ausgezeichnet, sagte Vater. Ich hoffe, Sie sind uns wohlgesinnt?

- Eigentlich bin ich gekommen, um mehr über ihre Reise zu erfahren, sagte die Frau. Darüber, wie sie den Jungen in der Wüste gefunden haben. Ich hatte das Gefühl, daß Sie Ihre Geschichte nur in groben Zügen wiedergegeben haben.

- Ganz recht, antwortete Vater. Aber die Menschen ermüden so leicht. Man muß sich die ganze Zeit um ihre Aufmerksamkeit bemühen. Darf nicht zu weit ausholen.

- Das sollten sich die Pastoren hinter die Ohren schreiben.

Vater lachte. Daniel fand das Lachen einschmeichelnd.

- Es ist ungewöhnlich, eine Frau mit diesem Beruf zu treffen, sagte er. Früher waren die Korrespondenten immer Männer. Es hat sich also offenbar etwas getan.

- Die Frauen kämpfen um Positionen in der Gesellschaft, sagte sie. Eine alte, morsche Festung ist im Begriff zu fallen. Die Männer verbarrikadieren sich, bis auf die jungen und unerschrockenen, aber wir werden nicht aufgeben.

- Mir scheint, Sie sind radikal, Frau Myrén?

- Nicht Frau, Fräulein.

- Also Mamsell Myrén.

- Auch nicht Mamsell. Das ist Französisch und sollte hierzulande nicht gebraucht werden. Ich bin Fräulein, also

unverheiratet. Und selbstversorgend.

- Sind Korrespondenzen so gut bezahlt?
- Ich bin auch noch Modistin mit sieben Angestellten.
- Hier in Mariefred? Rentiert sich das?
- Wir nähen auf Bestellung für Handelshäuser in Stockholm.

Wir haben Hüte für die Hofverwaltung geliefert. Das hat uns Kundinnen aus den besseren Kreisen eingebracht.

Daniel fiel auf, daß sie bestimmten Wörtern einen besonderen Nachdruck verlieh, als würde ihr mißfallen, wovon sie sprach. *Hofverwaltung* klang in seinen Ohren beinah, wie wenn Vater das Wort *Satan* aussprach.

- Sie wollen also eine Reportage machen, Fräulein Myrén? Ich stehe selbstverständlich zu Ihrer Verfügung.

- Ich würde auch gern mit dem Jungen sprechen. Wie ich feststelle, hat er bereits die Sprache gelernt. Was mich erstaunt.

- Er spricht sehr wenig. Aber ich kann Ihnen natürlich seine Geschichte erzählen. Darf ich vorschlagen, daß Sie uns bei dem Essen, das uns im Gasthof erwartet, Gesellschaft leisten, Fräulein Myrén?

- Das schickt sich nicht. Es könnte falsch ausgelegt werden.

- Ich verstehe. Gerüchte verbreiten sich schnell in einer kleinen Stadt. Genau wie in einer großen Wüste. Wenn das so ist, muß es eben jetzt geschehen. Wir verlassen Mariefred morgen in aller Frühe, um unsere Reise nach Strängnäs fortzusetzen.

Die Frau zog vorsichtig ihren Hut vom Kopf, öffnete eine kleine Handtasche und entnahm ihr einen Notizblock und einen Bleistift. Vater klappte den Koffer mit den Insekten auf, suchte das Springseil heraus und gab es Daniel.

- Draußen im Vorzimmer, sagte er. Und leise. Ich weiß, daß du es kannst.

- Aber mit ihm möchte ich ja auch gern reden, sagte die Frau.

- Dann rufen wir ihn später herein.

Daniel merkte, daß Vater gern mit ihr allein sein wollte. Er nahm das Springseil und ging hinaus ins Vorzimmer. Eine alte Frau saß neben der Eingangstür und schlief mit ihrem Strickzeug im Schoß. Daniel ging herum und sah sich um. An der Decke gab es Malereien von Engeln, die zwischen Wolken spielten. Er dachte, es müsse genauso schwer sein, zwischen Wolken zu schweben, wie auf dem Wasser zu gehen. Aber nichts davon war möglich. Er fing an zu hüpfen. Die Alte schlief. Seine Füße berührten den Steinboden kaum. Er versuchte sich vorzustellen, es wäre Wasser. Eines Tages würde er so geschickt sein, daß er nicht nur auf dem Wasser gehen könnte, er würde sogar darauf hüpfen.

Nach einer Weile merkte er, daß er müde wurde. Die Alte schlief. Er öffnete die Tür zum großen Saal einen Spaltbreit. Vater ging auf und ab und hielt der Frau, die auf einem Stuhl saß und mitschrieb, einen Vortrag. Daniel schlüpfte lautlos hinein und setzte sich ganz hinten hin. Er konnte alles hören, was Vater sagte, da dieser sehr laut sprach. Hin und wieder stellte die Frau eine Frage. Auch sie sprach laut genug, daß Daniel die Worte verstehen konnte. Sie redeten über Insekten. Daniel lehnte den Kopf auf den Stuhl vor sich und schloß die Augen. Er war müde. Gleichzeitig fragte er sich, wann er Zeit finden würde, seinen Füßen beizubringen, sich von der Wasseroberfläche tragen zu lassen. Kiko hatte sich ihm am Abend zuvor gezeigt. Das konnte nur bedeuten, daß sie ihn erwarteten.

Plötzlich wurde er aus seinen Gedanken gerissen, als sein Name fiel. Er sah Vater an. Dieser stand jetzt still, und er sprach über ihn. Daniel hörte aufmerksam zu. Dann wurde er unsicher. Von wem redete Vater da eigentlich? Er erzählte von einem angeschossenen Löwen, der einen bewußtlosen Jungen in ein Gebüsch geschleift hatte, um ihn zu fressen. War er es, um den es ging? Daniel hatte noch nie in seinem Leben einen Löwen

gesehen. Ebensowenig wie Be. Kiko meinte, er hätte einmal von fern einen Löwen gesehen. Aber daß er von einem angeschossenen Löwen als Beute verschleppt worden wäre? Er stand auf und schlich geduckt zwischen den Stühlen nach vorn. Als er nahe genug war, setzte er sich auf den Fußboden und spähte zwischen den Stühlen hindurch. Der Boden war schmutzig. Sein Matrosenanzug, den Vater ihm genäht hatte, würde Flecken bekommen. Aber es half nichts.

Kein Zweifel. Er war es, von dem Vater sprach, und nichts von dem, was er sagte, war wahr. Der Erzählung zufolge sollte Vater ihn vor dem Löwen gerettet und ihn dann vier Tage lang ohne Wasser durch die Wüste getragen haben. Dann wären sie von einer Räuberbande angegriffen worden. Aber Vater hätte nicht nur ihrer beider Leben gerettet, es sei ihm obendrein gelungen, die Räuber zum christlichen Glauben zu bekehren, und seither sei Daniel sein treuer Apostel.

Gerade dieses Wort hatte Daniel noch nie zuvor gehört. *Apostel*. Es bedeutete, wie er verstand, daß er ihm freiwillig übers Meer gefolgt sei, sogar auf eigenen Wunsch, daß es sein verzweifelter Verlangen gewesen sei, als Vater ihm mitteilte, nun sei für ihn die Zeit gekommen, mit den eingesammelten Insekten zurückzukehren.

Aber an dem, was Vater erzählte, war doch kein wahres Wort? Daniel überlegte, ob er von einem anderen Jungen sprach, der ihm früher übers Meer gefolgt war. Einer, den es jetzt nicht mehr gab, von dem Vater nie erzählt hatte? Aber das konnte nicht stimmen. Er selbst war es, von dem Vater sprach, und was die Frau in ihr Notizbuch schrieb, war Lüge.

Vater log.

Er erfand eine Geschichte, die einfach nicht wahr war.

Daniel saß auf dem Fußboden, und ihn überkam eine heftige Lust loszuschreien. *So war es nicht, es ist nicht auf diese Weise zugegangen. Ich habe noch nie einen Löwen gesehen.* Aber er

blieb stumm. Er konnte nicht schreien, weil er nicht verstand, warum Vater auf eine Weise von ihm erzählte, die nicht wahr war. Was er über die Insekten gesagt hatte, war richtig. Da gab es keine Einzelheit, die nicht stimmte.

Vater kam zum Ende und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Daniel kroch vorsichtig wieder hinaus ins Vorzimmer. Dort fing er an, seilzuhüpfen, wütend, er stampfte so fest er konnte mit den Füßen auf den Steinboden. Die Alte saß immer noch da und schlief. Plötzlich schlug sie die Augen auf und starrte ihn an. Aber sie glaubte nicht, was sie sah, und schlief wieder ein. Vater kam zu ihm hinaus.

- Hast du nicht gehört, daß ich gerufen habe? fragte er. Habe ich dir nicht gesagt, du sollst leise hüpfen?

Daniel antwortete nicht.

- Sie will mit dir reden. Ich habe schon das meiste erzählt. Sag nur, wie du heißt und daß du an Gott glaubst. Das reicht.

Daniel folgte Vater in den Raum. Die Frau hatte zum Schreiben ihre Handschuhe abgelegt. Ihre Finger waren sehr schmal und weiß. Daniel bekam Lust, sie zu ergreifen, sich festzuhalten, so fest, daß Vater ihn nicht mehr losbekäme.

- Ich habe deine Geschichte gehört, sagte sie und lächelte. Es war eine sehr bemerkenswerte Geschichte, die viele Leser berühren wird. Im Gegensatz zu all dem Schrecklichen, was wir über Sklaverei und Übergriffe lesen, ist dies eine Geschichte, die vom Guten handelt.

- Güte ist notwendig, sagte Vater milde. Ohne Güte ist das Leben vergeudete Mühe.

Die Frau sah Daniel an.

- Ich heiße Ina, sagte sie. Kannst du meinen Namen sagen?

- Ina.

- Verstehst du, was für ein besonderes Erlebnis das ist? Den eigenen Namen von jemandem ausgesprochen zu hören, der

einmal weit weg in einer Wüste geboren wurde?

- Ich habe noch nie einen Löwen gesehen.

Daniel hatte sich nicht vorbereitet. Die Worte kamen ganz von selbst. *Ich habe noch nie einen Löwen gesehen.* Vater runzelte die Stirn.

- Er glaubt, Löwe sei der Name von einem schwedischen Tier, erklärte er. Vielleicht meint er einen Elch. Nicht wahr, Daniel?

- Ich habe noch nie einen Löwen gesehen.

- Antworte jetzt auf ihre Fragen, sagte Vater. Das Essen kann nicht ewig warten. Wir können uns nicht hungrig schlafen legen.

Daniel war gerade dabei, zum dritten Mal Aufruhr zu machen und wieder zu sagen, er hätte noch nie einen Löwen gesehen. Aber plötzlich sah er in den Augen der Frau, daß sie schon wußte, daß das, was er gesagt hatte, wahr war.

- Eigentlich habe ich nichts mehr zu fragen, sagte sie nach einem kurzen Schweigen. Aber vielleicht können wir es so machen, daß ich morgen nach Strängnäs komme und mir den Vortrag noch einmal anhöre. Wenn das möglich ist?

- Sie brauchen natürlich keine Eintrittskarte zu lösen, sagte Vater. Selbstverständlich sind Sie mehr als willkommen. Vielleicht darf ich Sie dort zum Abendessen einladen? Da ist es möglicherweise weniger unpassend.

- Wir werden sehen.

Die Frau steckte ihr Notizbuch ein, streifte die Handschuhe über und befestigte den Hut auf ihren lockigen Haaren.

- Es war sehr angenehm, sagte Vater. Erlauben Sie mir auch zu sagen, daß Sie eine sehr schöne Frau sind. Das kann zumindest nicht unpassend sein.

- Sie sind ein sehr bemerkenswerter Mann, erwiderte sie und sah dabei Daniel an.

Sie hat eine Botschaft für mich, dachte Daniel. Sie gehört zu denen, die hinter einem Felsen sitzen und mir zuflüstern.

Vater blieb stehen und sah ihr nach, als sie den Saal verließ. Die Tür schlug zu.

- Sie ist sehr schön, sagte er. Sobald ich sie sah, erkannte ich, daß ich einsam bin. Ich habe zwar dich. Aber diese Einsamkeit ist eine andere. Eine Einsamkeit, die du nicht verstehen kannst.

Aber Daniel verstand. Einsam sein, das hieß, ohne sein. Wie konnte Vater sagen, er wüßte nicht, was Einsamkeit ist? Er, der die Kunst würde lernen müssen, auf dem Wasser zu gehen, um die Menschen wiederzufinden, welche die wichtigsten in seinem Leben waren?

Es hatte geregnet. Sie gingen eine gepflasterte Straße entlang zu dem Gasthof. Daniel hielt Vater für gewöhnlich an der Hand. Aber jetzt wollte er nicht. Außerdem schien es, als ob Vater nichts daran läge. Daniel schielte zu ihm hinüber. Er denkt an die Frau mit den schmalen Händen, stellte Daniel fest. Ihm kam es so vor, als könnte er sie in Vaters Augen sehen.

Der Speisesaal des Gasthofs war leer. Aber ein Tisch war gedeckt. Daniel merkte, daß er gar nicht hungrig war. Der Knoten in seinem Bauch ließ keinen Platz fürs Essen. Er dachte an den Löwen und daran, daß Vater eine Geschichte über ihn erzählt hatte, die nicht wahr war.

- Warum ißt du nicht?

Vater sah ihn streng an. Seine Augen waren blank, da er während der Mahlzeit schon so einige Gläser getrunken hatte.

- Ich bin nicht hungrig.

- Bist du krank?

- Nein.

- Dein Ton gefällt mir nicht. Du antwortest mir, als wolltest du nicht mit mir reden.

Daniel sagte nichts.

- Man kann nicht immer alles genau so erzählen, wie es wirklich war, sagte Vater. Mag sein, daß es keinen Löwen gab. Aber ihr hat es gefallen. Sie wird darüber schreiben. Und vielleicht trägt es auch dazu bei, daß sie mich mag.

Vater leerte sein Glas, schüttelte den Kopf und sah ihn an.

- Verstehst du, was ich meine?

Daniel nickte. Er verstand nicht. Aber es kam nur selten vor, daß Vater sich nicht damit begnügte, wenn er nickte.

- Eine sehr schöne Frau, sagte Vater. Unverheiratet. Möglicherweise radikal. Aber das gibt sich normalerweise. Ich muß darüber nachdenken, wie es weitergehen soll.

Ich auch, sagte Daniel still zu sich selbst.

Als Vater eingeschlafen war, stand Daniel auf, zog sich an und verschwand leise durch die Tür. Ein einsamer Hund bellte, als er auf der verlassenen Straße hinunter zum Kai lief, wo sie an Land gegangen waren. Es war sternklar, und der Mond schien. Daniel kletterte seitlich am Holzkai hinunter und zog die Schuhe aus. Er haßte sie nach wie vor. Jedesmal, wenn er in die Nähe des Wassers kam, packte ihn die Lust, sie so weit wie möglich hinaus in die Dunkelheit zu werfen. Er würde Steine hineinstopfen, damit sie versanken. Das Wasser roch brackig. Irgendwo weiter draußen sprang ein Fisch in die Höhe. Der Hund hörte nicht auf zu bellen. Daniel krepelte die Hosenbeine hoch und stellte vorsichtig einen Fuß auf die Wasseroberfläche. Als er den Druck verstärkte, zerbrach das Wasser. Er probierte es mit dem anderen Fuß. Die Wasseroberfläche zerbarst. Ich kann es nicht, dachte er wütend. Irgendwas mache ich falsch. Er schloß die Augen und versuchte Kiko oder Be zu sich zu locken. Er mußte sie fragen, wie er es anstellen sollte. Aber die Wüste, die er in sich trug, war leer. Auch dort schien der Mond. Er rief erst nach Kiko, dann nach Be. Aber alles, was zurückkam, war ein Echo.

Er versuchte noch einmal, das Wasser zum Gehorchen zu bringen. Erst strich er mit der Hand über das nasse Fell. Dann stellte er den Fuß darauf. Aber das Wasser zerbrach, der Fellrücken zuckte.

Er fing an zu weinen. Langsam sickerten die Tränen über seine Wangen. Er strich sie weg und tauchte die Hände ins Wasser. Vielleicht würde das helfen. Aber das Wasser weigerte sich auch in dieser Nacht, ihn zu tragen.

Als er zurückkam und vorsichtig die Tür öffnete, war Vater wach. Er hatte eine Petroleumlampe angezündet und saß aufrecht im Bett.

- Ich bin davon aufgewacht, daß du nicht da warst, sagte er. Wo warst du?

- Ich war draußen, sagte Daniel.

- Das ist keine Antwort. Begreifst du nicht, daß ich mir Sorgen mache?

- Ich mußte pinkeln. Vater sah auf seine Uhr.

- Du bist fast eine Stunde lang weg gewesen. Also lügst du.

- Ich habe zweimal gepinkelt.

- Eigentlich sollte ich dich schlagen, sagte Vater. Wenn das noch einmal passiert, muß ich dich wieder festbinden. Was hast du gemacht?

Daniel dachte, er sollte sagen, wie es war. Aber irgend etwas sträubte sich, etwas warnte ihn. Vater würde es nicht verstehen. Schlimmstenfalls würde er wieder damit anfangen, ihn festzubinden.

- Ich bin nach draußen gegangen, um den Mond anzusehen, sagte er. Ich wußte nicht, daß ich das nicht tun darf.

Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott. Ich bitte um Entschuldigung.

Vater betrachtete ihn schweigend.

- Wie sonderbar es auch ist, vermutlich sagst du die Wahrheit, sagte er schließlich. Aber wenn du das noch einmal tust, gibt es wieder den Strick.

Daniel legte sich hinter Vaters Rücken.

Die Lampe war gelöscht.

Daniel fühlte keine Geborgenheit mehr hinter Vaters mächtigem Rücken. Jetzt war er ein Stein, der drohte auf ihn zu fallen. In seinen Träumen fand er endlich Be und Kiko wieder. Be hatte einen roten Schleier vor dem Gesicht, sie spielte wieder, und Kiko saß und schnitzte neue Pfeile. Es war, als wäre Daniel nie fort gewesen. Und er war gewachsen, er war älter geworden. Alt genug, um die erwachsenen Männer auf die Jagd zu begleiten. Er versuchte Kiko zu erklären, daß er noch immer ein Kind war. Aber Kiko hörte ihn nicht, oder er lachte nur, und Be schlug ihm spaßhaft auf den Rücken und sagte ihm, er solle mit dem Träumen aufhören. Dann schüttelte Kiko ihn am Arm, und er wurde davon wach, daß Vater über ihn gebeugt stand und sagte, es sei Zeit zum Aufstehen.

- Du hast im Traum gerufen, sagte er. Du hast Kiko gerufen.

- Kiko ist der Mann, bei dem ich aufgewachsen bin, antwortete Daniel.

- Du hast keinen anderen Vater als mich. Alles, was damals geschah, ist vorbei. Es existiert nicht mehr.

- Genausowenig, wie es einmal einen Löwen gab. Vaters Miene verfinsterte sich.

- Ich lasse das nicht zu, sagte er. Ich verlange sehr wenig von dir. Aber wenn ich sage, daß es einmal einen Löwen gab, dann gab es den auch. Dieser Löwe wird uns Geld bringen. Er wird das Publikum anlocken. Mehr als die wirklichen Löwen, die manchmal in Käfigen oder Gruben gezeigt werden.

Er hielt Daniels Hosen hoch.

- Sie sind schmutzig. Ich weiß nicht, wie du das immer fertigbringst. Wir schaffen es jetzt nicht, sie zu waschen. Erst, wenn wir nach Strängnäs kommen. Aber vorher nicht.

Daniel stand auf. Seine Beine waren schwer. Die Füße waren noch klebrig von dem brackigen Wasser. Vater stand vor dem Rasierspiegel und summte. Daniel konnte die Frau in seinen Augen sehen.

Sie nahmen dasselbe Schiff, mit dem sie am Tag zuvor gekommen waren, und fuhren weiter durch eine Förde, die sich verengte und zu einem Sund mit flachen Inseln wurde. An Bord des Schiffs befanden sich zwei Pferde. Ein Junge in Daniels Alter saß da und hielt sie an zwei Stricken. Er sah Daniel an. Aber er gaffte nicht. Daniel setzte sich neben ihn. Der Junge befühlte seine Haare und lachte. Daniel deutete auf die Pferde.

- Sie sollen geschlachtet werden, sagte der Junge. In Strängnäs bekommen sie eine Keule auf den Kopf.

- Warum?

- Sie sind alt.

- Ich habe einen Löwen gesehen, sagte Daniel. Einen Löwen, der mich weggeschleppt hat, um mich in Stücke zu reißen.

Der Junge sah Daniel forschend an.

- Das nehme ich dir nicht ab, sagte er. Ich glaube, du lügst.

- Danke, sagte Daniel und streckte ihm die Hand hin. Der Junge nahm sie. Sein Handschlag war sehr fest.

Am Nachmittag legten sie an einem Kai an, wo sie ausstiegen. Wickberg stand bereits da und erwartete sie. Aber weiter weg, hinter ein paar Holzstößen, entdeckte Daniel die Frau mit dem roten Schleier.

In diesem Moment entschied er, daß sie die Person war, der er die Wahrheit erzählen wollte. Sie würde sich anhören, was er zu sagen hatte.

Als sie unter dem Geschrei der Sturmmöwen den Kai betraten, kam es zwischen Wickberg und Vater sofort zum Streit. Wickberg breitete das gedruckte Plakat aus, und Vater ging in die Luft. Nicht nur eine bedrohliche Schlange mit gespaltener Zunge war darauf abgebildet, sondern auch Daniel, dargestellt als grinsender, tückischer Wilder mit Reißzähnen.

- Das ist unzulässig, schrie Vater. Verstößt gegen alle Vereinbarungen.

Wickberg schien auf diese Reaktion gefaßt.

- Aber es lockt das Publikum an. Wenn es das Publikum anlockt, bekommen Sie Prozente. So ist es vereinbart. Wenn keine Leute kommen, könnte das zur Liquidation führen.

- Wir betreiben kein Unternehmen. Dies ist eine Vortragstournee mit seriösem Inhalt.

- Was zählt schon der Inhalt, wenn keine Leute kommen? Sind sie erst da, ist die Schlange vergessen. Wenn sie den Jungen sehen, schmilzt ihnen das Herz. Sie sehen keinen Wilden, sondern einen verschreckten kleinen Negersklaven.

Vater zuckte zusammen, als hätte Wickberg ihn mit einer Nadel gestochen.

- Negersklaven?

Wickberg nahm Vater zur Seite, da die Leute auf dem Kai sich allmählich mehr für die lautstarke Auseinandersetzung interessierten als für Daniel.

- Sie sind lange außer Landes gewesen, Hans Bengler. Schwarze Menschen sind in diesem rückständigen Land entweder Wilde oder Sklaven. Sie garen Missionare über dem Feuer oder sie werden in Ketten geschlagen. Will man dieses

Bild ändern, muß man dafür sorgen, daß sie kommen.

Daniel verstand, daß sie von ihm sprachen. Aber er interessierte sich mehr für die Frau, die sich noch immer hinter dem Holzstoß versteckte. Er hatte Lust, zu ihr hinzulaufen und eine ihrer schmalen Hände zu ergreifen. Aber ihm war klar, daß sie stand, wo sie stand, weil sie nicht gesehen werden wollte.

Wickberg rollte das Plakat zusammen.

- Sie werden noch früh genug einsehen, daß ich recht habe, sagte er und nickte bedeutsam zu seinen von Geldscheinen ausgebeulten Strümpfen hinunter.

- Sie sind ein Gauner, sagte Vater. Aber der Rest des Vertrags ist in Ordnung.

Wickberg wurde rot im Gesicht.

- Sagen Sie nicht Gauner zu mir. Was Sie wollen. Nur das nicht.

- Jeder hat Angst vor seinem richtigen Namen, sagte Vater. Ich begnüge mich damit, Sie Strauchdieb zu nennen.

Wickberg griff sich ans Herz, dann umfaßte er sein Handgelenk, um den Puls zu fühlen. Er war hochrot im Gesicht.

- Lassen Sie das Herz aus dem Spiel, sagte Vater. Es steckt keine Herzdame unter Ihrem Mantel. Da steckt ein Pik mit einer niedrigen Zahl. Wenn die Leute erst einmal herbeiströmen, müssen die Schlange und der Wilde vom Plakat verschwinden.

Wickberg nickte erschöpft.

Das Gepäck wurde ins Hotel gebracht, ein Gebäude aus rotem Backstein. Wickberg hatte ein frühes Abendessen bestellt. Er hatte ein Séparée im Speisesaal reservieren lassen. Nachdem sie ihr Zimmer bezogen hatten, nahm Vater Daniel mit in ein Geschäft, das Seemannshosen verkaufte. Der Mann hinter dem Tresen fing an zu zittern, als er an Daniel Maß nehmen sollte. Vater war müde und irritiert.

- Verdammtes Gefummel, schnauzte er. Der Junge ist völlig normal. Schmale Taille.

Ein Paar Hosen wurden hervorgeholt und probiert. Sie paßten ohne Änderungen. Sie kehrten ins Hotel zurück. Wickberg erwartete sie schon im Separee.

Die Frau mit dem roten Schleier war verschwunden. Daniel drehte sich auf der Straße immer wieder um und hielt nach ihr Ausschau.

- Wonach schaust du? fragte Vater.

- Nach nichts, antwortete Daniel.

Wickberg hatte ein großes Essen servieren lassen. Vater bekam sofort gute Laune, als er den gedeckten Tisch sah.

- Heute abend ist frei, sagte Wickberg. Ausspannen ist wichtig. Außerdem ist Strängnäs eine träge Stadt. Die Menschen müssen nachdenken, Entschlüsse fassen, ihre Kleider lüften. Aber morgen wird es voll werden.

- Wo findet es statt?

- Der Bischof hat furchtbare Angst vor allem, was nicht von oben kommt. Er hat die Nutzung des großen Saals im Stiftshof verboten. Der Bürgermeister hat Angst vor dem Bischof, also hat er uns das Rathaus gesperrt. Blieben die Freimaurer. Dort ist die Akustik schlecht. Aber wir werden Stoffplanen unter die Decke hängen.

Vater trank aus einem der Gläser, die, wie Daniel gelernt hatte, für das bestimmt waren, was Schnaps hieß. Er spuckte trocken in die Luft und wirkte zufrieden.

- Morgen findet außerdem nach dem Auftritt ein Essen statt. Der Schriftsteller Ehrenhane lädt ein.

- Was schreibt er?

- Kitsch. Tiefende Huldigungen an das Königshaus. Aber er verstößt gegen seine eigenen Überzeugungen und besucht Huren

in Kopenhagen, konspiriert mit den Radikalen und bittet mitunter Landstreicher an seine Tafel.

- Bin ich damit gemeint?

- Auf keinen Fall. Aber in diese Stadt kommen nicht viele Reisende aus fremden Ländern. Als junger Mann war er außerdem ein leidenschaftlicher Pflanzenpresser. Er besitzt eine gigantische Sammlung von Eichenblättern.

Daniel stocherte in seinem Essen herum. Er hatte immer noch einen Knoten im Bauch. Irgendwo in der Nähe war die Frau mit dem Schleier, das wußte er.

- Bist du nicht hungrig? fragte Vater, der sein Stochern entdeckt hatte.

- Ich habe Bauchweh.

- Er ist müde, sagte Wickberg. Er kann ein Butterbrot aufs Zimmer bekommen.

- Ja, danke.

Vater betrachtete ihn forschend.

- Keine Ausflüge in die Nacht!

- Nein, antwortete Daniel. Ich werde schlafen.

Er fand allein die Treppe hoch. Als er in das leere Zimmer kam, stellte er sich ans Fenster und spähte auf die Straße hinunter. Da stand ein einsamer Pfosten mit einem zischenden Licht. Er wußte, daß Vater ihn festbinden würde, wenn er nach draußen ginge. Das würde seine Pläne durchkreuzen. Das Wasser würde ihm verboten werden. Zugleich wußte er, daß er die Frau treffen mußte, die hinter dem Holzstoß gewartet hatte. Sie war seinetwegen gekommen, dessen war er sich sicher. Vielleicht würde sie mit Vater über seine Reisen sprechen, weiter seinen Lügen lauschen. Aber sie hatte verstanden, daß es nie einen Löwen gegeben hatte. Sie war gekommen, um seine Erzählung zu hören, und vielleicht würde sie ihm helfen, auf dem Wasser zu gehen.

Er blieb am Fenster stehen. Ein einsamer Hund durchquerte mit unbekanntem Ziel den Lichtkegel. Gleich darauf kam ein Mann angeschwankt. Er lehnte sich gegen den Pfosten und erbrach sich. Dann verschwand auch er.

Es klopfte an der Tür. Daniel zuckte zusammen. Er dachte, es sei Vater, der prüfen wollte, ob er *Herein* sagen würde, oder ob er die Tür öffnen würde, ohne sich zu vergewissern, wer draußen stand. Er wartete. Das Klopfen wiederholte sich. Es war sehr behutsam. Daniel sah die Hand vor sich. Ohne Handschuhe war sie weiß, mit schmalen Fingern. Er stürzte zur Tür und öffnete sie.

Da stand Ina Myrén, und sie trug keine Handschuhe. Daniel griff nach ihrer Hand und drückte sie gegen sein Gesicht. Unwillkürlich fing er an zu weinen. Plötzlich erinnerte er sich an einen Schmerz, der vor langer Zeit in ihm gewesen war. An einen Moment, als Be ihn, von unerklärlicher Raserei ergriffen, hart ins Gesicht geschlagen hatte. Er hatte angefangen zu bluten, und da hatte sie sein Gesicht so fest in den Sand gedrückt, daß er fast erstickt wäre. Jemand hatte sie gepackt und sie weggerissen, und danach war sie verschwunden gewesen und erst nach zwei Tagen wiedergekommen. Sie hatte nie etwas gesagt, nie erklärt, was sie dazu getrieben hatte, ihn zu schlagen. Für lange Zeit war es sehr still gewesen in der Familie.

Kiko hatte sich zurückgezogen. Erst später hatte Daniel begriffen, daß Be damals von Dämonen besessen war. Niemand wußte, woher sie gekommen waren. Vielleicht hatte sie verbotene Gedanken gehabt. Keiner wußte es. Erst als sie ein Kind gebar, das Daniels jüngere Schwester wurde, kehrte alles in die alten Bahnen zurück. Be schien vergessen zu haben, was geschehen war, Kiko schlief nachts dicht an ihrer Seite, und sie strich Daniel übers Haar, wie sie es immer getan hatte.

Jetzt flossen die Tränen, aber die Frau zog ihre Hand nicht zurück. Sie schloß die Tür hinter sich, setzte sich auf einen Stuhl, und Daniel bohrte seinen Kopf zwischen ihre Brüste.

Später saß er auf der Bettkante und sah zu Boden. Sie sagte nichts, saß nur da und wartete. Schließlich traute er sich, sie anzusehen. Sie lächelte.

- Es gab keinen Löwen, sagte er.

- Ich weiß, antwortete sie. Aber was gab es dann?

- Eine Antilope. Die Kiko in die Felswand gekerbt hat. Eine Antilope auf dem Sprung.

- Was gab es noch?

Plötzlich merkte er, daß er nicht auf dem Bett sitzen bleiben konnte. Eine Geschichte zu erzählen, das war damit verbunden, daß man auf der Erde saß. Nicht auf dem Sand, den es nicht gab, aber auf den Holzdielen, auf dem dunkelroten Teppich. Er hockte sich hin, und zu seinem Erstaunen stand sie von ihrem Stuhl auf und ließ sich mit gekreuzten Beinen ihm gegenüber nieder.

- Hier müßte es jetzt wohl ein Feuer geben.

Daniel nickte. Es verschlug ihm die Sprache. Wie konnte sie das wissen?

- Jetzt sitze ich dir gegenüber. Aber eigentlich sitzt da jemand anders.

Wieder nickte er. Sie zauberte mit ihm, sagte genau das, was er nicht von ihr erwartet, aber erhofft hatte. Trotzdem machte ihm das keine Angst.

- Be, sagte er. Oder Kiko, Undu oder Rigva, die hinkte und nur ein Auge hatte.

- Aber es war kein Löwe da?

- Kein Löwe.

Plötzlich bekam er Angst. Sie wußte zuviel, ohne es wissen zu können. Er hatte genug gelernt, um freundlichen und wohlmeinenden Menschen mit schmalen weißen Fingern zu mißtrauen. Sie wollten etwas von ihm, das er nicht zu geben vermochte.

- Kannst du seilspringen? fragte er, um sich zu wehren. Da er nicht wußte, ob er höflich genug gewesen war, machte er einen Zusatz.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.

- Ich kann seilspringen, antwortete sie. Vielleicht nicht mit diesen Röcken. Aber ich kann.

- Da war kein Löwe, sagte er wieder.

Plötzlich erhob sich die Frau. Sie ergriff sein Springseil, band die Röcke hoch, so daß ihre Strümpfe und ein Stück der nackten Schenkel zum Vorschein kamen, und fing an zu hüpfen. Es pochte hart gegen den Boden. Daniel sah sofort, daß sie lange nicht mehr seilgesprungen war. Aber einmal hatte sie es gekonnt, und sie hatte es nicht vergessen.

Sie blieb stehen und strich die Röcke wieder glatt. Für einen kurzen Moment war Daniel enttäuscht. Er hatte sich an der Stelle gegen ihren Körper lehnen wollen, wo ihre Strümpfe endeten, wo die Haut genauso weiß war wie ihre Finger. Sie war außer Atem. Die Brüste hoben sich, und wieder sah er Be vor sich, obwohl sie nie etwas angehabt hatte, was den Oberkörper verbarg. Kiko gefiel es, mit ihren Brüsten zu spielen. Er hatte ihnen Namen gegeben, und Be hatte gelacht und erwidert, sie erwarte bereits ein Kind und müsse keine freundlichen Worte über ihre Brüste zu hören bekommen. Daniel überlegte, ob er die Frau, die auf dem Boden saß, bitten sollte, ihr Kleid auszuziehen, wenigstens am Oberkörper. Da sie seilgesprungen war und wußte, daß es keinen Löwen gegeben hatte, wäre es vielleicht nicht gefährlich, zu fragen. Er deutete auf die schwarzen Knöpfe, die das Kleid über der Brust zusammenhielten. Sie sah ihn fragend an.

- Das heißt Knöpfe.

Das wußte Daniel bereits. Vater pflegte jeden Morgen, besonders, wenn er am Abend zuvor getrunken hatte, die satanischen Kragenknöpfe anzuschmauzen.

- Mach auf, sagte er.

Sie sah ihn lange an und saß ganz steif da, und Daniel wußte schon, daß er etwas gemacht hatte, was falsch war. Aber dann besann sie sich und knöpfte das Kleid auf, neun Knöpfe, von oben nach unten, dann öffnete sie ein weißes Mieder, und er konnte ihre Brüste sehen. Zu seinem Erstaunen glichen sie Bes Brüsten. Alle Frauen haben verschiedene Brüste, genau wie alle Männer verschiedene Brustkörbe haben. Aber die Frau, die ihm gegenüber saß, hatte die gleichen Brüste wie Be. Daniel konnte seinem Verlangen nicht widerstehen, er preßte sich fest an sie, und sie zog sich nicht zurück, auch wenn sie sich anspannte.

- Ich bin deine Mutter, sagte die Frau. Sie ist in diesem Moment hier.

- Be ist tot, antwortete Daniel. Sie starb in dem Blut, das in den Sand floß. Als Kiko kam, hatte sie schon aufgehört zu atmen. Ich selbst lag hinter einem Haufen von Kudufellen, und die Männer mit den Speeren und den Gewehren haben mich nicht entdeckt. Aber Kiko kam zu früh. Einer von denen, die noch geblieben waren und allen die Ohren abschnitten, die sie getötet hatten, sah Kiko und schoß ihm in den Kopf.

Die Frau legte ihm ihre Arme um den Kopf. Daniel fühlte, daß Be jetzt sehr nahe war.

- Was ist geschehen? fragte sie.

- Ich weiß es nicht. Männer kamen geritten, sie waren weiß und hatten eine Fahne mit einem Adler. Sie lachten viel, und dann fingen alle an zu schießen und fragten sich nicht, warum. Wären wir Tiere gewesen, hätten sie uns gehäutet. Wären wir Tiere gewesen, hätten sie uns gegessen. Aber sie taten nichts anderes, als uns zu töten und uns die Ohren abzuschneiden. Bei Andersson habe ich einmal gehört, daß unsere Ohren mit Talg steif gemacht wurden und daß man sie dann als Schalen für Zucker und Schokolade verwendete.

- Wer war Andersson?

- Er hat mir das Leben gerettet. Er hat mir eine Kiste gegeben, in der ich wohnte. Dann kam Vater und nahm mich mit. Er nannte mich Daniel, ließ mich Schuhe an den Füßen tragen und brachte mich übers Meer hierher.

Daniel empfand eine große Ruhe, während er, an ihre warmen Brüste gedrückt, erzählte. Er konnte ihren Herzschlag spüren und den süßlichen Geruch nach Schweiß. Ihm fiel dabei ein Erlebnis ein, das er als kleines Kind gehabt hatte. Eines Nachts war er aufgewacht und hinausgegangen und hatte in den Sand gepinkelt. Gerade in dieser Nacht war der Sternenhimmel über der Wüste besonders klar. Die Sterne waren Augen, die ihn ansahen, ihn pinkeln und dann gähnen sahen. Plötzlich wurde ihm bewußt, daß die Sterne ihn sahen. Es hatte ihn aus dem Sand emporgehoben, in einen unsichtbaren Wirbelsturm hineingesogen, zu all diesen glitzernden Lichtpunkten hin, und er hatte verstanden, daß sie eigentlich ganz nah waren, die Augen der Götter, und ihn immer begleiten würden. Daran erinnerte er sich jetzt, als er die Wärme ihrer Brüste spürte, und er wußte, er würde schreien, sie vielleicht beißen, wenn sie sich plötzlich entzöge und anfinge, ihre Knöpfe wieder zu schließen.

- Dann bist du hierhergekommen.

- Ich kam in eine Stadt, wo zwei Mädchen auf einem Hinterhof seilhüpften. Vater hatte den Koffer voll mit Insekten, und er band mich fest, damit ich nicht verschwinden konnte.

- Wohin hättest du weglaufen wollen?

Daniel dachte nach. Er wußte, daß es Worte gab für das, wovon er träumte. Er wußte, daß es einen Punkt gab, zu dem das Wasser ihn tragen konnte. Ein kurzes Wort. Er überlegte lange.

- Nach Hause, sagte er schließlich. Ich glaube, es heißt nach Hause.

Sie umarmte ihn zärtlich, und er drückte sich so fest an sie wie er konnte. Eine ihrer Brustwarzen kam seinem Mund nahe, und er umschloß sie mit den Lippen, nicht, um Milch zu

bekommen, sondern um ruhig zu werden.

Er schloß die Augen und träumte. Ihr Herz schlug. Be summt irgendwo im Hintergrund. Kiko war schon eingeschlafen. Die Gerüche kamen nicht mehr vom Teppich oder von Vaters Rasierwasser. Jetzt konnte er den schwarzen Qualm des heruntergebrannten Feuers riechen, den ranzigen Duft von der alten Haut des Köchers.

- Ich habe noch nie einen Mann so an mich gedrückt, sagte sie. Viele Männer haben es gewollt, sie haben nach meinen Knöpfen gelangt und mitten durch meine Röcke gesehen. Aber keinen habe ich so fest an mich gedrückt wie dich.

Daniel verstand nicht, was sie meinte. Er wollte es auch gar nicht wissen. Er war schon tief in seinen Träumen. Der Nippel, den er im Mund hielt, war Kikos Hand, die ihn auf den Berg führte, wo die Antilope wartete. Da war auch der Schlaf, Bes Hand an seiner Wange, die dicht zusammengedrängten Körper aller Familien, die Nacht, die noch lang war, und die Morgendämmerung, die jenseits aller Träume wartete, über die sie reden würden, wenn sie wieder aufgewacht wären.

- Ich sehe deine Trauer, sagte sie. Aber ich weiß nicht, ob du verstehst, was das Wort bedeutet.

Daniel antwortete nicht. Er träumte.

- Woran denkst du? fragte sie.

- Ich werde lernen, auf dem Wasser zu gehen, antwortete er. Ich werde auf dem Rücken des Meeres nach Hause gehen, und ich werde lernen, mich so behutsam zu bewegen, daß das Tier nicht unruhig wird und mich verschlingt.

Sie fragte, was er damit meinte. Aber da war er schon eingeschlafen.

Aus dem Nichts erschien eine Gewitterwolke. Sie entlud sich mit Blitz und Donner direkt über seinem Kopf. Er fuhr

zusammen.

Vater stand in der Tür.

Er hatte glasige Augen und starrte ungläubig auf das Bild, das sich ihm bot. Daniel hatte den Kopf von den Brüsten der Frau erhoben. Sie hielt ihn immer noch in den Armen.

Vater fing an zu toben.

- Unerträglich, schrie er. Eine Frau verschlingt meinen Sohn. Was zum Teufel ist hier los?

Daniel bohrte sein Gesicht wieder zwischen ihre Brüste. Jetzt waren sie Felsen, die ihm einen Unterschlupf boten. Noch immer war Be in der Nähe. Die Wärme kam von ihr, und er dachte, es würde bald ein Feuer daraus, das Vater in die Flucht schlagen würde, wie man Tiere mit brennenden Fackeln verjagte.

- Ich habe mit dem Jungen geredet, sagte die Frau. Ich habe mir seine Geschichte angehört. Es war nicht dieselbe, die Sie mir erzählt haben.

- Dann lügt er. Er ist noch ein Kind. Ein Hottentotte aus der Wüste. Was weiß er von Wahrheit und Lüge? Er erzählt das, wovon er glaubt, Sie wollen es hören. Außerdem kann er nicht erzählen. Sein Wortschatz ist zu klein. Was hat er gesagt?

- Die Wahrheit.

- Und die wäre?

- Daß es keinen Löwen gab.

Daniel hörte zu. Er merkte Vaters Stimme an, daß er unsicher war. Die Frau hingegen war vollständig ruhig. Er spürte, daß ihr Herz nicht schneller schlug als sonst.

- Man kann diese Situation als äußerst unsittlich betrachten, sagte Vater. Eine erwachsene Frau, die sich entkleidet und ein Kind verführt. Noch dazu ein schwarzes Kind, das Krankheiten in sich tragen kann, die niemand kennt. Würde das bekannt werden, wären Gericht oder Irrenhaus denkbare Konsequenzen.

- Ich habe keine Angst.

Vorsichtig schob sie Daniels Kopf zur Seite, bis er auf dem Teppich ruhte. Dann stand sie auf und knöpfte ihr Kleid zu.

- Ich nenne das krank und gefährlich, sagte Vater. Sie haben einen Mann in Ihrer Nähe und vergreifen sich an einem Kind.

Daniel hörte den Knall und wußte sofort, was es war. Sie hatte Vater mit ihrer schmalen weißen Hand ins Gesicht geschlagen.

Aber was dann geschah, hätte er sich niemals vorstellen können. Ein Mann, der von einer Frau geschlagen wurde, müßte zusammensinken, zurückweichen, sich ducken. Doch Vater warf sich mit einem Brüllen auf sie. Er versuchte nicht, ihre Knöpfe zu öffnen, sondern riß und zerrte an ihren Kleidern, so daß die Nähte platzten. Daniel stand auf. Er versuchte, einzugreifen, aber Vater stieß ihn weg und zog sie zum Bett. Daniel dachte, er müßte sie verteidigen. Aber zugleich erinnerte er sich an die Männer, die geritten kamen und Be und Kiko töteten und ihnen danach die Ohren abschnitten. Vater war genauso. Er würde sie töten und ihr die Ohren abschneiden, und Daniel blieb nichts anderes übrig, als sich wiederum zu verstecken.

Er rannte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und auf die Straße hinaus. Es regnete. Aber das merkte er nicht. Er lief hinunter zum Wasser, und als er am Kai war, watete er hinaus.

Niemals würde er lernen, auf diesem Wasser zu gehen. Vater würde ihm die Ohren abschneiden, und dann würde es nichts anderes mehr geben als einen toten Daniel weit weg von denen, die im Sand begraben lagen und ihn erwarteten.

Er watete weiter und weiter hinaus. Genaugut könnte er den Kopf unter die Oberfläche tauchen und dann weg sein.

Die Kälte drang in seinen Körper ein.

Das letzte, woran er dachte, war die Antilope.

Das Wasser sprach zu ihm.

Er hatte erwartet, der Tod würde Stille sein oder vielleicht das schwache Echo rieselnder Sandkörner. Doch das Wasser hatte eine kräftige Stimme, die ihn nach oben zwang, ihn zwang, weiterzuatmen. Er war schnurstracks ins Wasser hinausgegangen, tiefer und tiefer, und er hatte der Stadt und Vater den Rücken zugekehrt. Aber als das Wasser seinen Kopf über die Oberfläche zwang, hatte der Körper sich gedreht, und er hatte die matten Lichter gesehen, die noch in der verdunkelten Stadt glommen.

Dann kam die Kälte. Er fror so, daß er zitterte. Die Muskeln verkrampften sich. So schnell er konnte, watete er an Land und rannte zurück zu dem roten Backsteinhaus, wo Vater sich auf die Frau gestürzt und an ihren Knöpfen gezerrt hatte. Was ihn erwartete, wußte er nicht. Aber er mußte aus seinen nassen, kalten Sachen heraus. Das Wasser hatte zu ihm gesprochen und gesagt, daß er nicht sterben durfte. Er sollte lernen, auf der Wasserfläche zu gehen, in die Wüste zurückkehren und seine bemerkenswerte Geschichte all denen erzählen, die vielleicht tot waren, ihn aber trotzdem erwarteten. Er lebte und mußte am Leben bleiben. Das hatte er verstanden, als er untergetaucht war. Ein toter Mensch könnte niemals lernen, so vorsichtig über den nassen Pelz zu streichen, daß ihm erlaubt würde, auf der Oberfläche zu gehen, ohne daß sie zerbrach. Er mußte weiterleben.

Als er zu dem roten Backsteinhaus kam, entdeckte er, daß Vater vor der Eingangstür stand. Ein geschlossener Wagen, mit zwei Pferden bespannt, war vorgefahren. Vater starrte ihn an, als sähe er ein Gespenst.

- Rein in den Wagen, sagte er. Wir müssen hier weg.

- Ich brauche trockene Kleider, gab Daniel zurück. Vater schüttelte den Kopf.

- Umziehen kannst du dich später. Wir müssen weg. Der alte Mann, der als Nachtportier Dienst tat, stand mit einem Papier in der Hand da und wartete darauf, daß Vater ihn bemerkte. Ohne das Papier zu beachten, gab Vater ihm ein paar Scheine. Die letzten Koffer wurden eingeladen. Vater sah sich unruhig um.

- Wir fahren Richtung Örebro, sagte er zu dem Mann, der das Geld bekommen hatte. Richtung Örebro. Nirgendwo sonst hin.

Auf dem Kutschbock saß ein Junge. Er hatte eine merkwürdige Pelzmütze tief in die Stirn gezogen, und Daniel konnte seine Augen nicht sehen. Vater schubste Daniel in den Wagen und rief gleichzeitig dem Jungen auf dem Kutschbock etwas zu.

- Richtung Örebro. Die Hauptstraße.

Daniel hätte gern gewußt, was geschehen war. Eine kleine Lampe brannte im Wagen. Die Flamme warf einen flackernden Schein auf Vaters verschwitztes Gesicht, und Daniel entdeckte, daß dicht über dem einen Auge eine blutende Wunde klaffte. Er hat sie getötet, dachte Daniel. Er hat sie getötet, und jetzt flieht er.

Vater sah ihn an. Dann riß er einen von den Koffern auf, die im Wagen lagen, und entnahm ihm trockene Kleider.

- Ich weiß nicht, was du getan hast, sagte er. Ob du ins Wasser gefallen bist oder hineingesprungen. Im Moment weiß ich überhaupt nichts.

Daniel zog sich in dem rumpelnden Wagen um. Die ganze Zeit hörte er Vater murmeln. Es klang wie eine Art Gebet, bestand aber nur aus demselben, immer wiederholten Wort, *Satan, Satan, Satan*.

Als sie aus der Stadt heraus waren, klopfte Vater an das

Verdeck des Wagens. Der Junge hielt die Pferde an. Vater öffnete den Schlag und rief ihm zu.

- In die andere Richtung. Nach Stockholm.
- Dafür bin ich nicht bezahlt worden, erwiderte der Junge.
- Du wirst es bekommen, rief Vater rasend. Mehr Geld, als du in deinem ganzen Leben gesehen hast.

Der Junge zog an den Zügeln und ließ den Wagen wenden. Eins der Pferde wieherte. Daniel schauderte. Er war noch ganz durchgefroren. Vater holte eine der Flaschen hervor, die er immer im Gepäck hatte.

- Trink das, sagte er.

Daniel probierte. Es war stark und brannte im Hals. Aber er schluckte und spürte, wie die Wärme rasch in den Körper zurückströmte. Vater wickelte ihn in eine Decke. Seine Hände waren ungeschickt und ängstlich. Der Wagen steigerte jetzt seine Geschwindigkeit. Hin und wieder knallte ein Peitschenhieb. Vater zischte und murmelte fortwährend zwischen zusammengepreßten Lippen. Daniel wartete. Was war geschehen? Warum mußten sie mitten in der Nacht auf und davon? Er verstand, daß es mit der Frau zu tun hatte, mit den Knöpfen, die Vater aufgerissen hatte.

- Wohin sind wir unterwegs? fragte er.

Vater antwortete nicht. Daniel zog sich die Decke über den Kopf, so daß er gänzlich in seine eigene Körperwärme eingehüllt war. Drinnen in dem warmen Dunkel dachte er, daß Vater weit weg war. Er befand sich an seiner Seite, lebte aber trotzdem in einer anderen Welt. Der Wagen, der schaukelte und ruckelte, weckte in ihm dasselbe Gefühl wie während der langen Reise übers Meer. Die Pferde verwandelten sich in Segel, die straff gespannt waren, der Junge auf dem Kutschbock hielt keine Zügel zwischen den Händen, sondern ein Steuer. Er hörte, wie eine Flasche klorrte. Vater trank. Die Peitsche knallte. Der Wagen rumpelte.

Daniel wußte nicht, was Zeit war. Aber das, was Vater gewöhnlich *lange* nannte, mußte vergangen sein, als der Wagen zum Halten kam. Daniel schälte sich aus der Decke. Es war noch dunkle Nacht. Vater hatte den Wagenschlag geöffnet.

- Wieso bleiben wir stehen? rief er.

- Die Pferde müssen sich ausruhen, gab der Junge zurück. Etwas zu fressen bekommen und getränkt werden.

- Dazu haben wir keine Zeit.

- Ich kann sie nicht zu Tode hetzen.

- Ich kenne mich mit Ochsen aus. Sie halten das schon aus.

Der Junge gab nicht nach.

- Ochsen und Pferde sind nicht dasselbe. In einer halben Stunde geht es weiter.

Wütend schlug Vater die Wagentür zu. Aber er sagte nichts. Er sah Daniel an. Seine Augen waren glasig. Aber es war auch etwas anderes darin, eine Angst, die Daniel dort noch nie gesehen hatte.

- Ich habe etwas getan, was ich nicht hätte tun dürfen. Ich habe versucht, sie anzufassen. Sie hat mich gekratzt und sich losgerissen. Wir müssen verschwinden.

Daniel wartete auf eine Fortsetzung, die aber nicht kam. Da er pinkeln mußte, stieg er aus dem Wagen. Der Boden unter seinen Füßen war kalt. Sie befanden sich tief in einem dichten Wald. Die Bäume standen schwarz und beobachteten ihn. Er pinkelte. Der Junge war dabei, die Pferde zu tränken.

- Warum bist du schwarz? fragte der Junge. Hast du dich verbrannt? Oder bist du aus Kohle?

Vater riß den Schlag auf.

- Schwatz nicht. Gib den Pferden, was sie brauchen, damit wir weiterfahren können.

Der Junge trat an den Wagenschlag. Er war kleingewachsen,

aber breitschultrig. Die Pelzmütze hatte er abgenommen. Daniel sah, daß seine Haare kurz geschnitten und sehr blond waren.

- Ich will das Geld sehen, sagte er. Sonst fahre ich nicht weiter.

Vater hielt mit der Hand ein Bündel Geldscheine hoch. Der Junge versuchte, es sich zu schnappen, aber Vater war darauf gefaßt und wehrte ihn ab.

- Wenn wir in Stockholm sind, sagte er. Erst dann.

Der Junge starrte weiter auf die Scheine.

- So viel Geld habe ich noch nie in meinem Leben gesehen. So viel Geld und so viel Eile. Kann das mit rechten Dingen zugehen?

Er kehrte zu den Pferden zurück. Daniel stieg wieder in den Wagen ein. Vater beugte sich zu ihm herüber und flüsterte:

- Alles wird gut. Aber ich habe einen Fehler gemacht. Und dann muß man seine Pläne ändern. Man kann nicht immer einem festgelegten Reiseweg folgen.

- Ist sie gestorben? fragte Daniel. Vater starrte ihn an.

- Sie ist weggerannt, sagte er. Und sie wird mich womöglich anzeigen. Es gibt einen Skandal. Man wird mich jagen. Also muß der Plan geändert werden.

Daniel versuchte den Namen des Mannes in dem roten Mantel auszusprechen. Es gelang ihm nicht. Es waren zu viele Buchstaben. Aber Vater verstand.

- Auch Wickberg wird mich jagen. Was schlimmer ist, weiß ich nicht. An den Kleidern einer Frau zu zerren oder einen Vertrag zu brechen.

Wieder trank er aus der Flasche. Daniel sah, daß seine Hand zitterte.

- Wir werden ein neues Leben beginnen, sagte Vater. Dieses Leben fängt heute nacht an.

- Wohin sind wir unterwegs?
- Darauf werde ich dir antworten, wenn ich es weiß.

Der Wagen begann wieder zu rollen.

- Versuch zu schlafen, sagte Vater. Ich muß nachdenken.

Daniel wickelte sich wieder in die Decke. Er sog seine eigene Wärme ein, strich sich übers Gesicht und stellte sich vor, es wäre die Frau mit den schmalen Händen, die ihn berührte.

Daniel wachte davon auf, daß der Wagen stehengeblieben war. Er war allein. Vater stand draußen und sprach mit dem Jungen. Es wurde allmählich hell. Sie befanden sich noch immer in einem Wald, aber er war jetzt lichter. Er konnte Felder und Äcker erkennen. Ein See glitzerte zwischen den Bäumen. Es war neblig. Daniel merkte, daß er fror. Er zog die Decke dichter um sich. Er hatte geträumt. Die Antilope war in ihm gewesen. Aber Kiko war nicht gekommen. Es war, als hätte die Antilope nach ihm gesucht, nach jemandem gesucht, der die Arbeit zu Ende bringen könnte, der imstande wäre, die Augen zu bemalen und die letzten Linien des Sprungs einzukerben.

Vater öffnete den Wagenschlag.

- Wir steigen hier aus, sagte er. Das Gepäck fährt weiter zum Hafen. Aber wir steigen hier aus.

Daniel kletterte heraus. Sein ganzer Körper war steif. Vater wirkte noch genauso ängstlich wie in der Nacht. Aber seine Augen waren nicht mehr glasig, und Daniel wurde klar, daß er einen Entschluß gefaßt hatte. Der Junge holte die Koffer herunter, die auf dem Wagendach festgezurt waren.

- Ich werde dich bis in die Hölle verfolgen, wenn du nicht tust, was ich dir gesagt habe, sagte er zu dem Jungen.

- Für so viel Geld tut man, was einem aufgetragen wird.

- Los jetzt.

Der Junge trieb die Pferde an und verschwand die gewundene

Straße hinunter.

Sie waren allein. Daniel zitterte. Vater hatte es eilig. Er durchwühlte den Koffer, warf Kleider und Kämmе und Bürsten auf die Erde. Schließlich fand er, was er suchte. Ein weißes Hemd, das er zu Daniels Erstaunen zu zerreißen begann. Er hörte nicht auf, bis er das ganze Hemd in Streifen gerissen hatte. Der Kragen lag wie ein toter Vogel am Boden. Vater setzte sich auf den Koffer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

- Wenn alles vorbei ist, werde ich es dir erklären, sagte er. Aber jetzt haben wir ein neues Leben angefangen. Wir müssen so schnell wie möglich Abstand zwischen uns und allem bisher Geschehenen schaffen. Wir reisen wieder durch eine Wüste. Damit wir ankommen, mußt du meine Anweisungen befolgen.

Daniel wartete auf die Fortsetzung. Was passiert war, konnte er immer noch nicht verstehen.

- Gewisse Leute werden versuchen, mich aufzuspüren, sagte Vater. Sie wissen, daß ich in deiner Gesellschaft reise. Und du bist schwarz. Deshalb mußt du mir erlauben, das Notwendige zu tun. Ich werde diese Lappen um dein Gesicht wickeln und nur für den Mund, die Nase und die Augen Löcher lassen. Du bist bei einem Brand schwer verletzt worden. Die Hände mußt du immer unter den Mantel stecken. Auf den Kopf setzen wir dir eine Mütze. Dann kann niemand mehr sehen, daß du schwarz bist. Und keiner kann mich finden.

Vater wartete keine Antwort ab, sondern fing an, Daniels Gesicht mit den Lappen zu umwickeln. Daniel bekam sofort das Gefühl, Vater wolle ihn ersticken, und zerrte an den Stoffetzen, um sie loszuwerden.

- Ich tue nur, was ich tun muß, schrie Vater. Nur für ein paar Tage. Bis wir entkommen sind. Ich habe dir einmal das Leben gerettet. Jetzt kannst du dich revanchieren.

Plötzlich entdeckte Daniel, daß Vater nicht nur Angst hatte und daß sein Gesicht ganz verschwitzt war. Er hatte außerdem

Tränen in den Augen. Daniel hörte auf, an den Fetzen zu zerren. Was auch immer geschehen war, jetzt mußte er Vater helfen. Es gab keinen anderen Ausweg.

Mit einem kleinen Messer, das Vater zwischen seinen Bürsten und Kämmen verwahrte, schnitt er Löcher für Augen, Nase und Mund.

- Steck die Hände weg, sagte er. Daniel tat, wie ihm geheißen.
- Keiner wird vermuten, daß du unter alledem eine schwarze Haut hast. Jetzt müssen wir los.

Sie machten sich auf den Weg. Daniel merkte, daß es bereits unter den Stofflagen zu kratzen anfang. Vater ging schnell, den Koffer in der Hand. Er atmete keuchend und mußte mitunter stehenbleiben, um Luft zu holen. Es war jetzt Morgen, die Wolken hingen tief am Himmel.

- Wenn es nur nicht anfängt zu regnen, sagte Vater. Dann verliere ich den Verstand.

Daniel antwortete nicht. Er konnte nicht sprechen. Er konnte durch den Mund atmen, die Lippen aber nicht bewegen.

Der Wald wich immer mehr zurück, bald waren sie von offenen Feldern umgeben. Dann und wann blieb Vater stehen, um Atem zu schöpfen. Aber gleichzeitig horchte er und drehte sich ständig um und sah zurück. Daniel überlegte immer noch, wer sie wohl verfolgte.

Sie waren an eine Wegkreuzung gekommen, als Vater plötzlich einen Wagen bemerkte, der sich näherte. Er hob den Hut und rief etwas. Der Mann, der an den Zügeln saß, hielt das Pferd an. Auf der Ladefläche lagen große Mehlsäcke.

- Meinem Sohn ist ein Unglück zugestoßen, sagte Vater. Er hat schwere Verbrennungen im Gesicht. Wir sind unterwegs in die Stadt und zu den Ärzten.

Der Mann mit den Zügel starrte Daniel entsetzt an.

- Du mußt jammern, flüsterte Vater. Winseln und röcheln.

Daniel wimmerte. Der Mann schüttelte den Kopf.

- Hat sich der Junge das Gesicht verbrannt? Dann lebt er nicht mehr lange.

Vater hob Daniel auf die Säcke und kletterte selber hinterher. Mit einem Schnalzen versetzte der Mann die Pferde in Trab.

- Ich werde selbstverständlich für die Mühe bezahlen, sagte Vater. Wenn es möglich wäre, würden wir gern bis hinunter zum Stadsgårdshafen mitfahren.

Der Mann drehte sich überrascht um.

- Gibt es dort Ärzte? Gibt es bei den Hafenarbeitern ein Krankenhaus?

Vater antwortete nicht. Statt dessen kramte er einen Geldschein hervor und steckte ihn dem Mann in die Manteltasche.

Als sie in die Stadt kamen, forderte Vater Daniel auf, sich hinzulegen und den Mantel über den Kopf zu ziehen. Er gehorchte. Der Mann mit den Zügeln drehte sich um.

- Ist er tot? fragte er.

- Er wird durchkommen, sagte Vater. Aber ich bin müde und mag keine Fragen beantworten.

- Ich heiße Eriksson, sagte der Mann. Meine Pferde heißen Storch und Riese. Das sind keine besonders guten Namen. Aber mir sind nie gute Namen eingefallen, obwohl mir viele Pferde gehört haben.

- Mein Name ist Hult, sagte Vater. Ich komme aus Västerås, und dort verkaufe ich Eisenwaren. Mein Sohn, mein einziger Sohn, der hier liegt, heißt Olle.

Daniel lauschte. Aber nichts von dem, was Vater sagte, überraschte ihn mehr. Nachdem er die Wüste verlassen hatte

und übers Meer gefahren war, war er ein Teil einer Geschichte geworden: der Erzählung, die Vater in seinem Kopf hatte und an der eigentlich nichts wahr war. Daniel überlegte, was passieren würde, wenn er auf der Ladefläche aufstehen und alle Stofflappen abreißen würde. Dann würde es keine Erzählung mehr geben. Dann wäre er wieder er selber.

Aber wer wäre Vater dann?

Er lag da und sah zum Himmel auf. Kiko hatte ihn gelehrt, daß ein Jäger immer Geduld haben müsse, immer bereit sein müsse, auf den richtigen Moment zu warten. Daniel fühlte sich wie ein Jäger, der wartete. Schließlich würde der Moment eintreffen, in dem er endlich lernen würde, auf dem Wasser zu gehen.

Es war schon Abend, als sie ankamen. Als die Pferde stehenblieben, nahm Daniel den Geruch von Wasser wahr. Aber als er sich aufrichten wollte, drückte Vater ihn wieder herunter.

- Du bleibst am besten liegen, sagte er leise. Wenigstens noch eine Weile, bis es richtig dunkel ist.

Der Mann mit den Zügeln musterte ihn besorgt.

- Ich finde, er ist blasser geworden, sagte er. Ist es der Tod, der kommt?

- Wie können Sie sehen, daß er blasser geworden ist, entgegnete Vater. Sein Gesicht ist doch mit Verbänden umwickelt?

- Es ist, als könnte man es trotzdem sehen, sagte Eriksson. Aber ich werde nicht fragen. Nur muß ich jetzt weiter. Das Mehl muß abgeladen werden. Und ich habe noch ein Stück zu fahren.

Vater zog noch ein paar Scheine aus der Tasche. Daniel ahnte, daß das Geld, das er von Wickberg bekommen hatte, bald zu Ende sein würde. Es wunderte ihn, daß diese Papierstücke einen so großen Wert haben konnten.

- Ich brauche Hilfe, sagte Vater. In wenigen Stunden geht ein

Passagierdampfer nach Kalmar. Wir brauchen eine Kabine.

- Kalmar?

- Dort gibt es einen hervorragenden Hautarzt, sagte Vater. Den besten im ganzen Land. Er wird oft an die Königshöfe in ganz Europa gerufen.

Der Mann schüttelte zweifelnd den Kopf.

- Wird der Junge die Reise überstehen?

- Das muß er. Ich passe auf die Pferde und das Mehl auf, wenn Sie so freundlich sind, uns Fahrkarten und eine Kabine zu besorgen.

Eriksson verschwand in die Dunkelheit hinaus.

- Bald ist es vorbei, sagte Vater. Hauptsache, wir kommen hier weg.

- Es kratzt, sagte Daniel.

- Ich verstehe. Aber bald. Wenn wir erst an Bord sind und die Tür unserer Kabine geschlossen haben. Dann werde ich dir die Binden abnehmen und erklären, was geschehen ist. Alles wird gut. Wir haben ein neues Leben angefangen.

Als Eriksson wiederkam, hielt er die Fahrkarten in der Hand. Vater gab ihm einen weiteren Schein und bat ihn, bis an den Landungssteg vorzufahren. Das Schiff lag von Gaslampen erleuchtet da.

- Ich habe gesagt, es wäre für Herrn Hult und seinen Sohn, sagte Eriksson.

- Stimmt genau, erwiderte Vater. Sie sind ein kluger Mann. Und Ihre Pferde haben schöne Namen. Ungewöhnliche. Aber schöne.

Als sie bei dem Schiff ankamen, gebot Vater Daniel, im Wagen zu warten. Am Landungssteg stand ein Mann in Uniform und kontrollierte die Fahrkarten der Passagiere. Auf dem

Vordeck war man dabei, Gepäck einzuladen. Vater ging zu dem Uniformierten hin und redete mit ihm. Eriksson stand da und strich einem der Pferde über den Rücken, während er Daniel ansah.

- Es ist bestimmt nicht leicht, sagte er. Es muß sehr weh tun. Aber du bist geduldig.

- Ich heiße Olle, sagte Daniel. Ich glaube an Gott. Eriksson nickte bedächtig.

- Das ist sicher das Beste. Auch wenn es nicht hilft, so ist es schließlich das einzige, was einem bleibt. Die Hoffnung. Und jemand, der Gott genannt wird.

Vater kam zurück.

- Steck die Hände weg, flüsterte er. Eriksson hob Daniel herunter.

- Ich hoffe, es wird gutgehen, sagte Eriksson.

Vater nickte und reichte ihm einen seiner letzten Scheine. Der Mann am Landungssteg wiegte besorgt den Kopf, als er Daniels verbundenes Gesicht sah.

- Südlich von Landsort kann es schwere See geben, sagte er. Verträge der Junge den Seegang?

- Ich habe ihm Medizin gegeben, sagte Vater. Er wird schlafen.

Sie kamen in die Kajüte hinunter, und Vater schloß die Tür und ließ sich ermattet auf die Kojen sinken. Die Kabine war eng. Daniel erinnerte sich daran, wie sie während der langen Reise aus der Wüste auf dem Schiff gewohnt hatten.

Plötzlich begann sein Herz wie rasend zu schlagen. Sollte es möglich sein, daß sie auf dem Weg zurück in die Wüste waren? Daß er gar nicht lernen mußte, wie man auf dem Wasser geht?

- Du bist tüchtig gewesen, sagte Vater und begann, den Stoff abzulösen, der an Daniels verschwitztem Gesicht klebte. Du bist sehr tüchtig gewesen, und das werde ich dir nie vergessen.

Daniel wartete. Aber Vater verlor immer noch kein Wort darüber, wohin sie unterwegs waren.

Ein Ruck ging durch den Schiffskörper. Die losgemachten Leinen knallten, und Kommandos flogen durch die Luft. Dann fing das Schiff an zu vibrieren.

Daniel hatte sich neben Vater gesetzt. Jetzt wird er erzählen, dachte Daniel. Aber Vater schlug nur die Hände vors Gesicht und begann lautlos zu weinen.

Sie hatten Fahrkarten bis Kalmar. Aber sie stiegen schon am Abend vor der Ankunft aus, als das Schiff am Slottsholmen in Västervik angelegt hatte. Da es dunkel war, blieb Daniel der Verband im Gesicht erspart. Während Vater in der Dunkelheit losging, um jemanden zu finden, der Pferd und Wagen hatte, saß er da und bewachte das Gepäck. Ein einsamer Hund strich um seine Beine, verschwand aber bald in der Finsternis. Ein leichter Nieselregen fiel. Es war vollkommen windstill. Nur wenige Menschen stiegen aus und ein. Am Landungssteg gab es Streit, als einem Betrunkenen der Zutritt verweigert wurde, obwohl er eine Fahrkarte besaß. Schließlich trollte er sich fluchend und verschwand wie die anderen in der Dunkelheit, die alle zu verschlingen schien.

Daniel spürte den kalten Wind vom Meer. Er brachte denselben Geruch mit, den er an jenem Abend wahrgenommen hatte, an dem er schnurstracks ins Wasser hinausgegangen war und gehofft hatte zu sterben. Auch wenn es erst ein paar Tage her war, kam es ihm vor, als hätte er es geträumt. Während der Schiffsreise hatte Vater kein einziges Wort gesagt. Er hatte ein Schweigen mit sich herumgeschleppt, das schließlich zu einer Maske auf seinem Gesicht erstarrt war. Es war ein Schweigen, das Daniel nicht zu durchdringen vermochte. Was Vater dachte, konnte er nicht einmal ahnen. Hin und wieder war er in Tränen ausgebrochen. Aber es waren nur kurze Anfälle gewesen. Daniel hatte gewartet. Er wußte immer noch nicht, wo sie sich befanden oder wohin sie unterwegs waren.

Während der Reise war es ihm nicht gestattet, die Kabine zu verlassen. Es hatte sie auch niemand außer Vater betreten. Er hatte ihm Essen gebracht und dann die leeren Teller

weggetragen. In der ersten Nacht hatte es heftig geschaukelt, und Vater war seekrank geworden und hatte sich mehrmals übergeben. Aber Daniel hatte in seiner Kojе gelegen und sich vorgestellt, er sei ein sehr kleines Kind, das auf Bes Rücken dahinschaukelte, in ein Tuch gehüllt, das nach ihrem Körper roch. Mitunter hatte das Schiff stark gezittert, wenn sie von einer großen Welle erfaßt wurden. Ein paar Stunden lang hatten sie still gelegen und darauf gewartet, daß der Sturm sich legte. Daniel hatte an Deck Kühe brüllen gehört und in der Nachbarkabine stöhnende Menschen. Aber er war vollständig ruhig gewesen. Er hatte gewartet. Es gab für ihn keine andere Erklärung, als daß sie sich jetzt wieder auf dem Weg zurück übers Meer befanden. Der Aufbruch war sehr plötzlich gekommen. Daniel hatte geschlafen und von dem Duft gebratenen Fleisches geträumt, als Vater ihn wach gerüttelt hatte.

- Wir müssen bald aussteigen, sagte er. Du ziehst dich am besten gleich an.

Daniel hatte durch das vergoldete Bullauge gespäht. Draußen war es schwarz. Die Wellen waren bis zu seinem Gesicht hochgeschlagen und gegen die Fensterscheibe geprallt. Irgend etwas machte, daß er sofort Bauchweh bekam. Die Reise ging viel zu schnell. Außerdem war es zu kalt. Als er die Hand gegen die Scheibe drückte, an deren Außenseite die Wassertropfen herunterliefen, spürte er die Kälte. Er drehte sich um und sah Vater an, der gerade einen der Koffer zuklappte.

- Sind wir da? fragte Daniel.

- Wir werden gleich aussteigen, antwortete Vater. In einer Stadt, die Västervik heißt. Von dort aus geht die Reise dann weiter.

Vater verschloß den Koffer und richtete sich auf. Daniel sah an seinen Augen, daß er getrunken hatte.

- Wir haben ein neues Leben angefangen, sagte er. Aber jetzt

werden wir dieses Schiff verlassen. Alles wird gut.

Vater verschwand in der Dunkelheit. Der Landungssteg wurde eingeholt, und das Schiff wendete langsam in dem engen Hafenbecken und verschwand in der Dunkelheit. Das letzte, was Daniel sah, war die weiße Laterne, die ganz oben am vorderen Mast hing. Der Kai war jetzt menschenleer. Vater war fort. Der einsame Hund kam zurück und schnupperte an seinem Bein. Aber als er versuchte ihn zu streicheln, zuckte er zurück und verschwand.

Daniel dachte plötzlich, daß Vater ihn vielleicht verlassen hätte. Auf dieselbe Art wie der Hund und das Schiff. Einfach in die Finsternis eingetaucht. Er war jetzt ganz allein. Allein mit dem Gepäck und der Dunkelheit und dem Nieselregen. Er dachte an die Menschen in der Wüste, die alt gewesen und gestorben waren. Wenn sie fühlten, daß die Zeit gekommen war, zogen sie sich zurück. Manche legten sich in die Hütten, andere in den Schatten, und Daniel erinnerte sich an einen alten Mann, sein Name war ihm entfallen, der sich gegen einen Felsen gelehnt hatte. Und dort war er über eine Woche sitzen geblieben, ohne zu essen, zu trinken oder zu sprechen, bis er starb. Vielleicht sollte Daniel sich darauf gefaßt machen, daß ihm dasselbe bevorstand. Wenn die Sonne aufginge, würde er auf den Koffern sitzen und nichts anderes tun als zu warten, bis das Herz einen letzten Schlag täte und er tot wäre.

Der Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen. Er sprang vom Gepäck auf, warf die Decke ab und lief in die Richtung davon, in der Vater verschwunden war. Er wollte nicht sterben, noch nicht, nicht hier. Ohne Vater würde er nie in die Wüste zurückkommen. Er würde sterben, ohne daß irgend jemand davon erführe. Be und Kiko würden vergebens suchen, ohne ihn jemals finden zu können.

In der Dunkelheit rannte er geradewegs in jemanden hinein.

Vater. Hinter ihm kam ein klappernder Wagen, gezogen von einem Pferd.

- Ich habe dir doch gesagt, du sollst das Gepäck bewachen. Was tust du hier?

- Ich habe dich gehört. Vater packte ihn hart am Arm.

- Wir müssen sofort los. Wenn es Morgen wird, müssen wir schon weit weg von hier sein. Wir sind bereits verspätet. Ich habe nichts anderes auftreiben können als dieses Pferd. Und es wirkt schwach.

Der Mann, der auf dem Kutschbock saß, hatte nur ein Auge. Er war alt, und seine Unterlippe hing herab. Er sah Daniel an, als würde es ihn eigentlich gar nicht geben. Vater lud das Gepäck auf, und Daniel kletterte hoch und hockte sich auf die Koffer. Vater bestieg den Kutschbock und legte sich einen abgeschabten Pelz um die Schultern.

Sie verließen die Stadt und machten nach ein paar Stunden mitten in einem Wald Rast. Als andere Pferdefuhrwerke auf der Straße ankamen, zog Vater Daniel mit sich zwischen die Bäume.

- Wohin wollen wir? fragte Daniel noch einmal. Da war es schon Nachmittag geworden.

- Wir sind bald am Ziel, antwortete Vater. Morgen abend. Wenn nur das verdammte Pferd nicht stürzt.

Als es schon fast dunkel war, fuhren sie weiter. Hin und wieder sah Daniel links von der Straße das Meer schimmern. Aber die Entfernung war so groß, daß der Geruch des Wassers nicht bis zu ihm vordrang. Das einzige, was er roch, war die Angst aus Vaters Körper. Er saß stumm auf dem Kutschbock, und als Daniel ihn von hinten betrachtete, den Pelz, der auf seinen Schultern ruhte, dachte er, sein Vater würde sich langsam in ein Tier verwandeln.

Daniel schlief, als sie in Simrishamn einrollten. Er wurde

wach, als der Wagen anhielt. Als er sich aufsetzte, am ganzen Körper wie zerschlagen, erkannte er trotz der Dunkelheit das Haus, in dem sie die erste Nacht verbracht hatten, nachdem sie den Kohlenschlepper verlassen hatten und an Land gegangen waren. Am liebsten hätte er laut geschrien. Er hatte recht gehabt. Sie waren also auf dem Rückweg. Hier gab es ein Schiff, das auf sie wartete und sie übers Meer zurückbringen würde. Vater drehte sich um. Daniel konnte dem Impuls nicht widerstehen, sich ihm an den Hals zu werfen. Das hatte er noch nie getan. Vater schrak zurück, als fürchte er, Daniel wolle ihn beißen. Er schob ihn von sich weg.

- Ich werde fragen, ob ein Zimmer frei ist, sagte er. Ich kann nicht bezahlen. Aber ich kann sagen, du wärst krank.

Er holte die Binden aus der Tasche.

- Wimmere vor Schmerz, wenn dich jemand sieht. Ich werde dich hineintragen.

Daniel nickte. Er hatte die Worte verstanden. Aber nicht, was sie bedeuteten.

Vater bezahlte den Mann mit dem Pferd. Das Gepäck wurde abgeladen, und der Wagen rollte davon. Daniel umwickelte seinen Kopf mit den Binden. Als Vater herauskam, begleitete ihn der Besitzer. Dieser war halbnackt und hielt eine Laterne in der Hand.

- Ist er gestürzt? fragte der Mann.

- Einen Steilhang hinunter.

Der Mann mit der Laterne war beunruhigt.

- Er wird doch nicht sterben? Orte, an denen Leute sterben, geraten sofort in Verruf.

- Er stirbt nicht.

- Aber er jammert, als wäre er gleich hinüber. Daniel verstand und hörte sofort auf zu wimmern.

- Alles, was er braucht, ist Schlaf, sagte Vater. Ich garantiere

dafür, daß er nicht stirbt.

Der Mann mit der Laterne nickte zögernd. Dann brüllte er einen Befehl, und ein Knecht, der unter einer Treppe geschlafen hatte, kam angestolpert.

- Trag das Gepäck in das Zimmer mit dem Ofen.

Sie bekamen dasselbe Zimmer wie beim vorigen Mal. Vater ließ sich schwer aufs Bett sinken, nachdem er Daniel die Treppe hinaufgetragen hatte. Daniel sah, daß er sehr müde war.

- Wann fahren wir weiter? fragte er. Vater sah ihn lange an, bevor er antwortete.

- Morgen, sagte er. Morgen brechen wir auf. Nimm den Verband ab. Leg dich hin und schlaf.

Daniel kuschelte sich eng an Vaters Rücken. Alles war jetzt anders. Was mit der Frau mit den Knöpfen passiert war, wußte er nicht. Aber es mußte etwas Gutes daran sein, denn es hatte Vater zu der Einsicht gebracht, daß sie in die Wüste zurückkehren mußten.

In dieser Nacht fand Daniel keinen Schlaf. Immer wieder stand er auf, stellte sich ans Fenster und sah in den Hof hinunter, in dem die beiden Mädchen seilgesprungen waren. Eine einsame Laterne hing an dem Tor zur Straße. Jetzt fühlte er sich ganz ruhig.

- Ich komme bald, flüsterte er. Ich komme bald wieder nach Hause.

Als Daniel am folgenden Tag aufwachte, war Vater weg. Draußen ging ein Sturzregen nieder. Die Tropfen trommelten gegen die Fensterscheibe. Daniel blieb noch im Bett liegen. Er meinte, Vater vor sich sehen zu können, wie er nach einem Schiff und einem Kapitän suchte. Bald würden sie unterwegs

sein. Er sprang aus dem Bett und ging zum Fenster. Der gepflasterte Hof war voller Wasser. Daniel kehrte wieder ins Bett zurück. Es war, als würde das Haus sich mehr und mehr in ein Schiff verwandeln. Das Bett bewegte sich, die Vorhänge flatterten, als ob das Schiff langsam anfangen zu rollen. Er versuchte sich an all das zu erinnern, was geschehen war, seit er das erste Mal hier in diesem Bett gelegen hatte. Aber alle Erinnerungen waren wie weggeblasen. Er sah sich selber bereits, nur mit einem Schurz um die Hüften, zusammen mit seiner Familie unterwegs in der Wüste.

Er schlief wieder ein, und als er die Augen aufschlug, stand Vater am Bett. An seiner Seite ein anderer Mann, der mit freundlichen Augen lächelte.

- Das ist Doktor Madsen, sagte Vater. Er arbeitet hier am Krankenhaus. Wir haben ihn in der Stadt kennengelernt, in der wir einen Mann besuchten, der im Bett lag und uns Geld gab. Erinnerst du dich?

Daniel erinnerte sich vage. Nicht an den Mann im Bett. Aber an eine Frau, die eine Tür zu fest zugeschlagen hatte.

- Wir werden zusammen eine Reise machen, fuhr Vater fort. Wir werden losfahren, sobald es nicht mehr regnet. Wir werden am Ziel sein, ehe es Abend ist.

- Auf dem Meer? fragte Daniel.

Doktor Madsen lächelte. Vater schüttelte den Kopf.

- Nein, sagte er, nicht auf dem Meer. Noch einmal werden wir mit dem Pferdewagen fahren. Aber die Reise ist nicht lang.

Daniel stieg aus dem Bett und kleidete sich an. Es hatte aufgehört zu regnen. Als er aus dem Fenster blickte, sah er die beiden Mädchen. Er winkte ihnen zu. Aber sie bemerkten ihn nicht. Sie hatten kein Springseil bei sich.

Dann saßen sie wieder in einem Wagen. Sie rollten aus der Stadt

heraus. Daniel hätte gern gewußt, wohin sie unterwegs waren. Rings um ihn her lagen braune Äcker. Hier und da standen vereinzelte Bäume, über ihnen lärmten schwarze Vogelschwärme. Auf einigen von den Äckern sah man Wagen mit Pferden, und Menschen krochen auf der Erde herum. Vater schüttelte den Kopf.

- Kann man sich etwas Schlimmeres vorstellen? Als bis zum Hals im Matsch zu liegen und Rüben zu ernten?

- Viele von ihnen sind Polen, erwiderte Madsen. Sie kommen die Saison über her. Leben bei den Schweinen in den Ställen. Kriegen denselben Fraß wie sie. Trotzdem streiten sie sich um die Arbeit.

- Lehm, murmelte Vater. All dieser Lehm, durch den man kriechen muß. Von Anfang bis Ende.

- Ich dachte, Sie wollten in den Sand zurückkehren, sagte Madsen.

Vater warf Madsen einen Blick zu, der nickte und nichts weiter sagte. Daniel überlegte, warum. Irgend etwas machte, daß es ihm einen Stich versetzte und sein Magen sich verkrampfte. Warum wollte Vater nicht über die Wüste sprechen?

Schweigend fuhren sie weiter. Über den Bäumen zankten und kreischten die Vogelschwärme. Die Menschen krochen durch den Lehm. In der Ferne hörte man Kirchenglocken. Daniel merkte, daß die Landschaft ihn erschreckte. Nirgends gab es Wasser. Nur diesen glitschigen Lehm, der unter den Schuhen klumpte und sie noch schwerer zu tragen machte. Da war etwas, das machte, daß gerade diese Reise nicht so war wie die anderen.

Daniel versuchte, an das zu denken, was Vater gesagt hatte. *Sie würden ein neues Leben anfangen. Ein Leben, das besser sein würde.* Das einzige Leben, das besser sein könnte, gab es in der Wüste. Dahin mußten sie fahren. Daniel wußte, daß er Kiko und Be wiederfinden würde. Auch wenn sie tot waren, würde er

sie aufspüren, und es würde dort andere Familien geben, denen er sich auf ihren Wanderungen anschließen könnte.

Er sprang vom Wagen, um sich die Beine zu vertreten.

Sofort hing der Lehm in Klumpen unter seinen Schuhen. Er zog sie aus und lief barfuß.

- Es ist zu kalt, sagte Vater. Du wirst dich erkälten.

- Der Junge ist gesund, sagte Madsen. Er kommt schon zurecht.

Daniel blieb stehen und beobachtete einen Raubvogel, der völlig regungslos in der Luft stand. Dann stieß er herab und erlegte nur wenige Meter vor ihm eine Maus. Das Pferd scheute, als der Vogel im Sturzflug herunterkam. Der Kutscher riß an den Zügeln. Der Vogel, der ein braunes Gefieder hatte, flatterte mit seiner Beute davon.

- Ein Bussard, sagte Madsen. Hier finden sie genug Nahrung. Von Jahr zu Jahr werden es mehr.

- In diesem Moment fühle ich mich am ehesten wie die Maus, sagte Vater. Noch vor wenigen Tagen war es umgekehrt. Alles kann sich sehr schnell ändern.

Madsen nickte, aber er erwiderte nichts. Daniel wartete vergeblich auf eine Fortsetzung, die nicht kam.

Am Nachmittag bogen sie von der Hauptstraße ab und erreichten ein Dorf, in dem die Häuser niedrig waren und der Lehm sogar die Außentreppen hinaufzukriechen schien. Madsen machte ein Zeichen mit der Hand, und sie bogen noch einmal ab und kamen auf einen Feldweg, der kaum befahrbar war. Vor einem flachen Haus, das sich mit knapper Not aufrecht zu halten schien, machten sie halt. Madsen stieg aus, betrat den gepflasterten Hof und klopfte an die Tür. Ein Mann, der das Hemd über dem Bauch aufgeknöpft hatte, machte ihm die Tür auf. Madsen ging hinein, und die Tür wurde geschlossen. Der

Kutscher war vom Kutschbock gesprungen, er stand zwischen ein paar Sträuchern und pinkelte. Daniel kletterte hinauf zu Vater, der ihn die Zügel halten ließ.

- Jetzt müssen wir nur warten, sagte Vater. Doktor Madsen liebt die Menschen. Deshalb ist er Arzt geworden. Er hätte ein Wissenschaftler werden und an der Universität lehren können. Aber er hat es vorgezogen, in die Provinz zu gehen und Kranke zu heilen.

- Ist jemand krank? fragte Daniel. Da drinnen in dem Haus?

- Er führt ein Gespräch, antwortete Vater. Wir warten, bis er zurückkommt.

- Dann fahren wir weiter?

Vater antwortete nicht. Er kletterte vom Kutschbock herunter und ging den Feldweg entlang. Bald war er so weit gegangen, daß er sich draußen auf dem Acker ausnahm wie ein einsamer Baum. Daniel hielt die Zügel und folgte ihm mit den Augen. Noch immer konnte er nicht in Vaters Gedanken eindringen. Etwas war ganz anders als sonst, aber er wußte nicht, was. Der Kutscher kam zurück und nahm die Zügel. Sein Hosenladen stand offen, und er roch nach Urin.

- Du kleiner schwarzer Satan, sagte er und lächelte höhnisch. Du sollst meine Zügel nicht halten.

Hastig rutschte Daniel vom Kutschbock. Vater stand noch immer regungslos draußen auf dem Acker. Langsam, als hielte er nach etwas Ausschau, sah er sich um. Daniel sprang vom Wagen und lief zu ihm. Als er ihn erreichte, streckte Vater die Hand aus, und Daniel griff gierig danach. Es war schon mehrere Tage her, seit Vater von sich aus seine Hand ausgestreckt hatte.

- Hier ist es einsam, sagte Vater. Einsam wie in der Wüste. Es ist, als würden Himmel und Erde verschmelzen. Man weiß nicht, wo das eine anfängt und wo das andere endet.

Daniel verstand nicht, was er meinte. Er wußte, was die Worte

bedeuteten, *Himmel* und *Erde*, aber nicht, was Vater erzählen wollte.

Die Eingangstür schlug. Von fern sahen sie Madsen heraustreten. Vater hielt ihn weiter an der Hand. Als sie sich dem Haus näherten, war Madsen nicht allein. An seiner Seite standen ein Mann und eine Frau. Sie trugen graue Kleider und hatten bleiche Gesichter. Aber sie lächelten Daniel zu.

- Es geht in Ordnung, sagte Madsen. Zehn Reichstaler im Monat. Es sind gute Menschen. Edvin und Alma Andersson. Ich habe die Frau einmal von einem Halsgeschwür befreit.

- Ich wäre gestorben, sagte die Frau. Aber er hat es aufgeschnitten, ohne mich umzubringen.

Vater ließ Daniels Hand los.

- Geh dein Springseil holen.

- Ich will nicht hüpfen, sagte Daniel.

Jetzt war ihm wieder bange geworden. Vater war weit weg, obwohl er dicht neben ihm stand.

- Tu, was ich dir sage, sagte Vater ungeduldig. Es dauert nur einen Augenblick.

- Fahren wir dann weiter? Vater antwortete nicht.

- Hol das Seil, sagte er nur. Du hast in den letzten Tagen viel zu lange still gesessen. Das tut einem Kind nicht gut.

Daniel ging das Seil holen, das im Wagen lag. Der Kutscher stand da und strich dem Pferd über die Mähne.

- Du kleiner schwarzer Satan, zischte er. Ich weiß doch, wie die Brut des Teufels aussieht.

Daniel nahm das Seil und ging den Feldweg hinunter. Er sah, wie Vater den beiden die Hände schüttelte, und ihm wurde klar, daß eine große Gefahr drohte. Aber von wo, das wußte er nicht. Er versuchte zu hüpfen, stolperte aber und fiel hin. Das Seil wand sich wie eine Schlange um sein Bein. Seine Füße waren schon grau vom Lehm. Ihn fror.

Vater rief nach ihm, und er kehrte um. Er zerrte an dem Seil und hoffte, es würde reißen.

Vater lächelte. Aber es war ein gefährliches Lächeln.

- Ich werde mich auf eine Reise begeben, sagte er. Eine kürzere Reise. Ich bin bald wieder da. Unterdessen wirst du hier wohnen. Bei Edvin und Alma. Sie sind gute Menschen, und sie werden dich in ihre Obhut nehmen. Was habe ich dir beigebracht zu sagen?

- *Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.*

- Richtig. Und du wirst hier wohnen, bis ich wiederkomme.

Daniel fühlte die Furcht wachsen.

- Morgen? fragte er.

Die Tränen hatten angefangen zu fließen. Es war wieder der geheime Fluß, der die Dämme durchbrochen hatte. Die Flut von Schmerz, die alle Menschen in sich haben, die Flut, von der Be erzählt hatte.

- Vielleicht nicht morgen. Aber bald.

Plötzlich war Daniel klar, daß Vater schon jetzt verschwinden würde. Es würde ihnen nicht einmal genug Zeit bleiben, um ordentlich Abschied zu nehmen. Madsen war zum Wagen gegangen, und da blieb er stehen und wartete.

Daniel schrie auf und klammerte sich an Vater fest. Verschwand er, wäre alles verloren. Vater würde ihn verlassen, er log, wenn er sagte, er würde wiederkommen. Er hatte ihn hierher gebracht, so weit weg vom Meer wie möglich.

- Nimm dich zusammen, sagte Vater. Es ist zu deinem eigenen Besten.

Daniel schrie. Er war wie ein Tier, das zur Schlachtbank geführt wird. Als Vater versuchte, seinen Klammergriff zu lösen, verbiß Daniel sich in seinem Handgelenk. Vater zuckte zurück und stürzte in den Lehm. Der Mann, der Edvin hieß, zog an Daniel, aber der ließ nicht locker. Die Zähne waren der letzte

Halt im Leben, der ihm noch blieb.

Aber er schaffte es nicht. Vater erhob sich aus dem Lehm. Von seinem Handgelenk floß Blut.

- So geht das nicht, sagte die Frau erregt. Der Junge trauert.

- Es geht hervorragend, sagte Vater. Abschiede sind immer dramatisch.

- Man sollte ihm die Wahrheit sagen, sagte der Mann, der Daniels Arme festhielt. Man sollte ihm über die Dauer der Reise die Wahrheit sagen.

- Er weiß, daß ich wiederkomme. Sobald ich weg bin, wird er sich beruhigen.

Daniel merkte, daß der Griff um seine Arme schwächer wurde. Er riß sich los und klammerte sich wieder an Vater. Jetzt wußte er, daß die Hände nicht ausreichten. Er mußte die Zähne in ihn schlagen, es machen wie das verzweifelte Tier, sich festbeißen, und er versuchte, mit den Zähnen an Vaters Hals heranzukommen. Doch Vater schlug ihn so hart ins Gesicht, daß er hinfiel. Der Schlag hatte die Nase getroffen, und er fing an zu bluten.

- Jetzt beruhigst du dich, schrie Vater. Ich tue alles für dich. Ich will, daß du hier wohnst, bis ich wiederkomme.

- Das geht nicht, schrie die Frau.

- Es geht, sagte Vater. Wenn ich erst fort bin, wird er sich beruhigen.

Dann drehte er sich um und ging auf den Wagen zu. Er hielt ein Taschentuch gegen das blutende Handgelenk gedrückt. Daniel versuchte ihm nachzulaufen. Aber der Mann, der hinter ihm stand, packte ihn an den Armen. Der Wagen rollte davon. Vater drehte sich nicht um. Daniel hatte aufgehört zu schreien. Jetzt wimmerte er, aber leise, als wäre er schon zum Sterben in ein Dickicht gekrochen.

Er machte die Augen zu.

Das letzte, was er von Vater sah, war ein Bild hinter seinen Lidern. Er hielt ein Gewehr in den Händen und zielte auf eine Antilope, die sich mitten im Sprung befand.

Der Schuß wurde abgefeuert.

Die Antilope war fort.

Daniel schlug die Augen auf.

Der Wagen war verschwunden.

Ein Vogelschwarm zeterte über einem einsamen Baum weit draußen auf einem Acker.

In diesem Augenblick wälzte der Nebel sich heran und umhüllte alles mit seinem weißen Schweigen.

TEIL III

DER SOHN DES WINDES

21

Eines Morgens, als Daniel aufwachte, war der Boden ganz weiß. Erst glaubte er, daß er träumte, daß er noch schlief und daß er sich wieder in der Wüste befände. Aber als er die schwarzen Vögel sah, die sich über dem Misthaufen zankten, und dann hinaus in den Hof trat und mit bloßen Füßen auf der kalten weißen Decke herumtrampelte, wußte er, daß er doch bei Edvin und Alma war. Er ging quer über den Hof, die Kälte drang sehr rasch in seinen Körper ein, und er sah, daß die Spuren denen glichen, die er im warmen Sand hinterlassen hatte.

In dem kalten Weißen hinterließ er genau die gleichen Spuren wie in dem warmen Weißen. Es war ihm ein Rätsel, wie das möglich war.

In diesem Moment war Alma auf den Hof hinausgetreten und hatte ihn entdeckt.

- Du kannst nicht barfuß gehen bei Frost, rief sie. Zieh dir die Schuhe an.

Während der Zeit, die vergangen war, seit Vater verschwand, war Daniel klar geworden, daß Alma sich vor ihm fürchtete. Sie mochte ihn gern, strich ihm manchmal übers Haar, besonders, wenn es keiner sah, aber sie hatte Angst. Daniel konnte sich nicht erklären, wieso. Sie vermied es, ihm in die Augen zu sehen, und wenn sie dachte, er merke es nicht, beobachtete sie ihn.

Mit Alma teilte Daniel ein Geheimnis. Dessen war er sich sicher. Aber er wußte immer noch nicht, worum es sich eigentlich handelte.

Edvin erschien auf der Treppe.

- Steht der Junge barfuß im Schnee, sagte er. Wieso sagst du ihm nicht, daß er sich die Schuhe anziehen soll?

- Das habe ich schon gemacht. Aber er rührt sich nicht. Als Edvin herauskam, hatten sich Daniels Füße bereits in Eisklumpen verwandelt. Er wollte ins Haus laufen und sich neben dem Feuer zusammenkauern, das in der Küche brannte. Aber etwas machte, daß er stehen blieb. Das Weiße und Kalte unter seinen Füßen zog ihn an. Die Erde begehrte ihn, sie wollte ihn haben.

- Er kann da nicht stehen bleiben, sagte Alma. Sonst erfriert er.

Edvin schüttelte den Kopf.

- Wie soll man verstehen, was er denkt? Dann ging er durch das Weiße zu Daniel hin.

- Du kannst bei Frost nicht barfuß herumlaufen, sagte er. Fühlst du nicht, wie alles friert?

Daniel zitterte am ganzen Körper. Er versuchte, sich still zu halten, aber es gelang ihm nicht.

- Jetzt gehen wir hinein, sagte Edvin.

Er griff nach Daniels Hand. Aber Daniel rührte sich nicht vom Fleck. Am Küchenfenster sah Daniel die beiden Mägde und den Knecht, die gerade beim Frühstücken waren. Jetzt starrten sie neugierig auf das, was draußen auf dem Hof vorging.

- Du mußt ihn ins Haus tragen, sagte Alma.

- Er muß gehorchen lernen. Wenn wir ihm sagen, er soll hineingehen, dann muß er das tun. Ich begreife nicht, wieso er keine Schuhe an den Füßen haben will.

- Was spielt es für eine Rolle, was du begreifst oder nicht? Er kann nicht einfach dastehen und erfrieren.

Edvin nahm Daniel in die Arme und trug ihn ins Haus. In der Küche wickelte Alma ihn in eine Decke und fing an, ihm die Füße zu massieren. Sie hatte starke Hände. Daniel mochte es

gern, wenn sie ihn fest anpackte. Es war fast so, als wären es Bes Hände, die ihn berührten.

- Was hat er draußen gemacht? fragte die Magd, die Serja hieß und aus Polen stammte. Sie sprach ein sehr unbeholfenes Schwedisch. Mehrmals hatte Daniel gehört, daß Alma sie schalt und sagte, sie sei faul. Sie solle sich ein Beispiel an Daniel nehmen, der schon viel besser sprechen könne als sie. Und dabei sei er schwarz und käme von weit her.

- Schwatz nicht soviel, sagte Edvin. Die Kühe warten. Die Mägde und der Knecht verschwanden. Alma knetete Daniels Füße. Edvin saß auf einem Stuhl am Holztisch und starrte auf seine Hände.

Daniel schaute ins Feuer. Tief da drinnen zwischen den Flammen war eine andere Welt. Er konnte Be und Kiko sehen, er konnte die Schlangen sehen, die durch den Sand glitten, da waren die Wolken und der Regen und der Felsen, an dem die Antilope mitten im Sprung erstarrt war.

Dieser Gedanke ließ ihn zusammenzucken. Die Antilope war an der Felswand mitten in ihrem Sprung steckengeblieben. Auf die gleiche Weise, wie er selbst beinahe in dem Weißen festgefroren wäre, das den Boden bedeckte. Das mußte bedeuten, daß die Götter ganz in seiner Nähe waren. Irgendwo unter seinen Füßen. Sie waren es, die an ihm gezogen hatten und ihn langsam aus einem Menschen in ein Bild hatten verwandeln wollen, das in eine Felswand geritzt war.

Er riß sich von Alma los, warf die Decke ab und rannte wieder hinaus auf den Hof. Jetzt zog er auch seine Kleider aus, und er stand nackt da draußen, als Alma und Edvin ihn endlich einholten. Daniel sträubte sich, als Edvin ihn packte. Aber Edvin war stark. Er hob Daniel hoch und trug ihn hinein. Daniel versuchte ihn in den Hals zu beißen, aber Edvin hielt ihn von sich weg, so daß er nicht an ihn herankam. Er stellte Daniel neben dem Feuer auf den Boden.

- Jetzt verläßt du das Haus nicht mehr, brüllte er. Nicht ohne Kleider, nicht ohne Schuhe. Du wohnst hier, wir haben die Verantwortung für dich, bis Bengler wiederkommt. Daniel antwortete nicht. Er wußte, daß Vater nicht mehr zurückkommen würde. Gleichzeitig sah er ein, daß Edvin ihn womöglich schlagen würde, wenn er noch einmal hinausrannte. Und das wollte er nicht. Er ließ zu, daß Alma ihn in die Decke packte und wieder anfang, ihm die Füße zu massieren.

- Wenn ich doch nur irgend etwas begreifen würde, sagte Edvin, der sich wieder auf den Stuhl gesetzt hatte. Aber ich kann nicht in seinen Kopf hineinsehen.

- Wir haben die Verantwortung übernommen, sagte Alma. Da spielt es keine Rolle, was wir begreifen oder nicht.

- Aber wie soll man ein Kind erziehen können, das man nicht versteht?

Alma antwortete nicht. Daniel dachte daran, daß er das einzige Kind im Haus war. Alma und Edvin hatten keine eigenen Kinder, obwohl sie schon langsam alt wurden. Vielleicht waren die Kinder schon gestorben, oder sie waren so groß, daß sie weggegangen waren. Er hätte es gern gewußt. Aber noch hatte er nicht den Mut gehabt zu fragen.

- Wir müssen mit dem Pastor reden, sagte Alma. Vielleicht kann der uns einen Rat geben.

- Was kann Hallen schon begreifen, was wir nicht verstehen?

- Er ist immerhin Pastor.

- Er ist ein schlechter Pastor. Manchmal frage ich mich, ob er wirklich an das glaubt, was er predigt.

- Lästere nicht. Er ist ein Gottesmann. Außerdem ist er nicht hochnäsig.

- Jemand hat gesagt, er sei der Sohn einer Dorfhere oben in Småland.

- Lästere nicht. Ich will, daß du mit ihm sprichst. Edvin stand

vom Tisch auf.

- Vielleicht wird es besser, wenn er in die Schule kommt. So wie es jetzt ist, geht es nicht weiter.

Alma rieb und knetete.

- Wir müssen Geduld haben, sagte sie. Und wir müssen der Geduld Zeit geben.

Daniel sah wieder ins Feuer. Die Flammen tanzten. Wenn er die Augen schloß, ging der Tanz hinter den Lidern weiter. Die Kälte hatte ihn müde gemacht. Seit Vater verschwunden war, war Daniel jede Nacht aufgewacht. Er hatte oft geträumt, Vater stünde vor dem Haus, doch keiner hörte sein Klopfen. Aber wenn er im Dunkeln die Augen aufschlug, stand niemand draußen vor der Tür. Da waren nur der schnarchende Knecht, die Mägde und er selbst, der allein in einer Ecke der Küche schlief.

Edvin ging hinaus. Daniel machte die Augen zu. Alma rieb seine Füße. Daniel versuchte, Vater vor sich zu sehen, aber er war fort. Vielleicht lebte er nicht mehr. Dann hätte Daniel zwei Väter verloren. Erst Kiko, und dann Vater. Daniel hatte oft versucht zu verstehen, was an jenem Abend vorgefallen war, als Vater sich auf die Frau mit den Knöpfen gestürzt hatte. Alles, was seitdem geschehen war, der Plan, der geändert worden war, war von etwas beeinflußt gewesen, das passiert war, als Vater und die Frau allein waren. Daniel suchte nach einer Antwort, fand jedoch keine. Wie konnte Vater ihn einfach hier zurücklassen? An einem Ort, wo es kein Meer gab? Das einzige, was es hier gab, waren die Tümpel im Buchenwald und die Wasseransammlungen auf den Äckern, wenn es lange geregnet hatte.

Daniel wußte nicht, wie lange Vater schon fort war. Er wußte, daß es Tage waren, Wochen und Monate. Ganz sicher war er sich nur, daß seit Vaters Verschwinden der Mond viermal voll gewesen war. Es war kälter geworden und die Tage immer

kürzer, und an diesem Morgen hatte sich die Erde verändert. Jetzt war sie weiß.

Während der ersten Tage hatte Daniel nur gedacht, er sei fern vom Meer zurückgelassen worden, um zu sterben. Vielleicht hatte er in dieser Zeit auch gehofft, Vater würde wiederkommen. Aber spät an einem Abend, an dem Edvin sich betrunken hatte, hatte Daniel ein Gespräch zwischen ihm und Alma in der Kammer belauscht. Sie hatten über Vater gesprochen. Die erste Zahlung von zehn Reichstalern war eingetroffen. Sie war an den Organisten Hornmann geschickt worden, der die Nachlaßverzeichnisse erstellte und ein ehrlicher Mann war. Edvin hatte gesagt, Vater würde vermutlich nie wieder auftauchen. Aber solange das Geld pünktlich kam, mußten sie sich keine Sorgen machen. Alma hatte nach der Zukunft gefragt. Was sollte geschehen, wenn Daniel heranwuchs? Und Edvin hatte geantwortet, er solle ein Knecht werden, wie alle anderen.

In diesem Augenblick war Vater endgültig verschwunden. Er hatte sich in einen Schatten verwandelt. Und Daniel hatte angefangen, ihn zu hassen. Er war ein böser Mann gewesen hinter all seinen freundlichen Worten.

Das war auch die Zeit, in der Daniel angefangen hatte, einen Plan zu entwickeln.

Darauf gekommen war er durch einen Vogel.

Jeden Morgen, wenn der Knecht zusammen mit Edvin draußen auf den Feldern war und die Mägde im Stall beim Melken, stieg Daniel auf einen Hügel, der hinter dem Haus lag. Von dort aus konnte er den Horizont sehen. Schwarze Vögel, die ständig von Unrast erfüllt schienen, standen regungslos in den Aufwinden oder kreischten in einem kleinen Gehölz mitten auf dem nächstgelegenen Acker.

Gerade an diesem Morgen hatte sich eine einsame

Sturmmöwe zu dem Schwarm gesellt. Die schwarzen Vögel hatten sie verjagt, und im Davonfliegen war sie über Daniels Kopf hinwegesegelt. Er erinnerte sich an diese Vogelart. Sie hatten in Schwärmen das Schiff umkreist, das ihn hierher gebracht hatte. Immer, wenn sich das Schiff dem Festland näherte, waren diese Vögel erschienen. Daniel ging auf, daß der Vogel sich ihm gezeigt hatte, um ihn daran zu erinnern, daß es das Meer gab, auch wenn er es nicht sehen konnte.

Er würde seine Flucht vorbereiten. Ohne daß jemand es merkte, würde er herausfinden, in welcher Richtung das Meer lag. Dann würde er weglaufen. Er würde sich einen Ort suchen, wo er allein war und lernen könnte, auf dem Wasser zu gehen. Niemand würde ihn finden, obwohl sie bestimmt nach ihm suchen würden.

Von den beiden Mägden und dem Knecht drohte ihm keine Gefahr. Aber Edvin und Alma versuchten, in ihn hineinzusehen, seine Gedanken zu lesen. Er würde sich einen Panzer zulegen müssen, der ihren Blicken standhielt.

Das Wichtigste war, daß er sich freundlich gab und sich fügte. Auch wenn er die Schuhe haßte, die er zu tragen gezwungen war, würde er versuchen, seinen Abscheu nicht zu zeigen. Nur wenn er allein war, würde er sie abstreifen und barfuß über die Erde laufen, die fortwährend kälter wurde. Er würde tun, was man ihm sagte. Wenn Alma oder Edvin ihn um Hilfe baten, würde er mehr tun, als sie von ihm erwarteten.

An diesem Morgen aber war es schiefgegangen. Er war aufgewacht und hatte all das Weiße gesehen und sich nicht beherrschen können. Jetzt mußte er vorsichtig sein, damit Edvin und Alma sein Geheimnis nicht errieten.

Alma hatte aufgehört, seine Füße zu kneten. Sie hatte schlechte Zähne, trotzdem mochte er es gern, wenn sie lächelte.

- Ist dir jetzt warm? Daniel nickte.

- Dann darfst du dich anziehen und zum Spielen nach draußen gehen.

Daniel ging hinaus. Das Weiße auf dem Boden war von Füßen zertrampelt. Er stand ganz still auf dem Hof und sah dem Rauch zu, der jedesmal, wenn er atmete, aus seinem Mund kam. Sobald die Mägde mit dem Melken fertig wären, würde er in den Stall gehen. Dort war es warm. Am liebsten würde er da draußen bei den Tieren schlafen, in ihr Stroh gebettet.

Eins von den Ferkeln war durch die Umzäunung geschlüpft und schnüffelte in all dem Weißen herum. Daniel konnte Schweine nicht leiden. Weshalb, wußte er nicht. Ihren Geruch mochte er, aber er fürchtete sich vor ihren Augen. Sie sahen ihn an, als wollten sie ihm einen Schaden zufügen. Er dachte, sie wären bestimmt einmal Menschen gewesen, die gestorben und jetzt zurückgekommen waren, um noch einmal zu leben. Aber es mußten böse Menschen gewesen sein, sonst wären sie Pferde oder Kühe geworden.

Er beobachtete das Schwein, das sich ihm schnuppernd immer mehr näherte. Er trat einen Schritt zur Seite. Aber das Schwein folgte ihm. Plötzlich begann es sich zu verwandeln. Jetzt hatte es ein menschliches Gesicht, ein Gesicht, das Daniel schon einmal gesehen hatte. Er lief fort, aber das Schwein folgte ihm auf den Fersen. Er rief. Es war Kiko, der ihm beigebracht hatte, daß man Raubtiere mit starken Lauten verscheuchen konnte. Außerdem wußte er, daß man einem Raubtier niemals direkt in die Augen sehen durfte. Sonst könnte es angreifen. Kiko hatte ihn gelehrt, daß man Tiere unterschiedlich behandeln mußte. Wenn eine Schlange den Kopf hob, um Gift zu speien, sollte man bewegungslos stehen bleiben und den Atem anhalten.

Aber Kiko hatte nie ein Schwein gesehen. Daniels Rufen half nichts. Das Schwein verfolgte ihn hartnäckig. Verzweifelt forschte Daniel in seinem Gedächtnis, woher er dieses Gesicht kannte.

Dann fiel es ihm ein.

Es war der Mann, der Kiko getötet hatte. Das Schwein war derselbe Mann, der erst auf Kiko geschossen hatte und dann mit Tritten auf seinen toten Körper losgegangen war. Daniel sah sich nach einer Waffe um. Aber auf dem Hof gab es nichts dergleichen. Nur ihn und das Schwein, das immer näher kam. Da riß er sich einen Holzschuh vom Fuß und schlug ihn dem Schwein mit aller Kraft auf den Kopf. Es schrie auf. Er schlug noch einmal. Jetzt knickten die Beine des Schweins langsam ein. Der Hof war glatt. Es versuchte zu entkommen. Aber Daniel schlug immer weiter. Irgendwo hinter sich hörte er Alma schreien. Dann kamen der Knecht und Edvin gerannt. Die Mägde standen in der Tür zum Stall. Und Daniel schlug. Nicht einmal als Edvin ihn wegriß, hörte er auf. Aber da war das Schwein bereits tot. Sein Blut war auf den weißen Boden geflossen. Im Augenblick des Todes hatte das Schwein seine Augen geschlossen. Daniel wußte, daß er den Mann besiegt hatte, der Kiko getötet hatte. Er hatte Rache genommen. Kiko würde stolz auf ihn sein.

Fassungslos starrte Edvin auf das tote Tier.

- Er hat es mit dem Holzschuh erschlagen, sagte Alma.
- Aber warum?
- Ich weiß es nicht.

Edvin sah Daniel an. Daniel fühlte, daß er jetzt einen Panzer besaß. Edvin konnte nicht in ihn hineinsehen.

- Warum hast du das getan?

Daniel antwortete nicht. Edvin würde es sowieso nicht verstehen. Keiner würde es verstehen.

- Wieso hast du das getan? Ein kleines Ferkel mit einem Holzschuh totgeschlagen?

- Er ist verrückt, sagte der Knecht plötzlich. Er ist verrückt, und er gehört nicht hierher.

- Er wohnt hier, brüllte Edvin. Ich bekomme monatlich zehn Reichstaler für ihn. Er wohnt hier, und er wird hierbleiben.

Der Knecht spuckte aus, wagte ihm aber nicht zu widersprechen.

Edvin sah Daniel wieder an. Daniel duckte sich weg.

- Er hat gesehen, was du im Sinn hattest, sagte Alma. Er hat gesehen, daß du ihn schlagen wolltest. Und du hast zugeschlagen.

- Ich habe ihn nicht angerührt.

- Es war aber, als würde er den Schlag fühlen, den du ihm verpassen wolltest.

Edvin forderte den Knecht mit einer Handbewegung auf, das tote Tier zu entfernen. Alma rief den Mägden zu, sie sollten wieder in den Stall gehen.

- So geht es nicht weiter. Wir müssen mit dem Pfarrer reden. Er kann vielleicht herausbekommen, wieso er es getan hat.

- Er hat Heimweh, sagte Alma. Es kann nichts anderes sein. Er hat Heimweh.

- Aber er hat kein Zuhause mehr. Schließlich sind doch alle tot? Das hat Bengler jedenfalls gesagt.

- Dieser Mann war ein großer Schwätzer. Ich habe nicht die Hälfte von dem geglaubt, was er gesagt hat.

Edvin sah auf seine Hände hinunter. Er sagte nichts mehr. Dann kehrte er wieder auf den Acker zurück.

- Was hat das Schwein dir denn getan? fragte Alma. Daniel spürte an ihrer Hand, daß sie ihm nicht böse war.

Vorsichtig umfaßte er ihr Handgelenk, um ihren Puls zu fühlen, und stellte fest, daß er genauso ruhig schlug, wie Bes Herz es gewöhnlich getan hatte. Aber zugleich wußte er, daß er ihre Frage nicht beantworten konnte. Er hätte etwas sagen können, was nicht wahr war, daß er nicht wußte, warum er gezwungen war, das Schwein zu töten. Aber sie würde nie

verstehen, daß der tückische Mann, der Kikos Mörder war, ihn aufgespürt und sich in ein Schwein verwandelt hatte.

Deshalb sagte er nur die Worte, von denen er wußte, daß sie niemals mißverstanden wurden.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.

Er zog die Holzschuhe an und verließ Alma. Der eine Schuh war blutig. Er spürte, wie der Fuß festklebte. Alma stand da und sah ihn an. Sie ist es, die in mich hineinsehen kann, dachte Daniel. Vor ihr muß ich mich in acht nehmen. Aber zugleich ist sie die einzige, die versteht, daß ich eigentlich nicht hier bin. Ich befinde mich woanders.

Er stieg auf den Hügel hinter dem Haus. Weit draußen auf dem Acker sah er Edvin und den Knecht. Sie waren dabei, einen großen Stein aus dem Boden zu wuchten. Ein Wind hatte sich erhoben. Die schwarzen Vögel hockten still und stumm in dem Gehölz. Daniel hielt nach der Sturmmöwe Ausschau. Er lauschte. Manchmal war ihm, als hörte er Trommeln in der Ferne. Aber dann wurde ihm klar, daß es nur der Wind war, der über die Äcker zog und dann wieder erstarb.

Er fror. Außerdem lief ihm die Nase. Er konnte sich schneuzen, so oft er wollte, trotzdem war seine Nase fast immer verstopft. In der Wüste war er nie erkältet gewesen. Dort hatte er mitunter Fieberanfälle bekommen und Bauchweh gehabt. Aber die Nase war ihm nie gelaufen.

Er spähte wieder zum Horizont. Edvin und der Knecht hatten es geschafft, den Stein auf einen Holzschlitten zu wälzen. Die beiden Pferde zogen und zerrten an dem Schlitten. Daniel war aufgefallen, daß Edvin seine Pferde niemals schlug. Vater hatte seine Ochsen gepeitscht. Aber Edvin schlug nicht. Er klatschte mit den Zügeln, aber nie so fest, daß es den Pferden weh tat.

Daniel suchte weiter mit dem Blick den Horizont ab, während er sich langsam im Kreis drehte.

Plötzlich entdeckte er etwas, das sich auf einem Feldweg auf der anderen Seite des Hügels bewegte. Der Weg führte zu einem Nachbarhof, wo eine Familie namens Hermansson wohnte. An einem der ersten Tage, nachdem Vater ihn verlassen hatte, waren Leute von diesem Hof gekommen, um ihn anzuschauen. Er hatte ihnen die Hand gegeben, einen Diener gemacht und es vermieden, ihnen in die Augen zu sehen. Es waren junge Leute gewesen, und sie hatten stumm dagestanden, mit offenem Mund, und ihn begafft. Schließlich war es Alma zuviel geworden, sie hatte Daniel in den Stall geschickt und gleichzeitig Kaffee für die Gäste aufgetischt. Er war im Stall geblieben, bis er Schritte über den Hof klappern hörte. Er hatte durch einen Spalt gespäht, und als die Nachbarn fort waren, war er herausgekommen.

- Sie werden sich daran gewöhnen, hatte Alma gesagt. Aber es ist schrecklich, wie die Leute glotzen können.

Mit dem Blick fixierte Daniel das, was sich auf dem Feldweg bewegte. Erst dachte er, es wäre ein Tier. Dann sah er, daß es ein Mensch war. Eine Frau. Und sie rannte. Er hatte sie noch nie gesehen. Sie war unterwegs zu dem Hügel. Er zog sich zurück und versteckte sich hinter ein paar Büschen.

Als sie oben auf dem Hügel ankam, stellte er fest, daß es ein Mädchen war. Er schätzte, daß es älter war als die Mädchen, die er auf dem Hinterhof in Simrishamn beim Seilhüpfen gesehen hatte. Regungslos lag er hinter den Sträuchern und betrachtete sie. Ihre Kleider waren verschmutzt, und sie hatte Lehmklumpen in den hellen Haaren. Daniel fragte sich, was sie eigentlich trieb. Sie hockte sich hin und stocherte mit den Fingern im Lehm. Nach einer Weile begriff er, daß sie nach etwas suchte. Während sie grub, murmelte sie, aber er konnte nicht verstehen, was sie sagte. Er merkte, daß sie ungeduldig war. Das erste Loch, das sie gescharrt hatte, verwarf sie wieder. Dann legte sie das Ohr an die Erde und kroch herum, bis sie wieder innehielt und zu graben anfang.

Daniel nieste.

Es kam so plötzlich, daß es ihm nicht gelang, den Laut zu ersticken. Das Mädchen fuhr zusammen und entdeckte ihn sogleich hinter dem Gebüsch. Sie wird schreien, dachte er. Es wird genauso enden wie mit dem Schwein. Edwin und Alma werden gerannt kommen, und diesmal wird Edwin das tun, was er denkt. Seine schwere Hand wird wie ein Stein auf meinen Kopf fallen, und es wird weh tun.

Daniel stand auf. Aber das Mädchen schrie nicht. Es gaffte nicht einmal. Es lächelte. Und brach in Gelächter aus. Es erhob sich aus dem Lehm und ging zu ihm hin. Er nahm wahr, daß es nach Urin und Schmutz roch. Am Haaransatz über der Stirn sah er eingetrockneten Lehm.

- Ich habe von dir reden hören, sagte das Mädchen. Aber ich durfte nicht mitkommen, um dich zu sehen. Sie dachten, ich würde ein Spektakel machen.

Sie sprach schnell und kehlig. Trotzdem hatte er keine Mühe, sie zu verstehen. Sie umfaßte seine Hand.

- Du bist ganz schwarz, sagte sie. In der Kirche gibt es einen Teufel an der Wand. Der ist auch schwarz. Kommst du aus der Hölle?

- Ich komme aus der Wüste.

- Was das ist, weiß ich nicht. Aber du heißt Daniel?

- Ich glaube an Gott.

- Das tu ich nicht. Aber das darfst du keinem sagen. Das Mädchen hielt immer noch seine Hand. Er umfaßte behutsam ihr Handgelenk, genau wie er es bei Alma gemacht hatte. Das Herz des Mädchens schlug sehr schnell.

- Wonach hast du gesucht? fragte Daniel.

- Ich höre oft Stimmen im Lehm. Als wenn da unten jemand gefangen wäre. Ich versuche ihnen zu helfen. Aber ich finde nie jemand.

Sie ließ seine Hand los und spuckte ein paar Steine aus.

- Ich kaue gern auf Steinen herum. Manchmal kriege ich sie dazu, daß sie klirren. Kaust du Steine?

Daniel schüttelte den Kopf.

- Ich heiße Sanna, sagte das Mädchen. Ich bin nicht bei Trost.

Dann lief sie davon. Daniel sah ihr nach. Zum ersten Mal, seit Vater ihn verlassen hatte, bekam er Lust zu lachen.

Sie rannte den Feldweg entlang.

Er sah ihr nach, bis sie verschwunden war.

Jeden Morgen wiederholte David Hallen dasselbe Ritual. Kurz nach sieben verließ er das verfallene Pfarrhaus und ging quer über die Straße zur Kirche. In der Sakristei fegte er den Mäusedreck weg, der ihn jedesmal erwartete. Oft hatten die Mäuse nachts versucht, an den Gesangbüchern und der Bibel zu knabbern, die auf dem Tisch in dem weiß getünchten Raum lagen.

Dann stellte er sich mit gesenktem Kopf vor den Spiegel, tat einen tiefen Atemzug und sah sein Gesicht an. Jeden Morgen hoffte er, nicht seinem eigenen Gesicht zu begegnen, sondern dem Gott, dem er diente. Doch es waren immer seine eigenen Züge, die ihm mit aufgerissenen Augen entgegensahen: eine Nase, die immer röter wurde, und die stets schlecht rasierten bleichen Wangen.

Auch an diesem Morgen begegnete er im Spiegel seinem eigenen Gesicht. Da er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, daß sich ein Wunder ereignen würde, empfand er dieselbe Enttäuschung wie schon so oft zuvor. Er war jetzt seit achtzehn Jahren Pastor in dieser Gemeinde. Als er jung war, hatte er von der Mission geträumt und gehofft, daß diese arme Gemeinde weit draußen in der windigen schonischen Ebene nur die erste Etappe einer langen Reise sein würde. Aber weiter war er nie gekommen. Die Äcker waren sein Meer geworden. Er war nie in die fremden Länder gelangt, wo die Hitze überwältigend war, gefährliche Krankheiten drohten und die schwarzen Menschen nach Erlösung lechzten. Er war hier hängengeblieben. Die Kinder waren zu schnell hintereinander gekommen, und es waren zu viele geworden. Ohne daß er es richtig gemerkt hatte, waren die Jahre vergangen. Und jetzt war

er zu alt, um aufzubrechen. Der Lehm würde ihn festhalten, bis er umfiel.

David Hallen war ein strenger Pastor, und er besaß eine Energie, die ihn mitunter zur Raserei treiben konnte. Er war ungeduldig, irritiert über die Trägheit, von der er sich umgeben glaubte, und fragte sich oft, ob es eigentlich einen Unterschied machte, ob man schwarze Seelen bekehrte oder diese schwerfälligen Kätner und Bauern betreute. Mitunter war er kurz vorm Aufgeben. Aber das Gesicht, das ihm jeden Morgen im Spiegel begegnete, erinnerte ihn daran, weshalb er da stand. Er war ein Diener, der seinen Dienst erst beenden würde, wenn er tot wäre oder vom Schlag so behindert, daß er nicht länger imstande wäre, die Kanzel zu besteigen.

Er hörte, daß es an der Kirchentür klopfte und wußte, wer gekommen war. Alma, die nie bei einer Predigt einschlief und immer laut, wenn auch falsch, sang, hatte knicksend in der Tür des Pfarrhauses gestanden und wegen des schwarzen Jungen vorgesprochen, der bei ihr und Edvin wohnte. Hallen hatte ihn noch nicht getroffen. Er wußte, daß der Junge hier war, er kannte Doktor Madsen gut, aber er hatte sich auf einer langen Reise nach Dalsland befunden, um seine Schwester zu beerdigen, als der Junge eingetroffen war. Alma hatte ihn um Hilfe gebeten. Der Junge hatte ein Schwein totgeschlagen, er weigerte sich, Schuhe zu tragen, und niemand wußte so recht, was man mit ihm anfangen sollte.

Hallen hatte Alma aufgefordert, den Jungen allein in die Kirche zu schicken. Außerdem hatte er sie ermahnt, ihn nicht zu erschrecken, sondern nur zu sagen, der Pastor sei ein freundlicher Mann, der jeden kennenlernen wolle, der in seiner Gemeinde lebte.

Er verließ die Sakristei. Das Licht, das durch die Fenster sickerte, war immer noch schwach. Er hatte Schwierigkeiten, in der Dunkelheit zu sehen. Dann entdeckte er Daniel, der ganz hinten am Eingang der Vorhalle stand. Er begann, den

Mittelgang entlangzugehen. Der Junge rührte sich nicht. Hallen stellte fest, daß er Schuhe an den Füßen hatte. Als er fast bei dem Jungen angekommen war, sah er, daß dieser eine Hand hob und anklopfte, als wäre da eine Tür.

- Herein, sagte Hallen. Aber du mußt nicht anklopfen, wenn es keine Tür gibt.

Daniel fiel auf die Knie und umklammerte einen von Hallens lehmigen Schuhen.

- Du mußt auch nicht auf die Knie fallen, sagte Hallen. Steh auf.

Daniel tat, wie ihm geheißen. Hallen betrachtete ihn. Die Augen des Jungen waren wachsam. Er schien darauf gefaßt, daß ihm etwas zustoßen würde. Hallen hatte nicht die ganze Geschichte darüber gehört, weshalb der Junge bei Alma und Edvin untergebracht war. Er wußte eigentlich nur, daß der Junge von einem Mann adoptiert worden war, der nach seltenen Insekten suchte und plötzlich zu einer längeren Reise hatte aufbrechen müssen.

- Du bist also Daniel, sagte Hallen.

- Ich heiße Daniel, und ich glaube an Gott. Nachdenklich sah Hallen den Jungen an. Es schien, als ob der Junge ihn taxierte. Sein Blick machte ihn für einen Moment unsicher. Der Junge sah ihm nicht direkt in die Augen, sondern knapp an ihm vorbei. Hallen drehte sich um. Es war das Altarbild, das der Junge anschaute. Das Kruzifix hing seit dem 18. Jahrhundert dort, an einem Knie hatte sich ein Holzspan gelöst, aber man hatte es nie ausgebessert.

Sie traten an den Altarring. Daniel wollte über die Chorschränke steigen, aber Hallen hielt ihn zurück.

- Noch nicht, sagte er.

Daniel sah das Kreuz an. Hallen beobachtete ihn von der Seite. Der Junge suchte mit dem Blick nach etwas, das fehlte.

- Was suchst du?
- Das Wasser.
- Das Wasser?
- Er konnte auf dem Wasser gehen.

Hallen nickte. Eigentlich machte ihn das Wissen des Jungen unzufrieden. Er hätte gern all seine Kraft dafür eingesetzt, dieses schwarze Kind zu bekehren. Den Wilden in einen Menschen zu verwandeln. Nun schien jemand anders dieses Werk bereits begonnen zu haben.

- Hast du ihn in der Wüste gesehen? Gab es dort eine Kirche?
- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott. Wo ist das Wasser?

Hallen versuchte, seine Gedanken zu lesen. Daß ein Mensch aus der Wüste vom Wasser sprach, konnte er verstehen. Aber was war es, wonach Daniel eigentlich suchte? Hallen entschloß sich, behutsam vorzugehen. In dem trostlosen Einerlei, das sein tägliches Tun bedeutete, konnte ihm der schwarze Junge immerhin die Herausforderung bieten, die ihm so lange gefehlt hatte.

- Ich werde dir vom Wasser erzählen. Aber erst möchte ich von dir hören. Woher du kommst. Und warum du keine Schuhe an den Füßen haben willst.

Daniel antwortete nicht. Er suchte weiter mit dem Blick nach dem Wasser. Hallen wartete.

- Ich habe viel Geduld. Ich kann warten. Warum willst du keine Schuhe an den Füßen haben?

- Sie sind schwer.

- Schuhe sind schwer. Aber wenn dir kalt wird, kannst du krank werden.

Daniel sagte nichts mehr. Hallen fuhr fort, seine Fragen zu stellen, erhielt aber keine weiteren Antworten. Der Kirchendiener, der Nylander hieß, kam herein.

- Ich habe Besuch, sagte Hallen, der Nylander verabscheute. Sie hatten sich allzu viele Jahre aneinander geliebt. Öfter ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er sich auf den Tag freute, an dem er Nylander würde beerdigen dürfen.

- Ich habe ihn schon gesehen. Aber man fragt sich doch, was er hier macht.

- Die Kirche ist für alle da. Die Wege, auf denen wir von oben geleitet werden, sind unergründlich. Außerdem wünsche ich nicht, Herr Nylander, daß Sie Branntwein unter dem Taufbecken verwahren.

Nylander antwortete nicht, sondern ging wieder hinaus. Hallen hörte das Geklapper von Spaten. Nylander mußte ein Grab für einen alten Kätner schaufeln, der am kalten Brand gestorben war.

Hallen wartete und wartete. Aber Daniel blieb stumm. Er suchte mit dem Blick nach dem, was fehlte.

Hallen wartete eine halbe Stunde. Dann beschloß er, mit dem Jungen weiterhin Geduld zu haben. Es würde seine Zeit brauchen, ihm nahezukommen.

- Du kannst morgen wiederkommen, sagte er. Wenn du auf meine Fragen antwortest, werde ich dir vom Wasser erzählen.

Daniel machte einen Diener, nahm die Holzschuhe in die Hand und schlüpfte zur Kirchentür hinaus. Hallen ging in die Sakristei und setzte sich. Durch eins der kleinen Fenster sah er Nylander draußen stehen und schaufeln. Hallen merkte, wie sogleich Ärger in ihm aufstieg. Nylander war faul. Er arbeitete viel zu langsam. Ein Mann, der grub, sollte seine Arbeit mit Kraft und Ausdauer erledigen.

Er schloß die Augen und sah sich in eine Wüste versetzt, wo schwarze Menschen sich im Gebet um ihn scharten. Er hatte einen weißen Tropenhelm auf dem Kopf, und er war sehr jung.

Daniel lief von der Kirche schnurstracks zum Hügel hinter dem Haus. Als er ihn erreichte, hockte Sanna da und grub im Lehm. Er war froh, als er sie entdeckte.

- Ich habe dich gesehen. Du bist in der Kirche gewesen. Was hast du da gemacht?

- Ich habe den Pastor gefragt, wo das Wasser ist.

- Was für ein Wasser?

- Das Wasser, auf dem Jesus ging.

Sanna hörte auf zu graben. Ihre Finger waren steif vom eingetrockneten Lehm. Daniel war sich nicht sicher, ob sie gehört hatte, was er sagte. Sie ergriff seine Hände und strich ihm mit einem Finger über den Handrücken. Vorsichtig kratzte sie an seiner Haut.

- Du bist wirklich schwarz. Es geht nicht ab. Hat er nicht Angst gekriegt?

- Wer?

- Der Probst! Er muß gedacht haben, du bist ein echter Teufel, der von der Wand heruntergestiegen ist.

Ihre Hände waren rauh vom Lehm. Aber Daniel mochte es, wenn sie ihn anfaßte. Sie wollte nichts von ihm, im Gegensatz zu all den anderen, die seine Hände nahmen. Sie wollte ihn nur festhalten. Zum ersten Mal, seit er Kiko und Be tot im Sand gefunden hatte, gab es etwas, das ihn wirklich froh stimmte. Vater hatte ihn hintergangen, ihn so weit vom Meer entfernt zurückgelassen, wie er nur konnte. Aber das Mädchen namens Sanna konnte ihm vielleicht dabei helfen, es wiederzufinden.

Sie musterte weiter seine Hände. Forschte in den Linien der Handfläche, zupfte an seinen Nägeln, drückte fest zu.

- Wenn wir Kinder kriegen würden, wären sie grau, sagte Daniel.

Sie lachte laut und schrill.

- Wir können keine Kinder kriegen, schrie sie. Du bist noch

ein Kind, und ich bin verrückt.

Sie lehnte sich dicht an ihn. Sie roch nach Schweiß. Aber da war außerdem etwas Süßliches, das ihn an Honig erinnerte.

- Ich höre Stimmen im Lehm, sagte sie. Alle, die da unten sind und flüstern. Ich kann es nicht ändern. Ich höre sie. Als einzige. Hörst du irgendwas?

Daniel lauschte.

- Du mußt den Kopf auf den Boden legen. Daniel drückte Wange und Ohr an den Boden.

- Nicht das Ohr, flüsterte sie. Die, die da unten in der Erde sind, kann man nur hören, wenn man mit dem Mund oder der Nase lauscht.

Daniel preßte sein Gesicht auf die Erde. Aber er konnte nur mit den Ohren hören. Den Wind, der pfiß, und die schwarzen Vögel, die kreischten.

- Du mußt es mich lehren, sagte er.

- Ich bin zu dumm, um etwas zu lehren.

- Wer sagt das?

- Das sagen alle.

Daniel überlegte, was eigentlich mit Dummheit gemeint sei. Das Mädchen, das seine Hände hielt, machte ihn vollständig ruhig. Auch wenn er das Meer noch nicht sehen konnte, war in ihren Augen ein Glitzern wie von Meerwasser. Sie würde ihm vielleicht sagen können, in welche Richtung er gehen müßte, um das Wasser zu finden. Ein solcher Mensch konnte nicht dumm sein.

- Eigentlich darf ich gar nicht hier sein, sagte sie plötzlich.

- Warum nicht?

- Ich könnte mich verirren.

Daniel verstand nicht, was das Wort *verirren* bedeutete.

- Ich weiß nicht, was das ist. Wieder lachte sie aus vollem

Hals.

- Dann bist du dümmer als ich. Man verläuft sich. Findet nicht nach Hause. Man sitzt draußen in der Dunkelheit und schreit um Hilfe, aber niemand hört einen. Dann erfriert man. Wenn sie einen finden, ist man so steif, daß sie einem die Beine brechen müssen, damit man in den Sarg paßt.

Daniel saß schweigend da und dachte über das nach, was sie gesagt hatte. Endlich hatte er ein Wort für das gefunden, was er empfand. Was sie erzählte, traf genau auf ihn zu. Er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Auch wenn es nicht dunkel war und er nicht erfroren, hatte er sich doch verirrt.

Er beschloß, sich das Wort zu merken. Wenn er einmal alt wäre und sich in der Wüste von den anderen zurückziehen würde, dann würde er sich an dieses Wort erinnern. An alles, was damals geschehen war, als er sich verirrt hatte. An alles, was ihm dann vielleicht längst entglitten wäre, so daß ihm nichts bliebe als eine rätselhafte Erinnerung.

- Ich mag es, wenn man still ist, sagte Sanna.

Sie hatte seine Hände immer noch nicht losgelassen. Daniel hatte angefangen zu frieren, da die Erde, auf der er saß, kalt war. Aber er wollte sich nicht bewegen. Er wollte nicht, daß Sanna ihn aus ihrem Griff entließ.

- Ich auch, sagte Daniel.

- Es gibt so viele verschiedene Arten von Stille. Wenn man kurz vorm Einschlafen ist. Oder wenn man so schnell läuft, daß man sein eigenes Herz schlagen hört.

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und schloß die Augen.

- Hast du auch ein Herz? sagte sie erstaunt. Ich dachte, der Teufel hätte keins. Ich dachte, in der Brust von Satan gäbe es nur einen verrußten Schornstein.

Daniel zuckte zusammen. Jetzt sprach sie dieses Wort aus, das Vater immer gebraucht hatte, wenn er ärgerlich oder ungeduldig

war. Er mochte es nicht. Das Wort erschreckte ihn.

- Woran denkst du? fragte sie.

- An nichts.

Sie ließ seine Hände los und fing an, ihm ins Gesicht zu schlagen. Als er sich zu wehren versuchte, hörte sie auf.

- Ich mag es nicht, wenn Menschen lügen. Du hast gelogen. Du hast wohl an etwas gedacht.

- Ich habe überlegt, wo das Meer liegt.

- Was willst du mit dem Meer?

- Ich will nach Hause gehen.

- Man kann nicht auf dem Meer gehen, als ob es ein Weg wäre. Dann geht man unter, man ertrinkt. Und wenn man wieder hochkommt, schwimmen einem die Aale aus den Augen.

Daniel merkte, daß Sanna allmählich unruhig wurde. Sie sah sich um, trat in den Lehm und spuckte wiederholt aus. Er dachte, auch sie sei eine Fremde, die von weit her kam, obwohl sie nicht schwarz war. Sie glich keinem der Menschen, denen er bisher zusammen mit Vater begegnet war. Vielleicht war sie ebenfalls irgendwohin unterwegs? Obwohl sie nicht wußte, daß man auf dem Wasser gehen kann?

Plötzlich zog sie ihren Rock hoch. Darunter war sie nackt. Die schwarzen Haare zwischen ihren Beinen wuchsen üppig. Sie streifte den Rock wieder herunter.

- Jetzt bist du dran, sagte sie.

Daniel stand auf und ließ die Hosen herunter. Da er fror, war sein Glied verschrumpelt. Er zog daran.

- Das darf man nicht tun, schrie Sanna. Man darf sich nicht selbst berühren. Sonst fällt er dir ab. Und bei mir wird es wie eine große Wunde.

Hastig zog Daniel die Hosen wieder hoch. Sanna starrte ihn an. Dann drehte sie sich um und rannte davon. Daniel lief ihr

nach. Sanna blieb stehen, hob einen Stein auf und warf ihn nach ihm.

- Du darfst nicht mitkommen, rief sie. Sonst kriege ich Prügel.

Der Stein hatte Daniel an der Wange getroffen. Er hatte eine Schramme hinterlassen, die blutete. Sanna hielt jetzt einen anderen, größeren Stein in der Hand.

- Ich werfe ihn, schrie sie. Lauf mir nicht hinterher.

Sie drehte sich um und rannte weiter. Daniel blieb stehen und sah ihr nach. Was geschehen war, wußte er nicht. Wäre es Vater gewesen, der einen Stein nach ihm warf, hätte er Angst bekommen. Aber nicht bei Sanna. Er war es nicht, auf den sie böse war. Es war jemand anders.

Am folgenden Tag zog ein starker Wind über die braunen Äcker. In der Nacht hatte er von den Ochsen geträumt, die ihn und Vater durch die Wüste gezogen hatten, der Stadt entgegen, wo das Schiff wartete. Sie waren im Sand begraben gewesen. Nur die Köpfe sahen heraus. Sie hatten vor Schreck gebrüllt, und der Sand hatte langsam auch ihre Köpfe bedeckt. Er hatte daneben gestanden und die Tiere betrachtet. Er hätte ihnen gern geholfen, den Sand mit den Händen weggeschaufelt. Aber seine Hände waren weg. Seine Arme waren wie dürre Äste gewesen, die von den Schultern herabhingen.

Der Traum hatte ihn aus dem Schlaf geholt. Erst hatte er nicht gewußt, wo er sich befand. Dann hatte er das Schnaufen der Mägde gehört und den Knecht, der murmelte und einen Furz ließ. Er hatte ganz still im Dunkeln gelegen und versucht zu verstehen, was die Ochsen, die im Sand begraben waren, ihm erzählen wollten. Ohne daß er hätte erklären können, warum, wußte er, daß es Be war, die dahintersteckte. Sie hatte ihm diesen Traum geschickt. Aber er konnte ihn nicht deuten. Die Unruhe trieb ihn aus dem Bett. Der Fußboden war kalt.

Vorsichtig stellte er sich auf den Rock einer Magd, der vom

Fußende des Betts geglitten war. Für einen kurzen Moment glaubte er sich von all den Menschen umgeben, die damals tot im Sand gelegen hatten, als Kiko und Be ihn verlassen hatten. Ihre flüsternden Stimmen waren gegenwärtig, jemand, der leise lachte, und der Duft von frisch geschlachtetem Fleisch. Er versuchte, ihre Körper einzufangen. Aber es gelang ihm nicht, da war nichts als die Stimmen in der Dunkelheit.

Danach schlief er unruhig bis zum Morgengrauen. Nachdem sie gefrühstückt hatten, half er Edvin das Pferd vorzuspannen. Alma rief ihn in die Küche und legte ihm das schmutzige ABC-Buch hin, das sie von Magister Kron ausgeliehen hatte, der bald Daniels Lehrer werden sollte. Daniel betrachtete die Bilder und versuchte sich das Alphabet einzuprägen. Im allgemeinen machte es ihm Spaß. Doch die Unruhe nach dem nächtlichen Traum machte es ihm schwer, sich zu konzentrieren. Als Alma ihn für einen Moment allein ließ, klappte er das Buch zu, wickelte sich einen Schal um den Kopf und ging hinaus. Der kalte Wind nahm ihm fast den Atem, aber dann lief er zum Hügel, der immer auf ihn wartete. Als er hinkam, entdeckte er Sanna, die im Lehm grub. Das machte ihn froh. Er dachte, er sollte ihr seinen Traum erzählen. Vielleicht könnte sie ihm erklären, was er bedeutete. Als sie ihn kommen sah, stand sie auf und winkte. Sie schaute auf seine Wange.

- Ich habe es nicht so gemeint, sagte sie. Ich meine es nie so, was ich auch tue.

- Es tut nicht weh.

- Gestern habe ich zu Gott gebetet. Ich habe ihn gebeten, mir zu vergeben. Ich glaube, er hat mir zugehört.

Daniel erzählte ihr von seinem Traum. Er wurde ärgerlich, als er nicht die richtigen Worte fand, aber Sanna hörte zu. Sie hörte ihm auf eine Weise zu, wie Vater es nie getan hatte.

- Ich begreife überhaupt nichts, sagte sie. Ich weiß nicht mal, was eine Wüste ist. So viel Sand?

Sie deutete hinaus auf die braunen Äcker.

- Müßte das hier alles Sand sein? Und warm?
- Du würdest dir die Füße verbrennen.

Sie stützte das Gesicht in die Hände und überlegte.

- Also wäre es so, als würde man zwei Pferde hier im Lehm eingraben, sagte sie. Und sie würden wiehern, als ob der Schlächter vor ihnen stünde.

Dann warf sie einen Lehmbatzen nach Daniel. Es tat nicht weh, und sie lachte.

- Das denkst du dir aus. Solche Träume gibt es nicht.
- Ich habe es so geträumt, wie ich es erzählt habe.
- Du bist genauso komisch wie ich. Aber ich lüge wenigstens nicht.

Dann ging alles sehr schnell. Daniel sah, daß Sanna auf etwas reagierte, und sprang auf. Hinter ihm befand sich etwas, aber er schaffte es nicht, sich umzudrehen, bevor eine Faust seinen Mantel packte und ihn hochriß. Der Mann, der da stand, war groß und vierschrötig, und Tabaksaft sickerte ihm aus einem Mundwinkel. Er ließ Daniel los und versetzte ihm eine Ohrfeige, daß er umfiel. Sanna versuchte wegzulaufen, aber er packte sie am Arm. Er schlug ihr mehrmals hart ins Gesicht. Sie schrie.

- Habe ich dir nicht gesagt, du sollst zu Hause auf dem Hof bleiben? Und jetzt finde ich dich hier mit diesem Satansbraten, den Edvin angeschleppt hat.

Er ließ von Sanna ab, die sich im Lehm zusammenkauerte, die Hände vor dem Kopf, als fürchte sie neue Schläge. Wütend starrte der Mann Daniel an.

- Sie ist geistig behindert, sagte der Mann. Sie weiß nicht, was sie sagt oder was sie tut. Von uns ist es reines Erbarmen! Sonst nichts! Da sind keine Eltern, niemand. Aber wir lassen sie bei uns wohnen. Aus Erbarmen! Aber dieses Hurenbalg tut nicht, was man ihr sagt. Dann muß man sie schlagen. Gewöhnlich hilft

das. Wenigstens für eine Weile.

Der Mann zerrte Sanna aus dem Lehm hoch und zog sie mit sich den Hügel hinunter. Er hatte sie fest an den Haaren gepackt. Daniel dachte, sie sähe aus wie ein Huhn, das auf dem Weg war, geköpft zu werden.

Dann merkte er, daß er anfangen hatte zu weinen. Es war, als wäre Sannas Schmerz auch in ihm selber.

Er sah sich um. Die Äcker lagen verlassen da.

Nichts als die schwarzen Vögel, die schrien.

23

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wie üblich wurde Daniel früh wach. Sonntags durften die Mägde immer abwechselnd ausschlafen. Auch der Knecht konnte eine Stunde länger im Bett bleiben als sonst. Daniel stand auf und zog sich schweigend an. Der Boden unter seinen Füßen war eisig. Der Knecht sah ihn mit einem Auge an. Er winkte ihn zu sich ans Bett. Daniel mochte ihn nicht. Aber er hatte nicht den Mut, etwas anderes zu tun als zu gehorchen.

- Zieh ihr die Decke weg, flüsterte der Knecht. Wenn wir ein bißchen Glück haben, ist ihr Nachthemd hochgerutscht.

Das wiederholte sich jeden Sonntagmorgen, egal welches von den Mädchen im Bett lag und schlief. Daniel hatte nie verstanden, warum der Knecht seine freie Stunde so gern damit verbrachte, die nackten Beine der Mägde anzuschauen. Aber er tat, wie ihm geheißen. Sie bewegte sich, wachte aber nicht auf. Das Nachthemd war bis zur Taille hochgeglitten. Der Knecht würde zufrieden sein. Daniel beeilte sich, aus der Küche zu kommen.

Es regnete. Der Nebel lag kompakt über den braunen Äckern. Die schwarzen Vögel hockten regungslos in dem Gehölz. Alma zog am Brunnen den Wassereimer hoch. Edwin stand daneben und starrte in den Nebel hinaus. Aus weiter Ferne hörte man das Muhen einer Kuh. Daniel hielt seine Schuhe in der Hand. Er lief rasch zum Stall, wo die Magd beim Melken war. Als er in die Wärme eintrat, rieb sich eine der Katzen an seinem Bein. Er legte sich ins Heu und deckte den Körper zu, bis nur noch das Gesicht zu sehen war. Während der Nacht hatte er geträumt, daß Sanna seinen Namen rief. Er hatte nach ihr gesucht. Plötzlich

hatte er sich auf dem Schiff befunden, das in einem Sturm heftig rollte. Sanna hatte ganz oben in einem Mast gesessen und ihm zugewinkt. Doch als er hinaufklettern wollte, packte ihn jemand am Nacken und hielt ihn zurück. Er versuchte den Kopf zu drehen, um zu sehen, wer es war. Aber da war niemand. Nichts als der Wind, der seinen Hals in einem unsichtbaren Griff hielt.

Daniel lag im Heu und dachte an den Traum. Es war leicht zu verstehen, was sein nächtlicher Bote hatte sagen wollen. Daniel wollte Sanna nah sein. Aber es ging nicht. Irgend etwas kam immer dazwischen.

Er kauerte sich im Heu zusammen, um die Wärme zu halten. Das Pferd stampfte in seinem Verschlag.

Heute war Sonntag. Das bedeutete, daß alle im Haus bald in die Kirche gehen würden. Der Knecht würde seine Haare naß kämmen, die Mägde würden sich ihre feinsten Tücher um die Schultern legen, und dann würden sie losziehen, gefolgt von Edvin und Alma. Unterwegs würden sie anderen begegnen, die in die gleiche Richtung unterwegs waren, und alle würden Daniel anschauen, und er würde sofort merken, wer neugierig war, wer ihn nicht mochte, und wer neidisch war, weil Edvin Geld dafür bekam, daß Daniel in seinem Haus wohnte.

Hallen würde eine Predigt halten. Er würde viele Worte sagen, die Daniel ermüdeten, weil er sie nicht verstand. Aber Alma würde darauf achten, daß er nicht einschlief, und auch den Knecht und die Mägde unter Aufsicht halten. Sie würden singen, und Daniel würde den Mann ansehen, der ganz vorn an den zusammengenagelten Planken hing.

Schon zweimal war er morgens beim Pastor gewesen. Daniel wartete immer noch darauf, etwas über das Wasser zu erfahren. Hallen hatte ihm jedesmal, wenn er kam, dieselbe Frage gestellt. *Woran dachte er?* Und Daniel hatte die Antwort verweigert. Er wollte nicht von seinem Plan erzählen. Er fürchtete, Hallen

würde Edvin womöglich verraten, was er vorhatte, oder es ihm verbieten. Daniel fiel es immer noch schwer, sich zu merken, was verboten war. Das war ein Wort, von dem er verstanden hatte, daß es für Menschen wie Hallen, Edvin und Alma zu den wichtigsten zählte. Andere waren: *Satan* und *man darf*. Alles, was zwischen Morgengrauen und Abend geschah, wurde davon bestimmt, was man tun durfte und was verboten war. Ohne Schuhe nach draußen zu gehen, wenn der Boden weiß war, gehörte zu dem, was am strengsten verboten war. Außerdem durfte man nicht pinkeln, wo man wollte, besonders nicht, wenn jemand zusah. Für alles gab es Regeln, und Daniel versuchte, sie zu lernen, ohne daß er verstand, wozu.

Sanna würde auch in der Kirche sein. Sie saß ganz hinten, und Daniel wußte, daß Alma ihn mißbilligend ansehen würde, wenn er sich umdrehte und nach hinten schaute. In der Kirche sollte man nach unten oder nach vorn sehen. Nach hinten zu sehen gehörte zu dem, was verboten war.

Daniel bewegte sich unruhig im Heu. Er überlegte, ob Sanna wirklich in die Kirche kommen würde, oder ob der Mann, der sie weggezerrt hatte, sie zu Hause einsperrte. Vielleicht war er wie Vater und band sie fest?

Die Magd klapperte mit den Eimern. Sie sang. Es klang häßlich, aber trotzdem mochte er ihre Stimme. Es kam vor, daß sie lachte und ihm den Kopf tätschelte. Sie war nicht wie die andere Magd, die ihn nie berührte und zurückzuckte, wenn er sie zufällig streifte.

Er erhob sich aus dem Heu. Die Magd war dabei, die letzte Kuh zu melken. Er schlich aus dem Stall. Der Hof war leer. Er lief hinaus auf den Feldweg. Als er sich umdrehte, war er vom Nebel umschlossen. Er versuchte, ihn mit den Händen zu greifen. Dann horchte er. Im Nebel verstärkten sich die Geräusche. Langsam drehte er sich im Kreis und versuchte, den Klang von Trommeln zu erhaschen. Von irgendwoher meinte er ein Raubtier zu hören, das brüllte, oder jemanden, der lachte.

Aber wenn er sich in die Richtung bewegte, aus der die Laute kamen, wichen sie zurück.

Er wollte gerade umkehren, als er abrupt innehielt. Auf dem Weg vor ihm lag eine steif gefrorene Schlange. Sie war braun und trug ein Muster auf dem Rücken. Erst dachte er, sie wäre tot. Er wich ein paar Schritte zurück, ohne sie aus dem Blick zu lassen. Sie rührte sich nicht. Dann wurde ihm klar, daß sie zu kalt war, um sich zu bewegen. Sie war zu früh aus der Erde hochgekommen. Vielleicht hatte sie von der Sonne geträumt, und nachdem sie aufgewacht war, war es ihr nicht mehr gelungen, wieder in den Dämmer Schlaf zu fallen.

Es war Vater, der ihm einmal von den Schlangen erzählt hatte. Richtig gefährliche Schlangen gab es nicht in diesem Land. Eine Art war giftig, aber nur selten starb jemand an ihrem Biß. Vaters Beschreibung zufolge mußte es eine solche Schlange sein, die da vor ihm auf dem Weg lag. Er holte einen Stock aus dem Graben und stupste die Schlange damit an. Sie zuckte matt, fing aber nicht an zu peitschen oder sich zu winden. Er versetzte ihr mit dem Stock einen Schlag, aber sie bewegte sich immer noch nicht.

Er dachte an den bevorstehenden Kirchgang.

Rasch faßte er einen Entschluß, rannte durch den Nebel zurück und holte aus dem Stall einen Holzeimer, der nicht gebraucht wurde. Als er wiederkam, lag die Schlange noch genauso da. Vorsichtig beugte er sich hinunter und packte sie hinter dem Kopf. Als er sie hochhob, bewegte sie nur leicht den Körper. Ihre Kälte ließ ihn schauern, und er steckte sie rasch in den Eimer. Dann lief er wieder zurück. Als er im Stall war, stellte er den Eimer hinter ein paar Schaufeln, die der Knecht zum Ausmisten benutzte. Dann deckte er den Eimer sorgfältig zu, damit die Schlange nicht entwischen konnte, falls sie in der Wärme wieder zum Leben erwachte.

Er ging ins Haus und setzte sich ans Feuer. Alma sah ihn an.

- Du gehst doch nicht ohne Schuhe?

Daniel schüttelte den Kopf.

Edvin streckte sich auf seinem Schemel neben dem Herd.

- Er lernt schnell. Und jetzt ist es Zeit zu gehen.

Hastig sprang Daniel auf und lief in den Stall. Die Schlange war immer noch ganz steif. Er wickelte sie in ein Stück zeretztes Sackleinen und steckte sie in die Manteltasche.

Als sie bei der Kirche ankamen, war der Nebel noch genauso dicht. Daniel hielt die Schlange in seiner Tasche fest umklammert. Sie rührte sich nicht. Er sah sich nach Sanna um. Schließlich entdeckte er sie. Sie stand hinter dem Mann, der sie an den Haaren gepackt hatte. Auf einer Wange hatte sie einen großen blauen Fleck. Daniel überkam eine heftige Lust, zu dem Mann zu rennen und ihm die Schlange unters Hemd zu stopfen. Vielleicht würde die Schlange gar nicht die Kraft haben, zu beißen und ihr Gift zu verspritzen. Aber der Mann würde auf jeden Fall einen Schrecken bekommen und begreifen, daß es jemanden gab, der bereit war, Sanna zu verteidigen. Als die Kirchenglocken zu läuten begannen, versuchte Daniel sich Sanna zu nähern. Aber sie zog sich zurück und schüttelte unmerklich den Kopf. Daniel verstand. Sie hatte Angst. Der Mann, der an ihren Haaren gerissen hatte, hielt ihren Arm in einem festen Griff.

Daniel saß zwischen Alma und Edvin. Die Schlange lag immer noch bewegungslos in seiner Tasche. Er überlegte, ob er sich trotz allem getäuscht hätte, ob sie nicht nur steif gefroren war, sondern tot. Aber Schlangen waren kalt. Und er wußte, daß sie ihre Giftzähne in Menschen oder Tiere schlagen konnten, wenn man am wenigsten damit rechnete.

Hallen stieg auf die Kanzel. Er sah Daniel an und lächelte. Daniel schlug den Blick nieder. Dann fing Hallen an, von der Gnade zu reden. Es war ein Wort, das er ständig im Mund

führte. Die Gnade und die Sünde. Daniel versuchte zu begreifen, was er sagte, aber die Schlange in seiner Tasche und der Mann mit dem durchlöcherten Knie, der im Vordergrund am Kreuz hing, waren wichtiger. Ihm war klar geworden, daß jemand die Schlange auf den Weg gelegt hatte. Sie war nicht von selber dorthin gekommen. Jemand, der wußte, wo die Schlangen sich verstecken, hatte sie aufgespürt und sie ihm vor die Füße gelegt. Niemand hatte so gut über die Schlupfwinkel der Schlangen Bescheid gewußt wie Be. Meistens war sie es, die sie ausgrub und einfing. Einmal hatte sie eine Schlange angebracht, die mehr als doppelt so lang war wie er. Sie war genauso dick gewesen wie Kikos Arm. Und alle hatten von der Schlange gegessen, sie hatte gereicht, um die ganze Gruppe einen Tag lang zu sättigen.

Be hatte ihm die Schlange hingelegt, und da Sonntag war, konnte es nur bedeuten, daß sie wünschte, er solle sie opfern. In diesem Land aßen die Menschen keine Schlangen. Es blieb nur diese eine Möglichkeit, und er wußte auch, wie er vorgehen würde.

Er sah den Mann an, der unbeweglich am Kreuz hing. Auch er war eine Antilope, die in einer Bewegung erstarrt war. Aber er war nicht im Begriff, einen Sprung zu tun. Er war festgenagelt, und jemand hatte ihm ein Schwert in die Brust gestoßen. Er war im Augenblick des Todes erstarrt, mitten in seinem letzten Atemzug. Während Hallen redete, bemühte sich Daniel noch einmal zu verstehen. Warum hatten diese Menschen einen Gott, den sie an Planken nagelten? Warum behandelten sie ihn wie einen Feind? Warum nahm ihn niemand vom Kreuz ab und kümmerte sich um das beschädigte Knie? Doch er fand keine Antwort.

Hallen hörte auf zu reden und stieg von der Kanzel herab. Alle erhoben sich zum Gebet. Daniel hatte fast den ganzen Text auswendig gelernt. Pfeifend und fauchend begann die Orgel zu

spielen. Daniel betastete die Schlange. Bald war der Augenblick gekommen. Alma saß mit geschlossenen Augen da. Vorsichtig zog er die eingewickelte Schlange aus der Tasche und hielt sie unter seine Knie. Gleich würden die beiden Männer, die mit Beuteln an langen Stäben herumgingen, bei ihnen ankommen. Edvin hielt schon eine Münze in der Hand. Als ihm der Stab hingestreckt wurde, ließ Daniel die Schlange rasch in den Beutel fallen. Er tat es so schnell, daß niemand etwas merkte.

Dann spürte er, daß Be ganz nahe bei ihm war. Er schloß die Augen und fühlte ihren warmen Atem an seinem Hals.

Edvin stieß ihn an.

- Ich bin wach, sagte Daniel. Ich glaube an Gott.

In diesem Moment ertönte ein durchdringender Schrei. Hallen, der vorn am Altarring kniete, zuckte zusammen und stand auf. Einer von den Männern mit den Stäben kam den Mittelgang entlanggerannt.

- Im Klingelbeutel liegt eine Kreuzotter, schrie er.

Er streckte Hallen den Klingelbeutel hin. Der Organist hatte aufgehört zu spielen. In der Kirche war es totenstill. Hallen starrte in den Beutel. Der Mann ließ die Stange auf den Boden fallen. Und jetzt war die Schlange nicht mehr steif gefroren. Sie ringelte sich aus dem Beutel, hinaus auf den Steinboden. Der Mann, der geschrien hatte, stand vor der Bank, in der Daniel saß. Er deutete auf ihn und fing wieder an zu schreien.

- Er war es, der sie hineingetan hat, rief er. Es sah aus wie ein Stoffetzen. Ich dachte, es wäre eingewickeltes Geld. Aber es war eine Schlange.

Daniel fuhr es wie ein heftiger Stich in den Bauch. Darauf war er nicht gefaßt. Er hatte geglaubt, das Opfer, das er darbrachte, die von ihm gefangene Giftschlange, würde Freude auslösen.

Die Schlange ringelte sich langsam über den Steinboden. Die

Leute verließen fluchtartig die Bänke, und die Kirchentür wurde aufgestoßen. Zum Schluß kam ein Mann, von dem Daniel wußte, daß es ein alter Seemann war, mit einem Spaten und hieb die Schlange in zwei Stücke. Daniel hatte schon oft gesehen, wie Schlangen zerteilt wurden. Dann bewegten sich die beiden Hälften für gewöhnlich sehr schnell, mit peitschenden Schlägen. Aber die Kreuzotter bewegte sich nur langsam, und bald lag sie ganz still. Hallen war die Stufen vom Altar heruntergekommen und stand vor Daniel.

- Hast du die Schlange in den Klingelbeutel getan? Daniel antwortete nicht. Er machte sich bereit, die Schuhe abzustreifen und aus der Kirche zu rennen.

- Du sollst antworten, sagte Edvin. Der Pastor hat dir eine Frage gestellt.

Daniel fuhr aus der Bank hoch. Aber er kam nicht an Edvin vorbei, der das offenbar erwartet hatte und ihn packte.

- Wir bringen ihn in die Sakristei, sagte Hallen. Edvin hatte ihn fest im Griff. Als Daniel ihn zu beißen versuchte, um loszukommen, brüllte Edvin ihn an, er solle stillhalten. Der Mann, der den Klingelbeutel fallen gelassen und auf Daniel gezeigt und ihn beschuldigt hatte, packte ihn am Bein und drückte so fest zu, daß Daniel vor Schmerz aufschrie. Es gelang ihm, das Bein loszureißen, und er trat den Mann ins Gesicht, so daß er Nasenbluten bekam. Aber Edvin entließ ihn nicht aus seinem Griff, bis sie in der Sakristei waren. Alma kam hinterher, aber Hallen sagte zu ihr, sie solle draußen warten.

- Ich habe keine Schlange gesehen, rief sie. Es muß jemand anders gewesen sein.

- Er wird bald gestehen.

- Ich will nicht, daß ihr ihm weh tut.

Hallen schob Alma hinaus, ohne zu antworten, und zog die schwere Tür zu.

- Lassen Sie den Jungen los und geben Sie ihm eine Ohrfeige, sagte Hallen. Dann wird er sich beruhigen.

Edvin tat, wie ihm geheißen. Der Schlag war so hart, daß Daniel umfiel. Ihm brannte die Wange, und sein eines Auge fing an zu tränen.

Hallen beugte sich über ihn. Er atmete schwer und keuchend, als wäre er gerannt.

- Hast du die Schlange in den Klingelbeutel getan?

Daniel dachte, Hallen wäre ein Raubtier, dem er auf keinen Fall in die Augen sehen dürfe. Neben ihm befand sich ein Fenster, und draußen entdeckte er Sanna, die ihre Nase an die Fensterscheibe drückte.

Zum ersten Mal seit Vaters Verschwinden fühlte er, daß er nicht allein war. Das gab ihm dieselbe Kraft wie damals, als er klein war und Be oder Kiko neben ihm gesessen hatten. Es war das erste gewesen, was er lernte, daß ein Mensch, der allein ist, kein Mensch ist. Sanna war da draußen, sein Schmerz war der ihre, und er hatte keine Angst mehr davor, Hallen direkt in die Augen zu sehen.

- Ich habe den Göttern geopfert.

Hallen erhob sich, als hätte ihm Daniels Antwort einen Stoß vor die Brust versetzt.

- Du hast eine Schlange als Opfer in den Klingelbeutel getan?

Hallen schüttelte den Kopf und sah Edvin an.

- Ausgerechnet an diesem Sonntag war die Kollekte dazu bestimmt, die Mission in Afrika zu unterstützen. Und dann legt dieser kleine schwarze Teufel eine Schlange in den Klingelbeutel.

Edvin stand mit der Mütze in der Hand da. Daniel erkannte, daß er Angst vor Hallen hatte.

- Er hat bestimmt nicht so genau gewußt, wofür die Kollekte bestimmt war.

- Er hat eine Schlange in den Beutel getan!

Hallen sprach jetzt sehr laut, gerade so, als befände er sich auf der Kanzel und ließe seine Worte auf die Gemeinde herunterhageln. Edvin schüttelte den Kopf.

- Er versteht es wohl nicht.

- Eine Schlange in der Kollekte bedeutet nicht nur eine Lästerung. Es ist eine Schande für Sie und Alma, daß Sie es nicht geschafft haben, ihm Manieren beizubringen.

- Er weiß wohl nicht einmal, was Manieren sind. Wütend zeigte Hallen auf Daniels Füße.

- Er hat nicht einmal Schuhe an den Füßen. Obwohl Winter ist. Er geht barfuß in die Kirche. Und das lassen Sie zu?

Edvin versuchte sich aufzurichten, als er antwortete.

- Er hatte Schuhe an, als wir kamen. Er muß sie abgestreift haben, als wir in der Bank saßen.

Hallen schüttelte den Kopf.

- Ich habe mir Mühe gegeben, sagte er. Ich habe mehrmals morgens mit ihm geredet. Aber er sagt nichts. Er fragt nur immer nach dem Wasser.

Daniel saß auf dem Boden und schaute Sanna an. Jedesmal, wenn Edvin oder Hallen eine Bewegung machten, verschwand ihr Gesicht. Aber dann tauchte es wieder auf.

Hallen stand mit dem Rücken zu dem großen Schrank und musterte Daniel.

- Am nächsten Sonntag soll er vor der Gemeinde ein umfassendes Geständnis ablegen. Er soll um Verzeihung bitten.

- Man muß vielleicht bedenken, daß er es nicht richtig versteht, sagte Edvin. Er kommt von irgendwoher, wo es nur Sand gibt. Hier leben wir im Lehm. Vielleicht denkt ein Mensch wie er anders.

Daniel schoß durch den Kopf, daß Edvin recht hatte. Er hatte

etwas verstanden, was nicht einmal Vater begriffen hatte.

- Was haben Sand und Lehm mit Schlangen zu tun? wandte Hallen ein. Der Junge muß Zucht und Ordnung lernen. Er kommt zwar aus einer Wüste, aber die Mission hat gezeigt, daß Menschen sich zivilisieren lassen. Der wichtigste Schritt auf diesem Weg ist, daß er ein Geständnis ablegt und um Verzeihung bittet.

- Dann werde ich versuchen, ihm das klarzumachen. Aber dazu werde ich wohl Ihre Hilfe brauchen, Herr Pastor.

- Ich werde mit ihm sprechen. Morgen. Jetzt können Sie gehen.

Sie verließen die Sakristei. Alma wartete im Mittelgang. Der Mann, den Daniel ins Gesicht getreten hatte, lag auf einer Bank, mit einem Lappen auf der Nase, um den Blutfluß zu stoppen.

Die Schlange war fort.

- Die Schuhe, sagte Edvin.

Alma sah unter der Bank nach, auf der sie gesessen hatten. Sie beugte sich hinunter und hob die Schuhe auf. Daniel bedankte sich mit einem Diener und zog sie an.

Alma untersuchte Daniels Wange.

- Hallen hat ihn geschlagen, sagte sie.

- Nein, das war ich, sagte Edvin.

- War das nötig?

- Wie soll man wissen, was nötig ist? Wie soll man begreifen, was man nicht versteht? Wo sind der Knecht und die Mägde geblieben?

- Ich habe sie nach Hause geschickt.

- Und auf dem Kirchplatz?

- Da wimmelt es bestimmt von Neugierigen.

Edvin warf die Mütze auf den Boden und ließ sich schwer auf eine der Bänke sinken.

- Dann gibt es ein Spießrutenlaufen.

Alma sah ihn überrascht an, während sie Daniel über die Haare strich.

- Wir haben doch nichts getan, wofür wir uns zu schämen hätten?

- Ich werde vielleicht so wütend, daß ich einem von denen aufs Maul haue.

- Für heute ist hier genug geschlagen worden. Man wird doch wohl nach Hause gehen können, ohne das Gefühl, man müßte im Boden versinken?

Edvin schüttelte unablässig den Kopf. Daniel wartete ungeduldig darauf, daß sie hinausgingen. Er hatte Sehnsucht nach Sanna. Auch wenn er nicht mit ihr reden könnte, würde er wenigstens ihr Gesicht sehen.

Alma nahm Daniel an der Hand.

- Jetzt gehen wir, sagte sie. Du kannst hier sitzen bleiben oder mitkommen.

Edvin sah sie bittend an.

- Was sollen wir tun? Vielleicht war es ein Fehler, daß wir ihn bei uns aufgenommen haben?

- Das hat Zeit bis später. Jetzt gehen wir nach Hause. Edvin bückte sich nach der Mütze. Der Mann, der auf der Bank gelegen hatte, richtete sich auf. Er preßte den Lappen an seine Nase.

- Er hat mir das Nasenbein zertreten, sagte er mit belegter Stimme.

- Es gibt einen Doktor in Simrishamn, sagte Alma. Hätten Sie nicht soviel herumgeschrien und mit dem Finger auf ihn gezeigt, wäre das nicht passiert.

Daniel hatte Alma noch nie so entschieden sprechen gehört. Der Mann auf der Bank wußte nicht, was er darauf entgegnen sollte. Er legte sich wieder hin.

Als sie auf den Kirchplatz kamen, war dort eine große Schar von Leuten versammelt. Edvin stöhnte, und Alma holte tief Luft. Unter vollständigem Schweigen öffnete sich ihnen eine Gasse, als sie herankamen, Alma an der Spitze. Daniel sah sich nach Sanna um. Als er sie nicht fand, war er beunruhigt. Hatte er sich alles eingebildet? War es nicht ihr Gesicht, das er am Fenster gesehen hatte?

Schließlich entdeckte er sie an der Kirchenmauer. Sie winkte ihm verstohlen zu. Daniel hob die Hand, aber Alma zog sie sofort herunter. Die Menschen ringsumher schwiegen weiterhin. Edvin trottete schwerfällig hinterher. Erst als sie draußen auf der Straße waren, holte er sie ein.

- Hast du das gesehen? sagte er.

- Ich habe es gesehen, sagte Alma. Und ich habe es gespürt. Aber es kümmert mich nicht. Ich möchte jetzt vor allem verstehen, warum er es getan hat.

Edvin blieb stehen.

- Eine Kreuzotter mitten im Winter? Woher ist sie gekommen?

- Ich weiß nicht, sagte Alma. Aber ich will nicht, daß du ihn noch einmal schlägst.

Daniel fragte sich, was eigentlich geschehen war. Er dachte, Sanna wäre die einzige, die ihm darauf antworten könnte.

Langsam merkte er, daß Freude in ihm aufstieg. Da war eine Person, die seine Einsamkeit wegschob. Eine, die vielleicht sogar verstehen würde.

Er dachte an das Wasser, an das nasse Fell, das sich an seine Füße würde gewöhnen müssen.

Plötzlich kam ihm die Gewißheit.

Sanna würde ihm zeigen, wo das Meer lag.

Ein starker Sturm zog über die schonische Ebene. Es war in der Nacht, nachdem Daniel die Schlange in den Klingelbeutel getan hatte. Er wachte davon auf, daß Edvin den Knecht schüttelte und sagte, das Stroh würde gleich vom Stalldach wehen, und die Tiere wären unruhig. Gleich darauf kam Alma herein und weckte die Mägde. Sie sollten ihr mit den Tieren helfen, damit diese nicht zu Schaden kämen. Als Alma sich mit einer Kerze in der Hand über Daniel beugte, tat er so, als ob er schliefe.

- Ich weiß nicht warum, sagte sie. Aber mich führst du nicht hinters Licht. Ich sehe, daß du wach bist.

Daniel schlug die Augen auf.

- Hast du Angst vor dem Sturm? Daniel schüttelte den Kopf.

- Ich möchte dir ja so gerne helfen. Aber wie soll man jemandem helfen, den man nicht versteht.

Der Wind rüttelte an den Wänden des Hauses. Daniel fühlte, wie es durch die morschen Fenster zog.

- Der Himmel ist unruhig, sagte Alma. Daniel setzte sich im Bett auf.

- Du brauchst nicht zu helfen. Du bist noch zu klein. Daniel blieb auf der Bettkante sitzen und sah zu, wie Alma am Herd hantierte. Er kniff die Augen zu einem Spalt zusammen, so daß der Blick unscharf wurde. Es hätte Be sein können, die sich vor ihm bewegte. In seinem Inneren flüsterte er ihren Namen. Aber das Geheul des Windes war zu stark. Er konnte nicht hören, ob sie antwortete.

Auch am folgenden Tag dauerte der Sturm an. Er kam in Böen. Zerfetzte Wolken jagten über den Himmel. Edvin und der Knecht mühten sich damit ab, das Stroh zu sichern, mit dem das

Stalldach gedeckt war. Daniel durfte den Stall nicht betreten, weil die Tiere unruhig waren. Er mußte sich auch nicht auf den Weg zur Kirche machen. Hallen würde ihn empfangen, wenn der Sturm vorübergezogen war. Einer von den Bäumen aus dem Gehölz, in dem die schwarzen Vögel hausten, stürzte um. Die Vögel kreischten. Daniel stand da und beobachtete sie. Manchmal war es, als würden sie Zeichen an den Himmel malen. Er versuchte sie zu deuten, doch es gelang ihm nicht.

Edvin war vom Dach heruntergeklettert, um zu pinkeln. Als er den Hosenladen zugeknöpft hatte, ging er zu Daniel hin.

- Alma sagt, du hast keine Angst vor dem Sturm?

- Ich habe keine Angst.

Edvin strich ihm unsicher über die Wange, auf die er ihn geschlagen hatte.

- Ich werde dich nie wieder anrühren, sagte er. Es wird nie mehr geschehen. Selbst wenn Hallen es von mir verlangt.

Dann kletterte er wieder die Leiter hoch. Daniel sah ihm nach und entschied, daß Edvin meinte, was er sagte. Wenn er noch einmal die Hand hob, würde ihm der Schlag im Arm steckenbleiben.

Daniel lief zum Hügel. Er hielt die Arme ausgebreitet, so daß der Mantel sich wie ein Segel hinter ihm im Wind blähte. Viele Male hatte Kiko ihm erklärt, ein Mensch könne nicht fliegen. Aber Daniel war es immer so vorgekommen, als sei er von dem, was er sagte, nicht ganz überzeugt. Er streifte die Schuhe ab und versuchte abzuheben. Aber die Füße landeten immer wieder auf dem Boden.

Als er oben auf dem Hügel ankam, erlebte er eine Enttäuschung. Sanna war nicht da. Er sah zu dem Haus hinüber, in dem sie wohnte. Aber der Weg war leer. Er fragte sich, ob der Mann, der sie an den Haaren gezogen hatte, sie vielleicht

festgebunden hätte, genau wie Vater es mit ihm getan hatte. Er beschloß, daß er versuchen würde, sie aufzuspüren, wenn sie bis zum nächsten Morgen nicht auftauchte.

Dann lief er wieder nach Hause und setzte sich mit dem ABC-Buch in die Küche. Alma war draußen bei den Mägden im Stall. Er las sich die Buchstaben laut vor. Weder Kiko noch Be konnten lesen. Oft zeichneten sie mit Stöcken in den Sand. Aber es wurden nie Worte daraus, sondern Zeichen, Gesichter, Wege. Daniel legte das Buch weg und kniete sich vor dem Fenster auf die Holzbank. Die Scheibe war beschlagen. Mit einem Finger versuchte er Bes Gesicht zu malen. Aber es sah ihr nicht ähnlich. Er hauchte auf die Scheibe, so daß sie wieder beschlug, und probierte es statt dessen mit Kikos Gesicht, aber auch das mißlang ihm.

Dann versuchte er, die Antilope zu zeichnen. Er stellte sich vor, sein Finger wäre das Hölzchen, das Kiko gewöhnlich benutzte. Aber die beschlagene Fensterscheibe war keine Bergwand. Da packte ihn die Wut. Er mußte sich beherrschen, die Faust nicht durch das Glas zu rammen.

Am nächsten Tag hatte sich der Sturm gelegt. Das Stroh lag nun ganz still auf dem Stalldach. Kurz nach sieben in der Frühe ging Daniel zur Kirche. Die Tür der Sakristei war geschlossen. Er klopfte. Hallen antwortete. Daniel öffnete die Tür, trat ein und machte einen Diener. Hallen saß auf einem Stuhl mitten im Raum. Er forderte Daniel mit einem Nicken auf, näher zu treten.

- Erst hast du ein Ferkel mit einem Schuh totgeschlagen, sagte Hallen. Das habe ich mir erzählen lassen. Und jetzt hast du eine Schlange in den Klingelbeutel getan. All das sagt mir, daß du immer noch ein Wilder bist. Es wird seine Zeit dauern, bis du verstehst, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Ich werde Geduld mit dir haben. Aber die Geduld hat ihre Grenzen. Wenn du gehorchst, wird dir nur das Gute angerechnet. Wenn du nicht

gehörst, wirst du bestraft. Hast du verstanden, was ich meine?
Daniel nickte.

- Ich will hören, daß du es sagst.
- Ich verstehe.
- Was verstehst du?
- Daß man Schuhe an den Füßen haben muß, wenn Frost ist, daß man Schwein nicht töten darf und daß man Schlange nicht in Kringelbeutel tut.
- Es heißt »ein Schwein«, und es heißt »Klingelbeutel«.
- »Es heißt ein Schwein und es heißt Kringelbeutel.«
- Klingelbeutel.
- Klingelbeutel.

Hallen erhob sich vom Stuhl.

- Laß uns hinausgehen und Jesus anschauen. Wieder standen sie am Altarring. Die Sonne, die sich durch ein Fenster hereintastete, blitzte in einem Auge des angenagelten Mannes auf. Daniel schrak zusammen. Derselbe Schein war im Auge der Antilope zu sehen gewesen.

- Jesus hat sein Leben für dich geopfert, sagte Hallen. Niemand kann ein richtiger Mensch werden, ohne an ihn zu glauben. Aber man muß sich auch zu benehmen wissen.

- Das tut bestimmt weh, sagte Daniel. Hallen sah ihn forschend an.

- Tut weh?
- Wenn man an ein Brett genagelt wird.
- Natürlich tut das weh. Sein Leiden war unermesslich. Daniel dachte, jetzt könnte er wieder seine Frage stellen.
- Ich will gern lernen, wie man auf dem Wasser geht.
- Kein Mensch kann auf dem Wasser gehen. Jesus war Gottes Sohn. Er konnte es. Aber niemand sonst.

Daniel wußte, daß der Mann, der an seiner Seite stand,

unrecht hatte. Aber er wagte ihm nicht zu widersprechen. Edvins Schlag brannte noch auf seiner Wange.

- Hier sollst du am nächsten Sonntag stehen, sagte Hallen. Vor der versammelten Gemeinde. Du sollst uns alle um Verzeihung bitten, weil du dich gegen diese heilige Kirche vergangen hast, indem du eine Schlange in die Kollekte getan hast. Verstehst du, was ich sage?

Daniel wurde mit Entsetzen klar, was Hallen meinte.

- Werde ich auch an Planken genagelt?

Hallen packte Daniel am Mantelkragen und hob die Hand. Aber er schlug nicht.

- Du wagst es, dich mit dem Erlöser zu vergleichen? Du wagst es, dich mit dem Mann zu vergleichen, der für unser aller Sünden litt?

Hallen ließ ihn los und trat zur Seite, als brächte er es nicht fertig, Daniel allzu nahe zu sein.

- Du bist immer noch ein Wilder. Ich vergaß. Der Weg, den du zu gehen hast, ist lang. Aber wir werden ihn zusammen gehen. Für heute bist du entlassen. Aber ich will, daß du morgen wiederkommst.

Daniel blieb regungslos stehen, bis Hallen hinter dem großen Altarbild verschwunden war. Dann stürzte er aus der Kirche. Er rannte den ganzen Weg nach Hause und war ganz in Schweiß gebadet, als er auf dem Hügel hinter dem Haus ankam. Er wußte, daß es noch fünf Tage bis zum nächsten Sonntag waren. Dann würde man ihn an Planken nageln. Ehe es dazu kam, mußte er herausfinden, wo das Meer lag. Er mußte weglaufen, und auch wenn er immer noch nicht auf dem Wasser gehen konnte, mußte er sich versteckt halten, bis er es gelernt hatte. Er rief laut nach Kiko und Be. Aber es kam keine andere Antwort als das rastlose Krächzen der schwarzen Vögel.

Er sank zu Boden und kauerte sich zusammen, den Kopf zwischen den Knien. Der lange Spurt hatte ihn ermüdet. Es war kalt, und er fühlte sich sehr erschöpft.

Als er aufwachte, stand Sanna neben ihm.

- Ich habe gehört, daß du gerufen hast, sagte sie. Warum sitzt du hier und schläfst? Du könntest erfrieren.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte. Im Traum hatte er an zwei gekreuzten Planken gehangen. Es war der Knecht, der ihn angenagelt hatte, und die Mägde hatten zu seinen Füßen gelegen und geschlafen, die Decke bis zum Hals hochgezogen.

- Sie werden mich annageln, sagte er.

- Was meinst du damit?

- Sie werden mich an Planken nageln. Und mich in der Kirche aufstellen.

Sanna schüttelte den Kopf.

- Wer hat das gesagt?

- Hallen.

- Will der Pastor dich an Planken nageln? Das darf er nicht. Das ist verboten. Man darf Menschen den Kopf abschlagen. Aber an Planken nageln darf man sie nicht.

- Er hat es gesagt.

Sanna sah ihn nachdenklich an. Sie nagte an ihren Lippen, während sie überlegte.

- Vielleicht gilt das nicht für solche, die schwarz sind, sagte sie. Solche wie dich darf man vielleicht annageln.

Dann schrie sie los, so schrill, daß die schwarzen Vögel aus den Baumwipfeln aufflatterten.

- Das darf er nicht.

- Ich werde weglaufen.

- Wohin willst du gehen? Sie werden dir nachkommen. Sie

werden dich einfangen.

- Ich verstecke mich.
- Aber du bist schwarz. Du kannst dich nicht verstecken.
- Ich mache mich unsichtbar.

Wieder begann Sanna an ihren Lippen zu nagen.

- Kannst du das?
- Ich weiß nicht.

Sie setzte sich dicht neben ihn und nahm seine Hand.

- Falls du anfängst zu schreien, wenn sie dich annageln, verspreche ich dir, daß ich auch schreien werde. Dann tut es ein bißchen weniger weh.

- Danke.

- Du wirst da sowieso nicht lange hängen. Denn du bist ein Mensch, und Menschen, die tot sind, riechen schlecht. Aber ich werde Blumen auf dein Grab legen.

- Danke.

Sanna saß einen Moment still da. Daniel versuchte sich zu entscheiden, wann er weglaufen sollte. Sollte er warten oder sollte er schon heute nacht aufbrechen? Er sah ein, daß Sanna niemals wagen würde, mit ihm zu kommen. Bestimmt hatte sie auch nicht die Geduld, die man brauchte, um zu lernen, wie man auf dem Wasser geht. Trotzdem wollte er es ihr erzählen. Er mußte seine Gedanken mit jemandem teilen. Vielleicht könnte sie ihm auch helfen, diejenigen, die nach ihm suchen würden, auf die falsche Fährte zu setzen.

Er sagte ihr, wie es war. Er wollte weglaufen. Vielleicht schon in dieser Nacht. Er würde sich zum Meer durchschlagen, und wenn er erst gelernt hätte, wie er es anstellen mußte, daß das Wasser ihn trug, würde er gehen, bis er wieder zu Hause war. Sanna hörte mit offenem Mund zu.

- Du bist nicht bei Trost, sagte sie, als er verstummt war. Ich

verstehe nicht die Hälfte von dem, was du sagst. Aber soviel begreife ich, daß du genauso verrückt bist wie ich.

- Was bedeutet es, verrückt zu sein?

- Wenn man so ist wie ich. Ich bin nicht ganz richtig im Kopf. Ich begreife nicht, was die Leute zu mir sagen. Manchmal sagen sie, daß ich dumm bin, manchmal, daß ich zurückgeblieben bin. Aber ich bin nicht dumm genug, daß man mich ins Irrenhaus sperrt.

- Wieso hat dein Papa dich an den Haaren gezogen? Sanna kniff ihn so fest in die Nase, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen.

- Er ist nicht mein Papa. Mein Papa ist tot. Meine Mama auch. Ich wohne bei ihnen, weil ich versteigert wurde.

Daniel verstand das Wort nicht.

- Ist er der Bruder von deinem Papa?

- Er heißt Hermansson und faßt mir unter den Rock, wenn Elna es nicht sieht. Nachts kommt er und begrapscht mich unter der Decke. Ich will es nicht, aber er sagt, ich soll stillhalten. Sonst komme ich ins Irrenhaus und muß den ganzen Tag in einer Badewanne mit kaltem Wasser liegen.

Daniel verstand die Bedeutung ihrer Worte nicht. Aber er merkte ihrem Gesicht an, daß sie einen Schmerz in sich trug, der an seinen eigenen erinnerte. Er dachte, wenn er erst wieder zu Hause wäre, würde er sich an sie erinnern, und er würde bestimmt in den Nächten von ihr träumen.

- Ich werde dein Gesicht in die Felswand ritzen, sagte er. Neben der Antilope.

- Was ist das?

- Ein Tier.

Daniel erhob sich aus dem Lehm und verschränkte die Arme über dem Kopf, als wären sie das Gehörn eines Kudubocks.

Sanna lachte.

- Das sieht aus wie ein Tier.
- Die Antilope ist ein Tier.
- Aber du bist ein Mensch. Obwohl du genauso verrückt bist wie ich.

Während sie redete, sah sie sich dauernd besorgt um. Plötzlich deutete sie mit dem Finger in die Ferne.

- Da kommt jemand auf dem Weg. Daniel sah, daß es Edvin war.

- Ich komme heute abend wieder, sagte Daniel. Ich will dich noch einmal sehen, bevor ich verschwinde.

- Aber sie werden dich finden! Sie werden ihre Hunde auf dich hetzten.

- Sie finden mich niemals.

Sanna lief den Hügel hinunter. Daniel ging Edvin entgegen.

- Wer war das, mit dem du gesprochen hast?

- Niemand.

- Du mußt mich nicht anlügen. War es Sanna? Daniel antwortete nicht.

- Doktor Madsen ist gekommen, sagte Edvin. Er hat zwei Herren aus Lund bei sich. Sie möchten dich treffen.

Daniel blieb wie angewurzelt stehen.

- Es ist nichts Schlimmes. Sie wollen dich nur zeichnen. Sie wollen in einem Buch über dich schreiben.

Die beiden Männer, die in der Küche saßen und warteten, waren jung. Sie standen auf, gaben Daniel die Hand und sahen ihn freundlich an. Er merkte, daß sie nicht gafften, sondern ihn mit einer Neugier betrachteten, die ohne Angst war. Dann nannten sie ihre Namen, der eine, von kleiner Statur, der ein bleiches Gesicht und gelbe Haare hatte, hieß Fredholm, der andere, der größer war, kahlköpfig und mit einem Schnurrbart, hieß Edman.

Doktor Madsen, vor dem Daniel sich fürchtete, weil er an Vaters Verschwinden schuld war, hockte sich vor ihn hin.

- Die Herren Fredholm und Edman sind Studenten, sagte er. Weißt du, was ein Student ist?

Daniel schüttelte den Kopf. Wenn Madsen in der Nähe war, wollte er nicht zu viele Worte sagen. Jedesmal, wenn er sprach, gab er seine Gedanken preis. Er wollte nicht, daß Madsen entdeckte, was er wirklich dachte.

- Sie studieren an der Universität von Lund, fuhr Madsen fort. Was das ist, weißt du auch nicht. Aber du bist in der Stadt gewesen, und du hast bestimmt gehört, daß man dahin fährt, um Wissen zu erwerben. Dort gibt es einen Biologieprofessor Holzten, der Menschen studiert. Weshalb wir verschieden sind. Die wesentlichen Unterschiede der Rassen. Die unterlegenen, die aussterbenden, und Rassen, denen die Zukunft gehört. Es ist Professor Holzten, der die Herren zu einem Besuch hierher geschickt hat. Die Ergebnisse werden in einer rassenbiologischen Zeitschrift veröffentlicht, die kürzlich gegründet wurde.

Doktor Madsen nahm Alma und Edvin mit sich hinaus in die Küche. Der Mann, der Edman hieß und einen kahlen Kopf hatte, holte einen Block hervor und fing an, Daniel zu zeichnen. Fredholm nahm ein Maßband, das er um Daniels Kopf legte. Daniel hatte große Lust zu lachen, erkannte aber, daß er besser ernst sein sollte. Er konnte nicht verstehen, wieso es so wichtig sein sollte, seine Nase oder den Abstand zwischen den Augen auszumessen. Er dachte, daß die beiden Männer an Vater erinnerten. Sie widmeten sich schwer begreiflichen Handlungen. Vater hatte in einer Wüste beinah das Leben verloren, als er nach Käfern und Schmetterlingen suchte. Und hier standen erwachsene Männer und nahmen allen Ernstes an seiner Nase Maß.

- Man kann sich fragen, was er denkt, sagte Edman und

änderte die Stellung, um Daniels Gesicht von links im Profil zu zeichnen.

- Falls er überhaupt denkt, sagte Fredholm und notierte die Länge von Daniels linkem Ohr.

- Seltsam, vor einem Geschöpf zu stehen, das einer aussterbenden Art angehört. Möchte wissen, ob ihm das selbst bewußt ist? Daß er bald nicht mehr existieren wird?

Zerstreut lauschte Daniel auf das, was gesagt wurde. Ihm war plötzlich ein Gedanke gekommen. Sie könnten ihm vielleicht erklären, wo das Meer lag. Da sie allein im Zimmer waren, würden weder Alma noch Edvin erfahren, daß er danach gefragt hatte. Er würde warten, bis sie fertig waren. Dann würde er fragen, und er würde es auf eine solche Art tun, daß sie nicht merkten, welche Absicht hinter der Frage stand.

- Mach den Mund auf, sagte Fredholm. Daniel gehorchte.

- Hast du diese Zähne gesehen? Kein Loch. Kein Wurm.

- Karies wird durch Bakterien verursacht. Aber das Weiß der Zähne wird dadurch verstärkt, daß er schwarz ist.

Fredholm zog an den Zähnen.

- Stark wie bei einem Raubtier. Wenn er zubeißen würde, wäre es, als hätte man eine verrückte Katze am Handgelenk hängen.

Daniel dachte, es sei nun schon das zweite Mal, daß man ihn zeichnete und vermaß. Er überlegte, ob es in diesem Land Sitte sei, daß man Leuten, die zu Besuch kamen, Maßbänder um den Kopf legte.

Fredholm fuhr mit dem Messen fort. Jetzt zupfte er an Daniels Lippen. Es tat weh, aber das gab er nicht zu erkennen.

- Ich habe einmal einen Fuchskopf abgezeichnet. Er hatte vermutlich Tollwut, und ihm war der Kopf abgeschnitten worden. Ich habe jetzt dasselbe Gefühl, daß es ein Tier ist, das ich zeichne.

Fredholm schneuzte sich in ein Taschentuch und bat Daniel dann, den Arm zu heben. Er roch und schnupperte an seiner Achselhöhle.

- Tierisch, sagte er. Sehr streng. Kein gewöhnlicher Bauernschweiß.

Edman legte den Zeichenblock weg und schnupperte ebenfalls.

- Ich kann keinen Unterschied feststellen.

- Von was?

- Zwischen meinem eigenen Schweißgeruch und dem des Jungen. Du mußt achtgeben, daß du nicht von der Wahrheit abweichst.

- Dann notiere ich, daß er denselben Geruch transpiriert wie ein Mensch.

Edman lachte.

- Er *ist* ein Mensch.

- Aber aussterbend.

Fredholm legte das Maßband hin und setzte sich.

- Wenn man sich diesen Jungen etwas älter vorstellt. Wie er sich mit einem rosigen Bauernmädchen paart.

- Ein widerwärtiger Gedanke.

- Aber wenn? Was wird das Ergebnis sein?

- Ein Mulatte. Von geringer Intelligenz. Darüber hat Holzten bereits geschrieben.

Fredholm kratzte in einer Pfeife herum, die er dann anzündete.

- Aber wenn all das falsch wäre, sagte er. Wenn der Ausgangspunkt nicht stimmt. Wohin geraten wir dann?

- Wieso sollte der Ausgangspunkt nicht stimmen?

- Wenn die christliche Lehre trotz allem die Wahrheit sagt? Daß alle Menschen gleich geschaffen sind?

- Tierarten sterben aus. Warum nicht auch weniger gelungene menschliche Rassen?

- Ich habe das Gefühl, er versteht alles, was wir sagen. Edman legte den Zeichenblock zur Seite.

- Mag sein. Aber er versteht nicht, was er versteht. Wenn du fertig bist, möchte ich gern hinausgehen. Hier riecht es penetrant.

Fredholm zuckte die Schultern.

- Ich gebe zu, daß er an einen Affen erinnert. Aber das ändert nichts daran, daß er mir trotzdem wie ein Mensch vorkommt, der nicht so aussieht, als wäre er dabei auszusterben.

- Diese Frage mußt du mit Holzsten erörtern. Er hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht. Er meint, daß der Rassenbiologie die Zukunft gehört. Wer seinen Wegen nicht folgt, muß andere finden.

Fredholm sagte nichts mehr, sondern packte seine Maßbänder und Zirkel in eine kleine Tasche.

- Wo liegt das Meer? fragte Daniel.

Die beiden Männer sahen ihn verwundert an.

- Hat er was gesagt? meinte Fredholm.

- Er hat nach dem Meer gefragt.

- Wo liegt das Meer? wiederholte Daniel. Edman lächelte. Dann zeigte er mit dem Finger.

- In dieser Richtung Simrishamn. Und in dieser Richtung Ystad. In dieser Richtung Trelleborg. In dieser Richtung Malmö. Das Meer liegt rings um dich herum wie ein Hufeisen. Im Osten, Süden und Westen. Aber nicht im Norden. Da gibt es nur Wald.

Es kam, wie Daniel gehofft hatte. Sie fragten nicht, wieso er sich für das Meer interessierte. Sie packten ihre Sachen zusammen und öffneten die Tür zu dem Zimmer, in dem Doktor Madsen zusammen mit Edvin und Alma wartete.

- Ich hoffe, fünf Reichstaler sind genug, sagte Doktor Madsen und legte einen Schein auf den Tisch.

Edvin nickte.

- Mehr als genug.

Dann begleiteten er und Alma die drei Männer hinaus zu dem wartenden Wagen.

Daniel stand mitten in der Küche. Er schloß die Augen und meinte, das Rauschen der Wellen zu hören.

Jetzt wußte er, in welche Richtung er nicht gehen würde.

Zwei Tage später brach Daniel auf. In der Nacht um kurz nach eins, als er sicher war, daß alle schliefen, zog er sich lautlos an und schlich mit den Holzschuhen in der Hand aus der Küche. Das, was von dem Sand übrig war, den er aus Vaters Insektenkästen geklaut hatte, ein paar Brotstücke und Kartoffeln hatte er in ein Bündel gepackt. Als er auf den Hof trat, schlug ihm die Kälte hart entgegen. Einen kurzen Moment zögerte er und fragte sich, ob er die Wanderung zum Meer überstehen würde. Er wußte nicht, wie weit es war, und ebensowenig, ob die Ebenen von Bergen oder Sümpfen unterbrochen sein würden. Dann wickelte er sich das Halstuch um den Kopf und ging los. Er spürte, wie Be und Kiko nach ihm riefen. Es war windstill und bedeckt. Er hatte beschlossen, nach Süden zu gehen. In der Nacht davor hatte er sich einen Stern im Süden ausgeguckt. Er folgte dem Feldweg an dem Haus vorbei, in dem Sanna wohnte. Als ein Hund zu bellen anfang, lief er querfeldein. Erst als das Gebell verstummt war, blieb Daniel stehen. Die Kälte schnitt ihm in die Lungen.

Er hatte Sanna erklärt, daß er fortgehen würde. Sie hatten oben auf dem Hügel gesessen, und er hatte erzählt, während sie grub und nach den unsichtbaren Menschen suchte, die sich unter dem Lehm befanden. Sie hatte wiederholt, was sie ihm schon früher gesagt hatte, er sei nicht recht gescheit, sie würden ihn finden und zurückholen. Ein Mensch, der an Balken genagelt werden sollte, konnte nicht entkommen.

Schließlich hatte er verstanden, daß sie nicht an das glaubte, was er sagte. Da hatte er eingesehen, daß sie sich niemals entschließen könnte, ihn zu begleiten.

Als sie nach Hause lief, hatte er ihr nachgesehen, bis sie

verschwunden war. So konnte er auch sein eigenes Verschwinden sehen. Er würde durch die Nacht laufen, und er würde fort sein, wenn Edvin und Alma am Morgen aufwachen. Er hatte ein wenig Sand ins Bett geschüttet und hoffte, daß sie glauben würden, er hätte sich in diese Sandkörner verwandelt.

Die Dunkelheit umschloß ihn. Die Kälte schnitt ihm in die Brust. Er folgte den schmalen Wegen, die sich zwischen den Äckern durchwanden. Die Erde war gefroren und blieb nicht mehr unter den Schuhen kleben. Hin und wieder hielt er inne, um Atem zu schöpfen. Aber sogleich begann er so stark zu frieren, daß er sich zum Weitergehen zwang.

Die Ebene erschien ihm endlos. Schließlich war es, als bewege er sich in einem Dämmerzustand. Die Kälte schmerzte nicht mehr. Jetzt brannte sie in ihm. Er wußte, daß er bis zur Morgendämmerung durchhalten mußte. Erst dann würde er nach einem geeigneten Platz suchen können, um sich zu wärmen und zu schlafen. Wenn er jetzt anhielte, würde er in der Dunkelheit begraben werden, und wenn die Sonne wiederkehrte, würde nur noch sein steif gefrorener Körper übrig sein. Diese ganze lange Nacht über waren Be und Kiko in seinen Gedanken. Sie waren bei ihm, und sie froren genauso wie er. Manchmal streckte er die Arme aus und bat Kiko, ihn zu tragen. Aber Kiko schüttelte nur den Kopf und sagte, er müßte es allein schaffen.

Dann kam die Morgendämmerung.

Gleichzeitig setzte der Schneefall ein. Erst in einzelnen Flocken, bald aber so dicht, daß er den Horizont nicht mehr sehen konnte. Er befand sich mitten auf einem Acker. Weit entfernt sah er ein Haus, von Bäumen umgeben. Aber nirgendwo innerhalb seines Blickfeldes war das Meer zu entdecken. Auf der Kuppe eines kleinen Hügels lag die Ruine einer Windmühle. Die Flügel hingen wie die Überreste eines toten Vogels über den zerfallenen Mauern. Er ging auf den

Hügel zu. Als er sich umdrehte, war der Acker schon weiß geworden, und seine Spuren zeichneten sich deutlich ab. Er ging weiter bis zur Mühle. Ein Fuchs tauchte flüchtig auf und war gleich wieder fort. In einer Ecke der Ruine war das Dach noch intakt. Auf dem Boden lagen ein paar alte Säcke. Er wickelte sich die Säcke um den Leib und kauerte sich in einem Winkel zusammen. Dann aß er eins von den Brotstücken und eine Kartoffel. Er wunderte sich, daß er nicht durstig war. Wenn er eine ganze Nacht durch die Wüste gegangen wäre, hätte er keinen Hunger, würde aber Wasser haben wollen. Jetzt brauchte er etwas zu essen.

Er versuchte abzuwägen, ob er es riskieren könnte einzuschlafen. Würden die Säcke ihn warm genug halten, oder würde er erfrieren? Er bemühte sich, einen Entschluß zu fassen. Aber da schlief er schon. Kiko lag an seiner linken Seite, wie gewöhnlich mit einem Arm unter dem Kopf. Be war irgendwo hinter ihm. Ohne daß er sie sah, wußte er, daß sie zusammengerollt schlief, die Hände unter dem Bauch verschränkt.

Er träumte, daß sein Herz immer langsamer schlug. Mit gewaltiger Kraft schleuderte er sich aus dem Traum heraus. Er fror so, daß er zitterte. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht. Zu seiner Verwunderung merkte er, daß er weinte. Die Tränen waren von den Augen in den Mund gelaufen. Es war ihm noch nie passiert, daß er anfang zu weinen, während er schlief.

Erst wußte er nicht, wo er sich befand. Es schneite immer noch. Mit Mühe erhob er sich und versuchte an der Höhe der Schneedecke abzulesen, wie lange er geschlafen hatte. Er maß mit einem Finger und sah dann zu den Wolken hoch. Wo die Sonne stand, konnte er nicht ausmachen. Er nahm etwas Schnee in die Hand und steckte ihn in den Mund. Jetzt merkte er plötzlich, wie durstig er war.

Bevor er die Ruine verließ, riß er die Säcke in Fetzen und stopfte sie unter die Hose und in die Schuhe. Dann ging er weiter in Richtung Süden.

Er wußte, daß er eine weitere Nacht nicht durchstehen würde. Er mußte sich ausruhen und er brauchte Wärme. Sonst würde er sterben. Kurz bevor die Dämmerung begann, kam er zu einem Hof mit großen Stallungen und einem roten Ziegelhaus mit einem Turm in der Mitte. Er versteckte sich auf dem Acker hinter ein paar Steinblöcken und wartete. Dann und wann hörte er Stimmen in der Ferne und das Geräusch von klappernden Eimern. Als es dunkel geworden war, näherte er sich vorsichtig einer der Stallungen. An der Rückseite befand sich eine alte Mistrinne, durch die er hineinkriechen konnte. Der Stall war voller Kühe. Einige davon bewegten sich unruhig, als er sich in der Dunkelheit vorantastete. Plötzlich roch er den Duft von Milch. Auf dem Boden eines ungespülten Eimers fand sich noch ein Rest Milch. Er trank sie aus. Suchte weiter und entdeckte noch einen Eimer mit Milch. Immerzu lauschte er auf Stimmen. Aber er war allein mit den Tieren. Er tastete sich denselben Weg zurück, auf dem er gekommen war, und kroch neben der Kuh, die der Mistrinne am nächsten stand, ins Heu. Die Kuh schnupperte an ihm. Daniel spürte ihren warmen Atem im Gesicht. Er aß das Brot und die Kartoffeln auf, die noch übrig waren, und kuschelte sich dann ins Heu. Dabei beschmierte er sich die eine Hand mit Dung. Er wischte sie an der Steinwand ab und rollte sich zusammen. Langsam merkte er, wie die Körperwärme zurückkehrte. In dieser Nacht würde er nicht erfrieren.

Er schrak hoch, als jemand schrie. Er hatte so tief geschlafen, daß er nicht bemerkte, wie die Mägde mit ihren Eimern klappernd hereinkamen. Jetzt stand ein dünnes Mädchen mit pockennarbigem Gesicht vor dem Verschlag und weckte ihn mit ihrem Geschrei. Er stand auf, und sie flüchtete und warf dabei

den Eimer um. Er kroch durch die Mistrinne nach draußen und rannte so schnell er nur konnte. Es hatte aufgehört zu schneien und war kälter geworden. Er rutschte aus und fiel hin, rappelte sich aber wieder auf und lief weiter. Die ganze Zeit war er darauf gefaßt, hinter seinem Rücken Rufe und Hundegebell zu hören. Er merkte, daß es langsam bergauf ging. Wenn er nur über den Kamm käme, wäre er in Sicherheit.

Als er die Kuppe erreichte, blieb er wie angewurzelt stehen.

Weit hinten am Horizont lag das Meer. Er machte die Augen fest zu und sah noch einmal hin. Es war keine Einbildung. Das Meer lag vor ihm, und als er sich umdrehte, waren die Äcker leer. Keine Menschen, keine Hunde.

Er ging weiter und stieß auf eine breitere Straße. Schon jetzt konnte er den Rauch aus vielen Schornsteinen zum Himmel steigen sehen. Vielleicht war er unterwegs zur selben Stadt, in der er einmal mit Vater gewesen war? Er ging weiter. Als er von weitem zwei Pferdewagen sah, verließ er die Straße und versteckte sich in einem Graben. Der Kutscher hinter dem ersten Pferd schlief. Im zweiten Wagen saß eine Frau. Flüchtig dachte Daniel, daß es vielleicht Be war, die sich verkleidet hatte. Die sich ihm zeigen wollte, ihm sagen, daß er auf dem richtigen Weg war.

Er hielt sich versteckt, bis es wieder anfang zu dämmern. Jetzt war er nahe genug gekommen, um festzustellen, daß es nicht dieselbe Stadt war, die Vater und er besucht hatten. Hier gab es keine gepflasterten Straßen, nur lehmige Wege, die sich zwischen niedrigen Häusern schlängelten.

Aber er entdeckte etwas, was wichtiger war. Es gab dort einen Hafen. Und in dem Hafen lagen mehrere Schiffe. Vielleicht könnte er sich auf einem von ihnen verstecken und müßte gar nicht lernen, wie man auf dem Wasser geht.

Der Hunger nagte an seinem Magen. Er versuchte sich

vorzustellen, was geschehen war, als Alma und Edvin sein Verschwinden entdeckt hatten. Alma würde vielleicht glauben, der Sand im Bett wäre alles, was von ihm übrig war. Aber Edvin würde es bezweifeln. Sie würden anfangen zu suchen. Jetzt war er aber bereits einen Tag und zwei Nächte unterwegs. Sie würden annehmen, er läge irgendwo tot, unter dem Schnee begraben.

Bei Einbruch der Dunkelheit kam Wind auf. Daniel war besorgt, die Schiffe könnten den Hafen verlassen, bevor er es geschafft hätte, an Bord zu kommen. Er machte einen Umweg um die Häuser herum und ging hinunter zum Hafen. Der Wind wurde stärker. Die Schiffe scheuerten gegen die Kaimauer. Er war überrascht, daß kein Licht in den Kajüten war. Wo waren die Seeleute?

Der Kai lag verlassen da. Das einzige Licht, das er sah, kam aus einem Fenster in einem Haus am Ende der Hafenmauer. Er ging an den Schiffen vorbei, ohne auf einen einzigen Menschen zu stoßen. Die Enttäuschung machte ihn wütend. Warum lagen sie hier dümpelnd im Hafen wie tote Tiere? Warum warteten keine Matrosen auf die Morgendämmerung, um die Segel zu hissen?

Bei dem größten der Schiffe machte er halt. Die Wolken hatten sich im Wind zerstreut. Der Mond gewährte ihm eine gute Sicht. Er sprang über die Reling und spürte, wie sich das Deck unter seinen Füßen bewegte. Plötzlich schrak er zusammen. Es war, als befände Vater sich irgendwo dort unter den Schatten. Er wollte nicht, daß Daniel ein Schiff bestieg. Er würde ihn am Nacken packen und ihn zu Alma und Edvin zurückbringen. Aber das Deck war leer. Es war niemand an Bord. Wieder spürte er, wie hungrig er war. Wenn er nichts zu essen fand, würde er bald nicht mehr denken können.

Er ging auf dem Deck entlang und versuchte sein Glück an der Tür der Achterkajüte. Sie war unverschlossen. Ohne daß er

wußte, warum, klopfte er an. Niemand antwortete. Er machte die Tür auf und trat ein. Drinnen roch es nach nassen Kleidern. Auf einem Tisch stand eine Kerze. Er zog die Gardinen vor die Bullaugen und machte Licht. Dann wölbte er seine Hände wie einen Schirm um die Flamme. Auf dem Tisch standen eine Butterdose und ein Teller mit hartem Brot. Er fing an zu essen. Die Butter schmierte er mit den Fingern auf das Brot. Außerdem stand da eine Flasche, dieselbe Sorte, die Vater zu trinken pflegte. Es war das, was sie *Bier* nannten. Es schmeckte bitter. Aber er trank, bis die Flasche leer war.

Als kein Brot mehr übrig war, war er satt. Er löschte die Kerze und setzte sich auf die Kojen hinter dem Tisch.

Die Stimmen umgaben ihn jetzt von allen Seiten. Er konnte ihren Atem fühlen und ihre Körper in der Dunkelheit erahnen, während das Schiff gegen den Kai stieß und scheuerte.

- Was soll ich tun? flüsterte er ins Dunkel hinaus.

Aber die Antworten verloren sich im Heulen und Pfeifen, das von den undichten Bullaugen zu ihm herüberdrang, und im Klatschen der Leinen, die draußen gegen die Masten schlugen.

Er legte sich hin und breitete die Decken über sich. Sie rochen scharf nach Tabak und Urin. Er wußte, daß er einen Entschluß fassen mußte. Aber er war zu müde. Er schaffte es nicht einmal daran zu denken, sich zu verstecken.

In den Träumen sah er Be ganz oben in einem Baumwipfel sitzen. Rings um sie her war kein Sand, nur Wasser. Sie war allein da oben in der Baumkrone, und das Wasser stieg unaufhaltsam am Stamm hoch. Plötzlich sah er, daß sie da oben in der Baumkrone im Begriff war, ein Kind zu gebären. Sie rief nach Kiko, aber niemand antwortete. Daniel wollte den Stamm hinaufklettern, um ihr zu helfen, aber er konnte nicht, und schließlich verstand er, daß er es war, der da oben geboren

wurde, während das Wasser langsam stieg. Er sah, wie Be die Nabelschnur zu dem blutigen Kind durchbiß, und er fühlte, daß er von ihr weggerissen wurde. Bald würde das Wasser bis zur Baumkrone reichen und sie beide in den Wellen davontragen. Dann entdeckte er, daß Be Flügel besaß, und sie breitete sie aus und stieg aus dem Baum empor, als die Wellen kurz davor waren, nach ihren Füßen zu greifen.

Er erwachte mit einem heftigen Ruck. Ein Lichtstrahl traf seine Augen. Ein Mann mit einer Laterne in der Hand stand über die Kojе gebeugt. Er war unrasiert, und ein Lid hing ihm halb übers Auge.

- Was zum Teufel ist denn das, sagte er. Wer bist du? Daniel setzte sich auf.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.

- Wäre ich besoffen, würde ich jetzt wegrennen. Ein schwarzer kleiner Mensch in der Achterkajüte?

Der Mann schüttelte den Kopf.

- Ich höre, daß der Wind auffrischt, und beschließe, mich anzuziehen und hinunterzugehen und nach den Leinen zu sehen. Etwas bringt mich dazu, in die Kajüte zu schauen. Und da liegt ein Mensch in meiner Kojе.

Daniel merkte sofort, daß der Mann nicht gefährlich war.

- Ich bin auf dem Weg nach Hause, sagte er. Ich habe keine Angst davor, in die Masten zu klettern. Ich esse nicht viel. Ich kann an Deck schlafen. Wenn es nur etwas wärmer wird.

Der Mann stellte die Laterne auf den Tisch, ohne ihn aus dem Blick zu lassen.

- Du bist wirklich schwarz, sagte er. Ein schwarzer junger Mann aus Afrika. Der Schwedisch spricht. Und hartes Brot ißt. Und Bier trinkt. Und sich dann in meiner Kojе schlafen legt. Wenn ich das jemandem erzählen würde, hielten sie mich für

verrückt. Und vielleicht bin ich ja verrückt.

Er streckte die Hand aus.

- Nimm meine Hand, damit ich spüre, daß du wirklich bist.

Daniel streckte seine Hand aus.

- Du bist wirklich, sagte der Mann. Und du bist kalt. Du frierst. Und du heißt Daniel?

- Ich glaube an Gott.

- Das bedeutet nicht soviel. Aber du mußt verstehen, daß ich gern wissen möchte, woher du kommst. Und wie du hier gelandet bist. In meiner Kajüte, mitten im Winter.

Der Mann setzte sich auf die Bettkante und zog die Decke über Daniels Beine.

- Ich heiße Lystedt, sagte er. Das ist mein Schiff. Es heißt »Elin av Brantevik«.

Er unterbrach sich und schob die Laterne näher an die Tischkante.

- Du weißt vielleicht nicht, wo du dich befindest?

- Nein.

- Aber du bist von irgendwoher gekommen?

- Von Alma und Edvin.

- Alma und Edvin? Heißen sie noch etwas anderes? Und wo wohnen sie?

Daniel fürchtete, er hätte zuviel gesagt. Auch wenn der Mann mit dem hängenden Augenlid nicht gefährlich war, meinte er vielleicht doch, daß Alma und Edvin ihn holen sollten.

Der Mann wartete. Er hatte braune Augen und tiefe Falten an der Stirn.

- Du willst nicht sagen, woher du kommst? Und du sagst, daß du auf dem Weg nach Hause bist. Das kann nur eine Sache bedeuten. Du bist ausgerissen. Aber wie weit bist du bei diesem Wetter gelaufen?

- Zwei Nächte.
- Wo hast du geschlafen?
- Bei den Tieren.
- Und du bist auf dem Weg nach Hause. Aber wo ist zu Hause?
- Das, was man Wüste nennt.

Daniel erinnerte sich an etwas, was Vater oft gesagt hatte. *Der Junge kommt aus der fernen Kalahariwüste.* - Ich komme aus der fernen Kalahariwüste. Der Mann nickte bedächtig.

- Einmal, als ich noch jung war, bin ich auf einem holländischen Schiff gesegelt, das nach Kapstadt sollte. Wir hätten beinahe in einem Sturm vor der Skelettküste Schiffbruch erlitten. Ich weiß noch, daß der Kapitän sagte, es gäbe eine Wüste, die Kalahari hieß.

Er beugte sich vor und zog die Decke bis zu Daniels Kinn hoch.

- Frierst du?
- Nein.
- Wie bist du nach Schweden gekommen, mein Junge? Wer war so grausam, daß er dich hierher geschleppt hat?
- Vater.
- Dein Vater?

Daniel war gezwungen, in seinem müden und aufgeregten Gedächtnis nach dem Namen zu suchen, den Vater hatte.

- Hans Bengler.
- Ein weißer Mann? Der nicht dein richtiger Vater war?
- Kiko ist im Sand gestorben. Meine Mutter, die Be hieß, konnte fliegen. Ihre Arme haben sich in Flügel verwandelt, als das Wasser rings um den Baum stieg, auf dem sie mich gebar.

Daniel seufzte. Er schaffte es nur, kurze Antworten zu geben. Am liebsten wäre er in den Traum zurückgekehrt und mit Be

davongeflogen.

- Ich verstehe nicht viel von dem, was du sagst. Aber ich begreife, daß du auf der Flucht bist und von einem Verrückten hergebracht wurdest, der dich vielleicht auf Märkten vorführen wollte. War es so?

- Vater hat Insekten gezeigt. Dann hat er ein Tuch hochgehoben. Darunter saß ich.

Der Mann beugte sich vor und strich Daniel übers Gesicht.

- Ich verstehe, daß du nach Hause willst, sagte er. Warum sollst du hier in der Winterkälte herumlaufen, wenn du an die Wärme gewöhnt bist? Wie hieß er noch, der Mann, der dich hergebracht hat? Hans Bengler? Kennst du jemand anders hier in Schonen? Denn in Schonen hast du gelebt. Das höre ich an der Art, wie du sprichst.

- Doktor Madsen.

- Der Doktor in Simrishamn? Dann kannst du nicht an schlechte Menschen geraten sein. Er hilft den Leuten, auch wenn sie kein Geld haben.

Daniel merkte, daß er kurz davor war, wieder in den Schlaf hineinzugleiten. Der Mann, der auf der Bettkante saß, machte ihn vollständig ruhig.

- Ich kann Segel hissen, sagte Daniel. Und ich werde nicht krank, wenn die Wellen hoch sind.

- Du bist bestimmt ein guter Seemann, auch wenn du noch ein Kind bist. Aber erst mußt du schlafen. Ich glaube, du bleibst besser hier. Die Alte zu Hause würde wahnsinnig werden und schreien, der Teufel sei in ihr Haus gekommen, wenn ich dich mitnähme. Sie ist ein bißchen empfindlich bei allem, was sie nicht kennt.

Daniel verstand nicht mehr, wovon der Mann redete. Oder er hatte einfach nicht mehr die Kraft zuzuhören.

- Wann segeln wir? fragte er.

Der Mann sah ihn lange an, ehe er antwortete.

- Vielleicht morgen, sagte er dann. Das kommt darauf an. Ob der Wind sich hält.

- Ich kann an Deck schlafen, murmelte Daniel.

- Du kannst hier schlafen. Jetzt mußt du nicht mehr fliehen.

Der Mann legte seine Hand auf Daniels Stirn.

- Jedenfalls hast du dir kein Fieber angefroren. Schlaf jetzt, dann sehen wir morgen, woher die Winde wehen.

Daniel sank rasch auf den Boden seiner selbst.

Einmal schlug er die Augen auf. Der Mann saß noch immer auf der Bettkante und sah ihn an. Daniel dachte, er würde auch dort sitzen, wenn er am nächsten Tag aufwachte. Er fühlte sich jetzt ganz geborgen. Er würde nicht lernen müssen, wie man auf dem Wasser geht. Er würde auch an keine Balken genagelt werden.

Er würde nach Hause kommen.

Aber als er am folgenden Tag aufwachte, war es Doktor Madsen, der da stand und ihn anschaute. An der Tür lehnte Lystedt, und er vermied es, Daniel in die Augen zu sehen. Madsen war ernst.

- Du hast Alma und Edvin große Sorgen bereitet, sagte er. Wir werden jetzt nach Hause fahren.

Daniel schaute mit Entsetzen zu Madsen hin. Und dann zu Lystedt.

- Ich mußte es tun, sagte er. Das Schiff ist abgetakelt. Ich segle erst im Frühjahr. Aber ich verstehe, daß du nach Hause willst.

- Der Junge wird hierbleiben, gab Madsen scharf zurück.

- Ich sage, was ich will, sagte Lystedt. Der Junge hat ein Recht darauf, in die Wüste zurückzukehren. Was hat er hier

verloren?

Doktor Madsen antwortete nicht. Er zog nur die Decken weg.

- Steh auf, sagte er. Ich habe eigentlich keine Zeit. Ein schwerer Fall von kaltem Brand wartet im Krankenhaus. Aber ich werde dafür sorgen, daß du nach Hause kommst.

Sie traten hinaus aufs Deck. Es hatte wieder zu schneien angefangen. Daniel schaute zum Himmel hinauf. Be war dort. Aber er konnte sie nicht sehen. Doktor Madsen hielt ihn an einem Arm fest und schob ihn vor sich her. Daniel riß sich los. Statt am Kai über die Reling zu springen, rannte er übers Deck und warf sich mitten hinaus ins Hafenbecken.

Das letzte, woran er dachte, war die Antilope, der es endlich gelungen war, sich von dem Felsen zu lösen und ihren Sprung zu tun.

Für den Rest des Winters, der in Schonen stürmisch und kalt war, lag Daniel zu Bett. Was geschehen war, nachdem er sich über die Reling geworfen hatte, wußte er nicht. Als er zu sich kam, lag er wieder in seinem Bett in der Küche. Alma hatte auf einem Stuhl neben ihm gesessen, und er hatte gesehen, daß sie sich freute, als er die Augen aufschlug. Sie hatte Edvin gerufen, der hereinkam, aber als die Mägde und der Knecht ihn auch hatten sehen wollen, hatte sie diese ärgerlich hinausgescheucht. Edvin hatte ihm über die Wange gestrichen und den Kopf geschüttelt, Daniel merkte, daß ihm heiß war, und daß das Herz schlug, als wäre er im Schlaf gerannt.

Dann hatte er angefangen zu husten. Edvin war einen Schritt zurückgewichen, während Alma das Gegenteil tat. Sie hatte sich zu seinem Gesicht gebeugt und das Kissen hinter seinem Kopf zurechtgerückt.

Später, als Alma ihm erklärt hatte, was geschehen war, hatte er begriffen, daß er sehr lange geschlafen hatte. Sie hatte ihm einen Spiegel vors Gesicht gehalten, damit er verstand, was ihm weh tat. Da sah er, daß er an Stirn und Nase große Wunden hatte, die noch nicht verheilt waren.

- Du bist gegen eine Eisscholle gestoßen, sagte Alma. Die hat dir das Gesicht aufgeschnitten. Aber du bist nicht untergegangen. Dafür danke ich Gott jeden Morgen und jeden Abend.

Daniel lag im Bett. Er versuchte, sich an das zu erinnern, was geschehen war. Und er fragte sich, wo all die Träume geblieben waren. Aber er erinnerte sich an nichts. Das letzte, was er sah, war das schwarze Wasser, das ihm entgegenkam wie der

aufgesperrte Rachen eines Raubtiers.

In den Monaten, die er im Bett verbrachte, hörte er auf zu sprechen. Der Knecht war in ein Zimmer umgezogen, das rasch im Stall eingerichtet worden war. Vor das Bett der Mägde hatte Alma zwei Wandschirme gestellt. Obwohl sie es streng verboten hatte, spähten die Mädchen gern zwischen den Schirmen durch. Aber Daniel kümmerte das nicht. Er lauschte seinem Herzen, das immer noch auf der Flucht war. Auch wenn die Beine stillhielten, lief das Herz weiter. Hin und wieder kam Doktor Madsen zu Besuch. Er horchte an Daniels Brust und drückte darauf herum und rieb ihm das Gesicht mit Salben ein. Jedesmal, wenn er ins Zimmer trat, schloß Daniel die Augen. Er wollte sein Gesicht nicht sehen, weil er ihm nicht erlaubt hatte, auf dem Schiff zu bleiben.

Jeder Besuch wurde damit beendet, daß Madsen die gleichen Worte wiederholte.

- Der Junge ist stark erkältet. Außerdem hat er einen Husten, der mir nicht gefällt.

Das Fieber machte Daniel sehr müde. Er verschlief den größten Teil der Zeit.

Was am schwersten war für die, die ihn umgaben, war sein Schweigen. Auch wenn er Alma nicht traurig machen wollte, konnte er sich nicht überwinden zu sprechen. In den Träumen, die langsam wiederkamen, war er zu seiner alten Sprache zurückgekehrt.

Einmal in der Woche kam Hallen zu Besuch. Daniel wußte, wann es soweit war, da Alma ihn jedesmal vorher wusch. Hallen setzte sich ein Stück vom Bett entfernt auf einen Stuhl und bat, mit Daniel allein gelassen zu werden. Dann faltete er seine Hände und sprach ein Gebet. Unterdessen versuchte Daniel immer mit halb geschlossenen Augen zu erspähen, ob er

Hammer und Nägel in der Tasche hatte. Aber der Umstand, daß er krank war und zu Bett lag, schien ihn vor den Planken zu retten.

Hallen betete für Daniels Genesung und dafür, daß er die Fähigkeit zu sprechen wiedererlangen möge. Jedesmal stellte er Daniel dieselbe Frage, ob er die Geschichte hören wollte, wie Jesus auf dem Wasser gegangen war. Aber Daniel hielt die Augen geschlossen und lag regungslos da.

Er dachte, daß er genug gehört hatte. Die Worte, nach denen er sich sehnte, konnten nur Be oder Kiko ihm geben.

Die einzige Person, die er in diesen Monaten, die er im Bett verbrachte, wirklich hätte treffen wollen, kam nicht. Sanna. Einmal hörte er Alma mit Edvin flüstern, sie sollten das Mädchen vielleicht bitten zu kommen, da Daniel gezeigt hatte, daß er es mochte. Edvin zögerte jedoch. Doktor Madsen hatte gesagt, sie sei keine geeignete Gesellschaft für ihn. Sie könnte ihn aufregen, da sie nicht zurechnungsfähig war.

Daniel schlief tagsüber und lag in den Nächten wach, wenn die Mägde hinter den Wandschirmen schnarchten. Mitunter stand er auf, vor allem, wenn Mondschein war, nahm sein Springseil und hüpfte lautlos auf dem Boden, bis er nicht mehr konnte.

Eines Nachts hatte Alma plötzlich die Tür geöffnet. Sie hatte ihn hüpfen sehen, hatte aber nichts gesagt, nur die Tür wieder geschlossen. Und er hatte gewußt, daß sie es niemandem erzählen würde, nicht einmal Edvin.

Es war schon Frühling geworden, als Daniel sich eines Tages aus dem Bett erhob und in den Stall umzog. Plötzlich ertrug er das Schnarchen der Mägde nicht mehr. Alma und Edvin standen vor dem Haus, als er in aller Frühe zur Tür herauskam und geradewegs in den Stall ging. Unter der Treppe, die zum

Heuboden führte, machte er sich ein Bett zurecht und legte sich hinein. Nach einer Weile kam Alma. Die neugierigen Mägde jagte sie hinaus, und zum ersten Mal hörte Daniel, daß Alma sie anschrie.

- Ihr braucht nicht so zu glotzen, als hättet ihr ihn noch nie gesehen, rief sie.

Als die Mägde verschwunden waren, hockte sie sich neben Daniel hin. Der Rücken tat ihr weh, und ihre Knie waren steif.

- Du kannst hier nicht liegenbleiben, sagte sie. Dann wirst du deinen Husten nie los.

Daniel zog sich die Decke, die er mitgenommen hatte, über den Kopf. Er hatte keine Lust zu antworten. Er hörte, wie Edvin hereinkam.

- Wieso will er hier liegen? sagte Edvin. Und wie soll man irgendwas wissen, wenn er nicht antwortet? Wenn man überhaupt nicht begreift, was er denkt? Aber er ist nicht allein. Es ist, als wäre er von Menschen umgeben, die ich nicht sehen kann.

- Hier ist niemand anderes als ich und du. Das bildest du dir nur ein.

- Aber merkst du es denn nicht? Es ist wie ein Nebel um ihn.

- Er sehnt sich zu Tode, sagte Alma. Bengler muß ihn in die Wüste zurückbringen.

- Der Mann kommt nie mehr zurück, sagte Edvin. Wir können nicht einmal sicher sein, daß er noch lebt.

Mit einem Ruck streifte Daniel die Decke vom Kopf.

- Hören tut er jedenfalls noch, sagte Edvin. Bitte mich bloß nicht, ihn hineinzutragen. Dann schlägt er mir wieder die Zähne in die Kehle.

- Der Knecht soll wieder ins Haus ziehen. Dann kann der Junge sein Zimmer übernehmen.

- Wenn er sich hier hingelegt hat, dann deshalb, weil er hier

sein will.

Daniel drehte den Kopf und sah Edwin direkt in die Augen.

- Es ist, als würde man einen alten Mann ansehen, sagte Edwin. Und doch ist er erst neun, zehn Jahre alt.

- Er sehnt sich zu Tode.

- Aber wonach sehnt er sich? Nach Eltern, die tot sind? Nach Sand, der unter seinen Füßen brennt?

- Er sehnt sich nach Hause. Was immer das sein mag, das ist es, wonach er sich sehnt.

Der Knecht zog wieder in die Küche. Aber sein Zimmer blieb leer. Daniel schlief weiterhin unter der Treppe zum Heuboden. Alma brachte ihm das Essen, und sie schrie die Mägde an, wenn diese zu aufdringlich wurden.

Daniel schlief tagsüber. In den Nächten, wenn er mit den Tieren allein war, stand er auf, um zwischen den Verschlängen seilzuhüpfen. Edwin hatte zwei Laternen im Stall aufgehängt, die er jeden Abend selber anzündete. Manchmal, wenn es regnete, ging Daniel hinaus und ließ die Regentropfen auf sein Gesicht prasseln. Das Fieber war verschwunden, aber der Husten war geblieben. Und eine eigentümliche Müdigkeit, die niemals wich, so viel er auch schlief.

Die Nächte waren allmählich heller und kürzer geworden. Daniel ging öfter zum Hügel hinauf, wenn im Haus Stille eingekehrt war. Immer noch hoffte er, Sanna würde zurückkommen. Er hinterließ auf dem Hügel Zeichen für sie, malte seinen Namen in den Lehm, ließ seine Schuhe da. Aber wenn er zurückkam, fanden sich keine Spuren von ihr. Eines Nachts wagte er sich zu dem Haus, in dem sie wohnte. Er versuchte, durch die niedrigen Fenster hineinzuspähen, den Platz zu finden, wo sie schlief. Aber das einzige, was durch die Wand zu hören war, war jemand, der schnarchte, und Daniel wußte,

daß es der Mann war, der sie an den Haaren weggeschleppt hatte.

Als er wieder fähig war zu denken, hatte er ausgerechnet, daß seit seiner Rückkehr drei Vollmonde gekommen und gegangen waren. Noch ein einziges Mal würde er weglaufen können. Wenn er es dann nicht schaffte, nach Hause zu gelangen, würde er sterben. Wenn sie ihn wieder einfingen, würden sie ihn fesseln, und er würde niemals die Kraft haben, sich zu befreien.

Er dachte auch, daß der Tod vielleicht nicht so erschreckend wäre. Kiko war tot, und Be. Aber mit ihnen konnte er reden. Obwohl sie im Sand begraben lagen, konnten sie immer noch lachen. Er erinnerte sich auch, wie Be ihn in der Baumkrone geboren hatte und wie sich dann ihre Arme in Flügel verwandelt hatten. Er beschloß, keine Angst vor dem Sterben zu haben, auch wenn er noch ein Kind war. Der Husten, der nicht von ihm weichen wollte, war ein Zeichen dafür, daß der Tod sich schon in irgendeinem Winkel seines Körpers eingenistet hatte. Kiko hatte ihm einmal von all den Hohlräumen erzählt, die ein Mensch in sich hat. Irgendwo in einer solchen Höhle verbarg sich der Tod, und eines Tages würde er die Lebensgeister aus seinem Körper vertreiben. Daniel wußte, daß der Husten nicht aus seinen Lungen kam. Es war der muffige Geruch aus der geheimen Grotte in seinem tiefsten Inneren.

Was ihm Angst machte, war nicht der Tod. Es war der Gedanke daran, daß er so lange tot sein würde. Und noch länger, wenn er hier im Lehm begraben würde, bei der Kirche, in der Hallen predigte. Kiko und Be würden ihn niemals finden. Er konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als tot dazuliegen, inmitten von Unbekannten. Mit wem sollte er reden? Wer sollte ihm Gesellschaft leisten, wenn er sich auf die langen Wanderungen durch die Wüste begab?

Das Wichtigste aber war die unvollendete Antilope.

Er konnte sie nicht im Stich lassen. Kiko hatte gesagt, er sei es, der sie zu Ende bringen und dafür sorgen sollte, daß sie weiterlebte. Die Götter würden auch ihn verlassen, wenn er hier im Lehm starb.

Er glaubte nicht mehr, daß er würde lernen können, wie man auf dem Wasser ging. Der Tod, den er in sich trug, machte ihn zu schwer. Ebensowenig glaubte er, daß er den Hafen wiederfinden könnte, wo die Schiffe warteten.

Er merkte, daß die Gedanken, die er dachte, so schwer waren, daß er sie kaum zu tragen vermochte. Er war immer noch zu klein für all das, was ihm aufgebürdet wurde. Er hatte die Lasten nicht nur auf den Schultern, er hatte sie auch in sich.

In einer Nacht, als er auf dem Hügel saß, wurde ihm klar, daß er es nie schaffen würde, wenn er nicht Hilfe bekäme. Die einzigen, die ihm helfen konnten, waren Alma und Sanna. Vielleicht auch Edvin. Aber Edvin hatte Angst vor Hallen. Er wagte es fast nie, zum Himmel hochzusehen. Sein Blick war auf die Erde geheftet. In sich trug er eine Angst vor allem, was unerwartet war. Daß er Daniel damals bei sich aufgenommen hatte, war womöglich eine Folge der Angst, er könnte es sich mit Doktor Madsen verderben, der ihm oder Alma dann vielleicht eines Tages die Behandlung verweigern würde, wenn sie erkrankten. Aber Alma war anders. Sie fürchtete nichts anderes, als daß Daniel unnötig leiden mußte. Aber zugleich durfte er nicht außer acht lassen, daß sie alt war. Sie hatte Schmerzen im Rücken, ihre Beine waren steif.

Schließlich blieb nur Sanna. Und sie war verschwunden. Obwohl er ihr ständig Zeichen auf dem Hügel hinterließ, antwortete sie nicht.

Vielleicht war sie tot? Vielleicht hatte der Mann, der sie an den Haaren mit sich geschleift hatte, sie erschlagen?

Sanna war wie niemand sonst. Sie hatte möglicherweise etwas

Gefährliches getan und war mit dem Tod bestraft worden. Vielleicht hatte Hallen sie an Daniels Statt an die Planken genagelt?

Er dachte, daß er herausfinden müßte, ob Sanna noch am Leben war. Ohne sie konnte er sich ebensogut hinlegen und sterben. Dann würde er in der Tiefe der braunen Acker verschwinden, und jene, die nach ihm suchten, würden es vergebens tun.

Das Auge der Antilope würde weinen.

In derselben Nacht legte er den langen Weg zur Kirche zurück. Die große Tür war geschlossen, aber es gelang ihm, ein Fenster der Sakristei aufzubekommen und hineinzuschlüpfen. Er zündete eine Kerze an und schauderte vor Kälte. Hallen war in den Schatten zugegen und atmete ihn an. Daniel knurrte wie ein Tier, und Hallens Schatten verschwand. Dann trat er in den Kirchenraum hinaus. Nirgendwo fand er Planken mit einer angenagelten Sanna. Zum erstenmal wagte er sich hinter die Altarschranke, stellte sich auf die Zehenspitzen und strich über das durchlöchernte Knie der aufgehängten Gestalt. Als er mit den Fingern nachfühlte, merkte er, daß ein Holzspan lose war. Vorsichtig zog er ihn heraus und steckte ihn in die Tasche.

Er blies die Kerze aus und verließ die Kirche.

Es begann schon hell zu werden. Nebelschwaden trieben über die Äcker.

So schnell er konnte lief er den Weg entlang. Irgendwo in der Ferne hörte er einen Hahn krähen. Als er zu Almas und Edvins Haus kam, war es noch still. Er bog vom Weg ab und ging weiter am Feldrain entlang, bis er oben auf dem Hügel angekommen war. Sofort stellte er fest, daß Sanna nicht dagewesen war. Er nahm den Holzspan aus der Tasche und grub ihn in die Erde ein. Als er den weiten Weg von der Kirche zurückgelaufen war, hatte er gedacht, er müßte die Erinnerungen

benutzen, die er noch besaß. Die Erinnerung an die Zeit, als er so klein war, daß er noch auf Bes Rücken festgebunden war. Die Erinnerung an ihre Füße, wenn sie tanzte. Mit bloßen Füßen zog er einen Kreis um die Stelle, an der er den Holzspan vom beschädigten Knie Jesu eingepflanzt hatte. Dann begann er in seinem Körper nach Bes schaukelnden Bewegungen zu suchen. Obwohl er husten mußte, tanzte er um den eingezeichneten Kreis herum. Er wollte auch singen, dachte aber, daß Edwin ihn bestimmt hören würde. Ein Hase saß regungslos draußen auf dem Acker und sah ihn an. Er tanzte, bis die Hustenanfälle ihn zu ersticken drohten.

Als er sich mit der Hand über den Mund fuhr, entdeckte er, daß Blut herauskam. Der kalte Wind aus der Höhle des Todes war bis in seinen Mund gelangt. Er hockte sich hin und spuckte auf die Erde. Jetzt war der Holzspan dort mit seinem Blut vereint. Er setzte sich auf den Boden und schnappte nach Luft. Es stach und kratzte in seiner Brust. Aber jetzt war er sich sicher. Sanna würde zurückkommen. Und sie würde verstehen, daß er nach ihr suchte.

Als er den Hügel hinunterging, übermannte ihn plötzlich eine solche Kraftlosigkeit, daß er umfiel. Er blieb auf dem Rücken liegen und sah zum Himmel auf, der von niedrigen Wolken bedeckt war. Das Herz schlug schnell, und die Lungen kämpften darum, Luft einzusaugen. Ich muß es schaffen, dachte er. Ich darf nicht hier im Lehm sterben.

Nach einer Weile stand er auf und setzte den Heimweg fort. Noch immer stieg kein Rauch aus dem Schornstein. Er ging in den Stall, rollte sich im Heu zusammen und schlief ein.

Er wurde davon wach, daß der Knecht ihn anstieß.

- Vanja ist krank, sagte der Knecht. Alma pflegt sie. Hier hast du dein Essen.

Daniel antwortete nicht. Er nahm seinen Napf entgegen und

fang an, von dem Brei zu essen. Er mochte den Knecht nicht. Nie hatte Jonas den Mut gehabt, ihm in die Augen zu sehen. Sogar wenn er seinen Namen sagte, klang es, als ob er etwas sagte, das nicht wahr war. Daniel nahm an, daß Jonas ihn haßte, weil er eine andere Hautfarbe hatte. Jonas hatte rote Haare, und seine Haut war fast so weiß wie Schnee. Mehrmals hatte er gehört, wie Edvin sich bei Alma darüber beklagte, sie hätten einen Knecht, der faul sei.

Vanja war die ältere der beiden Mägde, und die dickere, im Gegensatz zu Serja, die klapperdürr war. Während er aß, dachte er, Vanja müsse ernstlich krank sein, da Alma ihm das Essen nicht selber brachte. Serja war immer diejenige gewesen, die ihn beäugt hatte, diejenige, auf die Alma am häufigsten böse wurde. Vanja bewegte sich plump und gemächlich, und manchmal brach sie unvermittelt in heftiges Gelächter aus, das keiner verstand, und hinterher saß sie schweigend da und strich sich mit den Händen über ihre schweren Brüste. Der Knecht versuchte immer, Daniel dazu zu bringen, daß er ihr die Decke wegzog, wenn sie allein im Bett lag. Es war ihr kräftiger Körper, den er am liebsten sehen wollte.

Daniel stellte den Napf weg. Die Kühe warteten ungeduldig darauf, gemolken zu werden. Eine Henne kam an und pickte neben seiner Decke herum. Es polterte an der Tür. Serja kam herein. Sie hielt die Melkeimer in den Händen und blieb mit Tränen in den Augen vor Daniel stehen.

- Vanja ist krank, sagte sie in gebrochenem Schwedisch. Sie phantasiert.

Daniel wußte nicht, was *phantasiert* bedeutete. Aber er sah Serja an, daß sie Angst hatte. Er entschloß sich, sein Schweigen zu brechen.

- Tut ihr etwas weh?
- Es sitzt im Hals. Sie kann nicht atmen.
- Hat sie Schmerzen?

- Sie kann nicht atmen! Schmerzen kann man haben. Aber wenn man nicht atmen kann, stirbt man.

Dann fing sie an, die Eimer gegeneinander zu schlagen, als sei sie dabei, den Verstand zu verlieren.

- Ich muß melken, schrie sie. Aber Vanja ist krank. Und ich habe Angst. Ich schlafe im selben Bett. Vielleicht ist es ansteckend.

Sie verschwand zwischen den Kühen. Daniel konnte hören, daß sie weinte. Am späten Nachmittag kam Jonas wieder mit Essen zu ihm.

- Sie ist jetzt noch kränker, sagte er, und Daniel meinte zu merken, daß er vor angstvollem Entzücken schauderte.

- Der Doktor ist da, fuhr er fort. Aber nicht einmal Madsen kann etwas tun.

Er ging. Daniel schob den Teller zur Seite. Er war nicht hungrig. In seiner Nähe lag eine Person, die sehr krank war, die vielleicht sterben würde. Und er wußte, daß es mit ihm zu tun hatte.

Am Abend kam Alma in den Stall. Sie war blaß und bewegte sich mit äußerster Anstrengung.

- Du weißt, daß Vanja krank ist, sagte sie. Es ist so schnell gegangen, und wir wissen nicht, ob sie überlebt. Sie hat ein Geschwür im Hals. Doktor Madsen kann nicht schneiden, weil sie verbluten könnte.

- Warum ist sie krank? fragte Daniel. Alma schien es nicht zu hören.

- Das Mädchen ist erst neunzehn. Da soll man nicht sterben müssen. Da soll man leben.

Alma verließ ihn. Serja war beim Abendmelken. Daniel wartete. Als alles still war, schlich er aus dem Stall. Durchs Fenster sah er Alma auf einem Stuhl neben Vanjas Bett sitzen. Alma war auf dem Stuhl eingeschlafen. Ihre Hände ruhten im Schoß, der Kopf war auf die Brust gesunken. Vorsichtig öffnete er die Tür und ging hinein. Alma schlief. Vanja atmete röchelnd. Auf einem Tisch standen braune Medizinflaschen. Daniel sah ihr Gesicht an. Behutsam hob er die Decke. Was er wissen wollte, war, ob eins von ihren Knien geschwollen war. Ob sie im Sterben lag, weil er einen Span aus dem Holzkörper gezogen hatte, der in der Kirche hing. Aber ihre Knie sahen aus wie immer. Das Geschwür im Hals hatte nichts mit ihm zu tun. Trotzdem wußte er, daß es eine Warnung war. Der Tod war auf der Suche. Bald würde er ihn finden.

Zwei Tage später starb Vanja. Es war Alma, die zu ihm in den Stall kam und es erzählte. Sie weinte. Daniel dachte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Wollte er es schaffen, nach Hause zurückzukehren, mußte es jetzt geschehen.

In derselben Nacht ging er hinauf zum Hügel. Sanna war noch immer nicht da gewesen. Aber jetzt wußte er, daß sie bald kommen würde.

Am Samstag wurde der Sarg auf einem Tafelwagen zur Kirche gezogen. Es regnete. Alma hatte ihm Essen in den Stall gestellt. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Daniel streckte die Hand aus und umfaßte ihr Handgelenk. Das hatte er sehr lange nicht mehr getan.

- Das Mädchen war so jung. So jung, und schon tot.

Daniel wartete, bis der Wagen verschwunden war. Dann stand er auf. Während die Beerdigung abgehalten wurde, würde er Almas und Edvins Haus endgültig verlassen. Er ging im Stall von einer Kuh zur anderen und tätschelte sie.

Als er zum Hügel hinaufkam, saß Sanna dort und wartete auf ihn.

Sanna hatte den Holzspan nicht entdeckt. Sie war nicht zum Hügel gegangen, um auf ihn zu warten, sie war dorthin gegangen, um allein zu sein.

Daniel sah ihr sofort an, daß etwas passiert war. Die ganze rastlose Energie, die sie früher ausgestrahlt hatte, war fort. Sie saß regungslos da, zusammengekauert, und sie bemerkte kaum, daß er kam. Er setzte sich neben sie und wartete. Obwohl die Zeit drängte, wußte er, daß er nicht ohne sie aufbrechen konnte. Aber mit ihr zu reden war auch nicht möglich. All die unsichtbaren Türen, von denen sie umstellt war, waren geschlossen. Ausnahmsweise waren die schwarzen Vögel still. Sie saßen in dem Baum draußen auf dem Acker und rührten sich nicht.

Daniel wartete. In Sannas Gesicht konnte er Streifen von Tränen erkennen. Er ahnte, daß es mit dem Mann zu tun hatte, der sie an den Haaren weggeschleift hatte.

Erst als Daniel von einem Hustenanfall geschüttelt wurde, erwachte sie wieder zum Leben und schaute ihn an.

- Wer ist gestorben? fragte sie.
- Vanja.
- Was ist geschehen?
- Sie hatte was im Hals, das sie vergiftete und sie gezwungen hat, mit dem Atmen aufzuhören.
- Ich habe gesehen, wie sie mit dem Sarg losgezogen sind. Erst dachte ich, du wärst tot. Dann sah ich, daß es ein großer Sarg war.
- Ich werde fortgehen. Die Zeit ist jetzt gekommen. Ich kann nicht länger bleiben.

Es gab ihr einen Stich.

- Willst du immer noch, daß ich mitkomme?

Daniel verschlug es die Sprache. Antwortete sie auf seine Frage, bevor er sie überhaupt hatte stellen können?

- Ja, sagte er dann. Ich will, daß du mitkommst. Aber wir müssen sofort losgehen. Ehe sie aus der Kirche zurückkommen.

Statt zu antworten, fing Sanna an zu weinen. Es war, als würde sie sich hemmungslos in einen Tränenausbruch stürzen, voller Zorn und zugleich voller Kummer.

- Er hat sich an mir vergangen, schrie sie. Dieser verdammte, verfluchte Mistkerl hat sich an mir vergangen. Er, der für mich wie ein Vater sein wollte.

Daniel wußte nicht, was das Wort bedeutete. *Sich vergangen*? Er hatte es noch nie zuvor gehört.

- Was ist passiert? fragte er vorsichtig.

Sanna schlug den Rock bis zur Taille hoch. Darunter war sie nackt, und Daniel sah, daß sich an der Innenseite der Schenkel getrocknetes Blut befand.

- Hat er dich geschlagen?

- Du bist dumm, du bist ein Kind, du begreifst überhaupt nichts. Er hat gesagt, ich soll ihm helfen, ein Kalb in einen anderen Verschlag zu bringen. Dann hat er mich zu Boden geworfen und ihn mir reingesteckt. Ich konnte nicht mal schreien. Er hat mir Stroh mit Kuhdung ins Gesicht gedrückt. Ich wäre fast erstickt. Und hinterher hat er gesagt, er bringt mich um, wenn ich etwas sage.

Plötzlich fing sie an, sich in den Haaren unter dem Bauch zu kratzen und daran zu reißen. Daniel war noch immer nicht sicher, ob er verstanden hatte, was geschehen war.

- Stell dir vor, wenn ich jetzt ein Kind bekomme, schrie sie. Dann sperren sie mich ins Irrenhaus von Lund.

Sie ließ den Rock fallen und sank wieder zurück in den Lehm.

Daniel griff nach ihrer Hand. Sie drückte so fest mit den Nägeln zu, daß er sich zusammennehmen mußte, um die Hand nicht wegzuziehen.

Genauso plötzlich wie er angefangen hatte, war ihr Anfall wieder vorüber.

- Ich komme mit dir. Aber ich werde nie auf dem Wasser gehen können. Ich bin zu dumm, und ich bin zu ungeschickt.

- Wir werden nicht auf dem Wasser gehen. Dafür ist es jetzt zu spät. Wir werden uns ein Schiff suchen.

- Ich kann nicht schwimmen.

- Wir werden ein Schiff finden, das nicht sinkt.

- Ich habe noch nie das Meer gesehen. Daniel grub den Holzspan aus dem Lehm.

- Der hier wird uns schützen.

Er erzählte von seinem nächtlichen Besuch in der Kirche.

- Er wird uns vor den Wellen schützen, wenn sie zu hoch sind.

Sie erhob sich und deutete auf den Weg an der anderen Seite des Hügels.

- Da werde ich auf dich warten. Ich muß nur nach Hause laufen und etwas holen. Jetzt ist keiner da. Ich wage es.

Dann war sie fort. Im selben Augenblick erhoben sich die Vögel aus dem Baumwipfel. Sie zogen ein paar Schleifen über seinem Kopf und verschwanden über den Äckern. Daniel folgte ihnen mit den Augen, solange er sie sehen konnte. Er dachte, daß sie während der ganzen Zeit, die er bei Alma und Edwin gewohnt hatte, dagewesen waren. Jetzt flogen sie davon. Zuvor war er in die Richtung gegangen, in die sie verschwunden waren. Jetzt begriff er, daß er in die andere Richtung gehen sollte.

Ein letztes Mal sah er zu dem Haus hinüber. Dann ging er hinunter zum Weg und wartete auf Sanna.

Sie kam, wie sie es versprochen hatte. Um den Kopf hatte sie einen roten Schal gebunden. In einer Hand hielt sie ein Bündel, in der anderen etwas, das Daniel nicht erkennen konnte.

- Ich habe alles genommen, was er besaß, sagte sie, als sie ankam und die Hand aufmachte. Darin lagen Scheine von der Art, wie Vater sie immer gezählt hatte.

- Alles, was er besaß, wiederholte sie. Er glaubte, ich wüßte nicht, wo er das Geld versteckt hat. In einem alten Gesangbuch hinter dem Eckschrank. Aber ich habe alles genommen, was er besaß.

- Ich glaube, wir brauchen kein Geld, sagte Daniel. Ich weiß, daß es irgendwo ein Schiff geben wird, das auf uns wartet.

- Man muß Geld haben. Sonst schafft man es nicht. Sie gingen los. Doch schon nach wenigen Schritten blieben sie stehen.

- Wohin sind wir unterwegs?

Daniel deutete in die Richtung des Weges.

- Zum Meer.

- Ich glaube, es heißt Kopenhagen, sagte Sanna. Es liegt auf der anderen Seite des Wassers. Eine Stadt, die sehr groß ist.

Sie setzten ihre Wanderung fort. Sanna ging so schnell, daß Daniel nicht mit ihr Schritt halten konnte. Erst als er anfang zu husten, hielt sie inne.

- Du bist krank, sagte sie. Vielleicht wirst du sterben. Er schüttelte den Kopf und wischte die Tränen ab, als der Hustenanfall vorüber war.

- Ich werde nach Hause fahren, sagte er. Dort werde ich gesund. Und du kommst mit.

- Mir wäre lieber, du wärst es gewesen, der ihn mir reinsteckte, sagte sie. Auch wenn es ein Kind geworden wäre, das grau ist.

- Ich kann keine Kinder bekommen, sagte Daniel. Ich bin zu klein.

- Ich nicht, schrie Sanna. Und wenn ich so schnell laufe, wie ich kann, wird es vielleicht herausgeschüttelt.

Am Nachmittag erreichten sie eine kleine Stadt. Während Daniel hinter einer Scheune wartete, ging Sanna los, um etwas zu essen zu besorgen. Sie kam zurück und hatte ihr Bündel mit Milch, Brot und getrocknetem Fisch gefüllt. Als sie gegessen hatten, gingen sie in einem Bogen um die Stadt. Daniel merkte, daß er wieder Fieber bekommen hatte. Aber er sagte Sanna nichts davon, sondern versuchte, mit ihr Schritt zu halten, obwohl sie sehr schnell marschierte. Der Abend kam, ohne daß Sanna haltmachen wollte. Daniel merkte, daß sie sich oft umdrehte und anschließend noch schneller ging. Er begriff, daß sie große Angst hatte.

In der Nacht krochen sie unter eine Brücke. Sanna merkte, daß Daniel sehr erhitzt war.

- Hüll dich darin ein, sagte sie und legte ihm den Schal um die Schultern. Dann zog sie ihn dicht an sich.

- Kannst du es hören? fragte sie.

- Was?

- Das Meer?

Daniel fühlte nur, wie das Fieber zwischen seinen Schläfen pochte.

- Morgen, antwortete er. Morgen.

Daniel dachte, daß keine Frau ihn je so fest gehalten hatte, nur Be war er so nahe gewesen.

- Du hast Fieber, sagte sie. Aber du darfst nicht sterben.

- Ich sterbe nicht. Ich bin nur müde.

Sie fing an, ihn zu schaukeln, als wäre er ein kleines Kind.

- Sie finden uns nicht, sagte sie. Gibt es Äpfel in dem Land,

aus dem du kommst?

Daniel brachte es nicht über sich, die Wahrheit zu sagen.

- Es gibt Äpfel, sagte er. Und sie sind genauso grün wie die Äpfel, die es hier gibt.

- Dann macht es nichts, wenn es viel Sand gibt. Hauptsache, es gibt Äpfel.

Daniel dachte, Sanna verstünde wohl nicht, was für eine lange Reise ihnen bevorstand. Und wie anders alles werden würde. Aber er wußte auch, daß sie nicht zurück konnte. Der Mann, der sie an den Haaren gezogen hatte, hatte ihr weh getan, und Sanna hatte ihm sein Geld gestohlen. Wenn sie zurückkehrten, gäbe es keinen Ausweg mehr. Hallen würde ihn zusammen mit Sanna an die Planken nageln.

- Ich habe Angst, sagte Sanna plötzlich, als Daniel fast eingeschlafen war. Aber zugleich bin ich froh. Zum ersten Mal mache ich etwas, das mir niemand aufgetragen hat.

Sie fing an zu lachen. Daniel war auf einmal hellwach. Ihre Freude machte, daß das Fieber für einen Moment leichter zu ertragen war. Jetzt werden wir es schaffen, dachte er. Morgen werden wir das Schiff finden. Danach wird alles, was gewesen ist, zu einem Traum werden, an den ich mich nicht mehr erinnere.

- Morgen kommen wir ans Meer, sagte er. Aber es ist vielleicht noch weit zu gehen. Deshalb müssen wir schlafen.

Mehrmals wurde Daniel in der Nacht davon geweckt, daß Sanna aufstand, sich auf die Brücke stellte und in die Richtung spähte, aus der sie gekommen waren. Er verstand ihre Angst. Aber er wußte, daß niemand kommen würde. Die Leute, die hinter ihnen her waren, würden dieselbe Richtung nehmen, in die die Vögel davongeflogen waren.

In der frühen Morgendämmerung brachen sie auf. An dem Bach, der unter der Brücke durchfloß, stillten sie ihren Durst. Anschließend teilten sie die Reste des Brotes. Der Weg war schmal und schlängelte sich durch Gehölze und über offene Felder. Spätnachmittags gelangten sie zu einer Anhöhe. Auf dem Weg hinauf mußte Daniel stehenbleiben und nach Luft schnappen. Sanna lief das letzte Stück bis zur Kuppe voraus. Dann hörte er, wie sie schrie, und sah, daß sie auf und nieder hüpfte, als hielte sie ein unsichtbares Springseil in den Händen.

Als er sich mit der Hand über den Mund fuhr, merkte er, daß wieder Blut kam. Er wischte es an der Innenseite des Mantelärmels ab, bevor er auf den Hügel stieg, wo Sanna ungeduldig auf ihn wartete.

Zu ihren Füßen breitete sich das Meer aus.

- Ist es das, wo wir hinwollen?

Daniel machte sich Sorgen, daß es womöglich gar nicht das Meer war, zu dem sie gelangt waren, sondern einer von den Seen, die er bei seinen Reisen mit Vater so viele Male gesehen hatte. Auf der anderen Seite des Wassers erstreckte sich ein Küstenstreifen. Aber als er der Küstenlinie mit den Augen folgte, stellte er fest, daß sie sich im Dunst verlor. Dort ging das Meer weiter. Da wußte er, daß sie am Ziel waren.

- Wo ist das Schiff? fragte Sanna. Sie blickte immer noch unruhig über ihre Schulter.

- Ich weiß nicht, erwiderte Daniel. Wir müssen es suchen.

Sanna sah ihn an und bekam einen Wutanfall.

- Wärst du bloß nicht so verdammt schwarz, schrie sie. Sie werden uns entdecken.

- Nicht, wenn es dunkel ist. Dann sehen sie mich weniger, als sie dich sehen.

Sanna begann, den Hang hinunterzugehen. Daniel folgte ihr.

Sanna machte es genauso wie am Tag zuvor, sie verließ Daniel und kehrte von irgendwoher mit Essen zurück. Sie versteckten sich in einem Gehölz und warteten auf den Abend. Daniel schlummerte ein. Als er aufwachte, war es fast schon dunkel. Sanna schlief an seiner Seite. Sie hatte wie ein kleines Kind den Daumen in den Mund gesteckt. Daniel versuchte sich zu erinnern, was er geträumt hatte, ob darin irgendeine Botschaft für ihn gewesen war. Aber in seinem Kopf herrschte Stille. Er tastete nach dem Holzspan in seiner Tasche.

Behutsam weckte er Sanna. Sie schrak hoch und hielt sich die Hände vors Gesicht, als ob er sie schlagen wollte.

- Wir müssen weiter, sagte er. Sanna fror.
- Wie sollen wir ein Schiff finden, wenn es fast dunkel ist?

Daniel wußte es nicht. Aber irgendwo mußte es ein Schiff geben. Wenn sie es bis zum Meer geschafft hatten, konnten die Schiffe nicht mehr weit sein. Der Wind ließ schon die Segel an den Masten flattern, die Daniel in sich trug.

Sie kamen durch ein Dorf, das in tiefer Ruhe lag. Ein einsamer Hund kläffte ein paarmal. Dann war es wieder still. Daniel hatte keinen anderen Plan, als daß sie auf dem kürzesten Weg zum Wasser gelangen mußten. Jetzt war er es, der die Führung übernahm. Sanna folgte ihm auf den Fersen und hielt sich an seinem Mantel fest.

Sie gingen auf einem Felsrücken am Meer entlang, das in der Dunkelheit rauschte.

- Wo ist das Schiff? quengelte Sanna. Wo ist das Schiff? Daniel antwortete nicht.

Sie kamen zu einigen Treppenstufen aus Holz, die zum Wasser hinunterführten. Daniel nahm den Duft von Teer wahr. Also mußte es in der Nähe Schiffe geben. Als sie unten am Strand

waren, fanden sie sich von lauter umgedrehten Ruderbooten umgeben. An einem schmalen Steinpier lagen ein paar größere Boote, die Segel um die Masten gewickelt. Daniel war enttäuscht. Die Schiffe waren klein. Sanna kniff ihn besorgt in den Arm.

- Was machen wir jetzt?

Daniel sah sich um. Er war jetzt wie Kiko, auf der Jagd nach einer Beute, nicht nach einem Tier, aber nach einem Schiff.

- Warte hier, sagte er. Ich muß suchen.

- Nein, sagte sie und kniff ihn wieder in den Arm. Du gehst nicht von mir weg.

Sie hielt sich fortwährend an seinem Mantel fest, als wäre sie blind. Oft stolperte sie, und Daniel dachte, daß sie wirklich sehr ungeschickt war.

Plötzlich entdeckte er den Schein eines Feuers weit draußen auf dem schmalen Pier. Am Feuer saß ein Mann mit einem Becher zwischen den Händen, den er hin und wieder zum Mund führte.

Er wartet auf uns, dachte Daniel. Es kann keinen anderen Sinn haben, daß er hier sitzt.

Sie gingen auf den Steinpier hinaus. Daniel klapperte laut mit den Holzschuhen, damit der Mann sich nicht erschreckte. Er sah in ihre Richtung, den Becher in der Hand. Sie liefen bis zum Feuer hin. Der Mann war alt. Er hatte einen langen Bart und eine löchrige Mütze auf dem Kopf.

- Sind das Trolle, die mich besuchen kommen?

- Wir brauchen ein Schiff, sagte Sanna. Das uns von hier wegbringt.

Der Mann sah sie forschend an. Daniel hatte den Eindruck, daß er keinen Schrecken bekommen hatte. Das war das Wichtigste. Sanna hielt ihm das Geld hin, das ihr geblieben war. Der Mann beugte sich vor und musterte sie. Dann sah er Daniel

mit schmalen Augen ins Gesicht.

- Komm näher, sagte er. Damit ich dich anschauen kann.

Daniel hockte sich ans Feuer. Der Mann warf ein paar Stöcke hinein, so daß es aufflammte.

- Du bist tatsächlich ganz schwarz, sagte er. Einmal habe ich einen wie dich auf einer Straße in Malmö gesehen. Warst du das?

- Ich weiß nicht. Ich heiße Daniel, und ich glaube an Gott.

- Und das Mädchen?

- Ich habe keinen Namen, sagte sie. Aber man nennt mich Sanna.

- Und ihr wollt, daß ich euch nach Kopenhagen übersetze? Weil ihr von irgendwo ausgerissen seid?

Sanna fing plötzlich an zu weinen. Sie zog die Strickjacke vors Gesicht.

- Nicht daß es mich kümmert, warum ihr weggelaufen seid, sagte der Mann. Kindern wird übel mitgespielt. Ich bin selbst einmal aus Älmhult weggelaufen und hier gelandet.

- Wir müssen gleich losfahren, sagte Daniel. Der Mann schüttelte den Kopf.

- Es geht kein Wind. Und über den Sund rudern tu ich euch nicht.

- Ganz windstill ist es nicht, sagte Daniel. Dein Boot ist klein. Es braucht nicht viel Wind.

Der Mann brach in Gelächter aus. Er hatte fast keine Zähne mehr. Dann schnappte er sich die Geldscheine, die Sanna in der Hand hielt.

- Hinübertreiben lassen können wir uns immer, sagte er. Hilf mir auf. Meine Beine sind steif.

Daniel nahm seinen Arm. Der Mann stieß die brennenden Holzstöckchen ins Wasser, wo sie aufzischten und erloschen.

- Kommt an Bord, sagte der Mann. Setzt euch in die Mitte. Da liegt eine Decke.

Sanna hatte jetzt aufgehört zu weinen. Aber sie zögerte, ins Boot zu steigen.

- Es sinkt, sagte sie. Die Fische werden in meinen Körper schwimmen und mich auffressen.

- Es sinkt nicht, erwiderte Daniel. Erwinnere dich daran, was ich in der Tasche habe.

Sanna kletterte ungelenk ins Boot.

- Da ist Wasser drin, rief sie. Wir sinken schon.

- Nur ein paar Tropfen, sagte der Mann. Irgendwo muß ein Schöpfeimer sein.

Daniel stieg ein. Als er merkte, daß das Boot sich bewegte, verspürte er eine große Erleichterung. Der Mann machte die Leine los und schob das Boot hinaus. Dann hißte er das dreieckige Segel und setzte sich ans Ruder. Langsam trieben sie aufs Wasser hinaus. Dann und wann kam eine Windbö und blähte die Segel.

- Sinken wir? fragte Sanna.

- Wir sind jetzt unterwegs.

Sanna kicherte. Dann flüsterte sie Daniel ins Ohr:

- Er hat nicht das ganze Geld bekommen. Zwei Scheine habe ich behalten.

Das Boot trieb vom Land weg. Das Wasser gluckerte leise.

- Ich heiße Hans Höjer, sagte der Mann am Ruder. Ich bin tausend Jahre alt, ich fische, und ich weiß, wenn ich an einem Feuer draußen auf dem Pier sitze, kommt immer irgend jemand vorbei, der mir entweder Gesellschaft leistet oder nach Kopenhagen hinüberwill. Ich huldige der Freiheit. Es ist mir egal, ob es Diebe oder Huren oder Falschmünzer sind, die übersetzen wollen. Mörder nehme ich nicht an Bord. Aber ich gehe davon aus, daß ihr niemanden totgeschlagen habt.

- Jemand hat mich totgeschlagen, gab Sanna zurück.
- Nicht ganz, glückste Hans Höjer. Noch lebst du.

Dann starb er. Daniel sah, wie er sich plötzlich an die Brust griff, röchelte, versuchte, Luft in die Kehle zu ziehen, und kopfüber hinfiel. Sanna hatte nicht gemerkt, was geschehen war, da sie sich gerade in die Decke wickelte.

- Pfui Teufel, wie das riecht, sagte sie.

Daniel antwortete nicht. Er streckte den Arm aus und suchte nach einer der großen Adern am Hals des Mannes. Er konnte keinen Pulsschlag fühlen.

Das Boot begann sich im Wind zu drehen. Das Segel schlug hin und her. Sanna schloß die Augen, den Kopf aus der schmutzigen Decke gestreckt.

- Er ist gestorben, sagte Daniel. Sanna antwortete nicht.

Daniel versuchte zu überlegen. Warum war er gestorben? Es konnte nur eine Erklärung geben. Es bedeutete, daß Daniel das Ruder übernehmen sollte. Hans Höjer hatte wirklich bei seinem Boot gesessen und auf sie gewartet.

- Er ist gestorben, wiederholte Daniel. Sanna öffnete die Augen und sah ihn an.

- Wer ist gestorben? Ich weiß, daß Vanja gestorben ist. Ist noch jemand tot?

Dann entdeckte sie, daß ganz hinten am Ruder keiner mehr saß. Sie erhob sich auf die Knie.

- Ist er tot?
- Er fiel einfach hin und hörte auf zu atmen. Sanna kniff ihn fest in den Arm.
- Dann sinken wir.
- Ich setze mich ans Ruder.
- Was sollen wir mit ihm machen? Soll er hier liegen und tot

sein?

- Ich weiß nicht, sagte Daniel. Erst muß ich mich ans Ruder setzen.

Er kroch über den Toten hinweg und setzte sich an die Ruderpinne. Die Leine des Segels war nur lose befestigt. Sanna fing an, in den Taschen des toten Mannes nach dem Geld zu suchen.

- Wenn er tot ist, braucht er kein Geld.

Sie steckte sich die zusammengerollten Scheine unter die Bluse und warf dann die schmutzige Decke über den Mann.

- Sind wir bald da? fragte sie ungeduldig.

- Noch nicht, antwortete Daniel. Noch nicht ganz.

Dann saßen sie schweigend da. Sanna schlief ein. Daniel hörte, wie sie schnarchte. Er wartete auf die Dämmerung. Erst dann würde er sehen können, in welche Richtung sie segeln mußten. Dann würde er auch entscheiden, was er mit dem Mann anfang, der tot zu seinen Füßen lag.

Der Posten am Ausguck gähnte. Er stand an der Reling und suchte mit dem Feldstecher den Horizont ab. Der Morgen dämmerte langsam über dem Sund herauf. Am Heck war ein Matrose damit beschäftigt, die dreizüngige blaugelbe Flagge zu hissen, in die das norwegische Wappen eingefügt war.

Der Morgen war kühl, das Wasser unbewegt. Auf der einen Seite lag Malmö, auf der anderen Kopenhagen. Sie steuerten langsam in Richtung Norden. König Oskar war am Abend von heftigen Kopfschmerzen heimgesucht worden, und Kapitän Roslund hatte während der Nacht beigedreht. Nun setzten sie gemächlich die Fahrt nach Göteborg fort, der ersten Station auf der Reise nach Kristiania.

Der Posten ließ den Feldstecher weitergleiten. Eine einsame Möwe schaukelte auf der Wasseroberfläche. In der Ferne waren ein paar Fischerboote auf dem Weg nach Norden, vielleicht zu den reichen Fischgründen jenseits der dänischen Küste.

Plötzlich entdeckte er ein Boot, das ganz still auf dem Wasser lag. Es war ein sehr kleines Fischerboot. Er stützte die Ellbogen auf die Reling, um so seinen Blick zu fixieren. Es schien, als wäre gerade jemand dabei, ein Netz auszulegen, oder vielleicht eine Boje. Dann wurde dem Posten zu seinem Entsetzen klar, daß jemand damit beschäftigt war, Gewichte an einem Menschenkörper zu befestigen.

Er rief den Matrosen herbei, der die Flagge gehißt hatte. Kapitän Roslund, ein Frühaufsteher, steckte den Kopf aus dem Fenster der Kommandobrücke und mahnte zur Ruhe.

Der König schlief und sollte nicht geweckt werden. Der Matrose schaute durch den Feldstecher.

- Sie kippen einen Menschen über Bord, sagte er verdutzt. Ob das ein Mord ist?

Wieder sahen sie durchs Fernglas und überzeugten sich. Ein lebloser, mit Steingewichten beschwerter Körper wurde in eine Decke gewickelt. Im Boot befanden sich ein junges Mädchen und ein Junge, der ganz schwarz war.

Der Matrose schauderte.

- Wir müssen mit Roslund sprechen.

Gemeinsam stiegen sie zur Kommandobrücke der »Drott« hoch. Roslund hörte sich an, was sie zu erzählen hatten, schüttelte den Kopf, nahm aber doch sein eigenes großes Fernrohr. Er fuhr zusammen, setzte das Fernrohr ab und hielt es dann wieder vors Auge.

- Wir müssen dorthin, sagte er. Falls der König aufwacht, können wir nur hoffen, daß er die Notwendigkeit einsieht.

Roslund gab Order, die Geschwindigkeit ein wenig zu erhöhen. Der weißgekleidete Jungmann am Steuer bekam den neuen Kurs mitgeteilt. Roslund berechnete die Entfernung auf achthundert Meter.

- Einer von ihnen ist schwarz, sagte Roslund. Kann es ein Kohlenträger sein?

- Es ist ein kleiner Junge, antwortete der Matrose.

Daniel sah, wie sich das große Schiff näherte. Zuvor hatte es unbeweglich dagelegen. Er hatte Mühe, die beiden Steingewichte zu befestigen, die er im Boot gefunden hatte. Sanna wollte ihm nicht helfen. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt, plätscherte mit einer Hand im Wasser und summtte vor sich hin, als ginge sie das, was hinter ihr geschah, nichts an.

Als Daniel den Körper endlich ins Wasser gekippt hatte, war das große Schiff schon nahe.

Aber der Körper sank nicht. Er trieb weiter neben dem Boot.

Jemand rief ihm etwas zu, ein Mann mit Schirmmütze und Goldknöpfen an der Jacke. Daniel hörte nicht darauf. Er versuchte den Körper unter die Oberfläche zu drücken. Aber es wollte nicht gelingen. Ein Rettungsboot wurde von der Reling heruntergelassen, und ein paar Matrosen ruderten rasch zu ihrem Boot hin. Sanna hatte sich die schmutzige Decke über den Kopf gezogen, summte aber nach wie vor. Daniel hörte, daß es ein Kirchenlied war. Der Mann mit der Schirmmütze hielt sich an der Reling fest.

- Was zum Teufel geht hier vor? Habt ihr ihn umgebracht?

Die Matrosen fingen an, den Körper herauszuziehen. Ein weiteres Boot legte neben dem Segelboot an. Darin befanden sich zwei Matrosen mit Waffen in den Händen.

Der Körper war jetzt zur Hälfte aus dem Wasser heraus. Hans Höjers Gesicht war gelb geworden. Das eine Auge war halb geöffnet, als wollte er noch bis in den Tod hinein wissen, was eigentlich um ihn herum geschah.

- Dieser Mann ist getötet worden, sagte Roslund. Sicher habe ich in meinem Leben schon so manches gesehen. Aber noch nie so einen kleinen schwarzen Satan allein draußen auf dem Sund. Warum versteckt sich das Mädchen unter der Decke?

Daniel dachte, er sollte etwas sagen. Aber Sanna, die weiter unter ihrer Decke summte, störte ihn und machte, daß er die Worte nicht fand.

Zugleich ertönte ein Pfeifsignal von dem großen Schiff. Es durchschnitt die Morgendämmerung und scheuchte ein paar Möwen auf.

- Verdammt, sagte Roslund. Was treibt denn den König so früh aus dem Bett?

Er drehte sich um und grüßte. Ein Mann mit grauem Bart stand an der Reling. Er war von zwei in Schwarz und Weiß gekleideten Männern flankiert. Einer hielt ein Tablett in den Händen, der andere ein Handtuch.

- Was gibt es? fragte der Mann mit dem grauen Bart.

- Ich weiß nicht, Eure Majestät. Aber wir haben entdeckt, daß hier jemand dabei war, eine Leiche über Bord zu kippen.

Inzwischen hatte sich eine ganze Anzahl von Leuten an der Reling des großen Schiffs versammelt. Darunter war eine Frau. Aber der Mann mit dem grauen Bart bedeutete ihr, sich zu entfernen.

- Wer versteckt sich unter der Decke?

Einer der Matrosen zog das Tuch weg. Sanna schloß die Augen und hielt sich die Hände vors Gesicht. Sie sumgte weiter, lauter jetzt, und schaukelte vor und zurück.

- Holt sie an Bord, sagte der König. Aber es ist vielleicht besser, den Negerjungen zu fesseln. Ein sehr sonderbares Erwachen, ich muß schon sagen. Die Sonne geht im Dunst auf, und das erste, was man zu sehen bekommt, ist ein kleiner schwarzer Junge, der einen Mord begangen hat.

Roslund zeigte auf zwei von den Matrosen. Einer von ihnen nahm seinen Gürtel ab und versuchte, Daniels Hände einzufangen. Aber Daniel schnappte mit den Zähnen nach seinem Handgelenk. Der Matrose schrie auf und ließ Daniel los, der sofort über Bord kletterte. Ihm blieb nichts anderes übrig. Noch einmal war seine Heimreise unterbrochen worden. Jetzt war er von weißgekleideten Menschen umringt, die ihn fesseln wollten. Dann konnte er genausogut sterben. Tief unten im Meer würde er dann herumtreiben, bis er irgendwann nach Hause kam. Besser das, als hinter Hallens Kirche in der Erde vergraben zu werden, wo niemand ihn je finden würde.

Aber er kam nicht weiter als den halben Weg bis zum Wasser hinunter. Es war keiner der Matrosen, der ihn aufhielt, sondern Sanna, die sich plötzlich auf ihn warf. Er versuchte sich loszureißen, aber sie hielt ihn fest, und sie war stark. Er biß und zerrte, aber das schien sie nicht zu kümmern.

- Ich will nicht, schrie er. Ich will nach Hause. Irgendwo aus

seinem Inneren quoll seine alte Sprache herauf und drängte sich zwischen all den Worten durch, die er hatte lernen müssen. Be und Kiko waren in ihm, ihre Stimmen riefen Sanna zu, und sie wehrten sich genauso wie er selber. Sie wollten ihn nicht loslassen, nicht jetzt, wo er so nahe bei ihnen war.

- Wir werden nicht ertrinken, schrie Sanna. Wir werden wieder nach Hause fahren. Komme es, wie es wolle. Aber wir fahren nach Hause.

In diesem Augenblick erkannte Daniel, daß Sanna ihn verriet. Sie ließ ihn nicht sterben. Sie zwang erst Be und dann Kiko, ihn aus ihrem Griff zu entlassen. Zwei von den Matrosen zogen ihn an Bord und banden ihm die Arme mit dem Gürtel auf den Rücken. Er leistete keinen Widerstand mehr. Er schloß nur die Augen und versuchte einzuschlafen, das Herz zu zwingen, daß es zu schlagen aufhörte. Er merkte, daß er aufgehoben und weggetragen wurde, und dann lag er ganz still.

Als er die Augen aufschlug, stand der Mann mit dem grauen Bart da und betrachtete ihn. Das Weiß in seinen Augen war von roten Äderchen durchzogen.

- Wohl kaum ein Untertan, sagte er. Nicht einmal in den entlegensten norwegischen Fjällgegenden findet sich etwas dergleichen. Ein Neger.

Der Mann sah zu Kapitän Roslund auf, der neben ihm stand.

- Was sagt das Mädchen?

Roslund streckte sich und hielt die Arme stramm an die Seiten gelegt.

- Das Mädchen scheint, ehrlich gesagt, nicht ganz bei Trost zu sein, Eure Majestät. Es sagt, sie hätten zur Wüste segeln wollen. Und der Mann sei einfach gestorben. Doktor Steninger hat keine Schäden an seinem Körper feststellen können. Er bittet um die Genehmigung zu obduzieren.

- Auf der »Drott«? Soll auf dem Schiff des Königs an Leichen herumgeschnitten werden? Wird nicht gestattet!

Roslund stampfte aufs Deck, grüßte, drehte sich um und verschwand.

Daniel lag auf einem ausgebreiteten Segel. Jemand hatte ihm ein Kissen unter den Kopf gesteckt. Ringsumher standen Menschen und sahen ihn an. Aber es war der Mann mit dem grauen Bart, der die wichtigste Person war. Er stand ganz vorn, und zwischen ihm und den anderen war ein Abstand. Daniel kam es plötzlich so vor, als kenne er das Gesicht. Er hatte ihn schon einmal gesehen.

- Ich glaube, er erkennt Eure Majestät, sagte ein Mann mit kurzem, gestutzten Schnurrbart.

Da fiel es Daniel ein. In Almas und Edvins Kammer hing ein Bild an der Wand. Das Bild zeigte den Mann, der ihn jetzt ansah. Einmal hatte Daniel gefragt, wer er war, und Alma hatte gesagt, es sei König Oskar, und dann eine Zahl, an die er sich nicht erinnerte.

Er setzte sich ruckartig auf. Der graubärtige Mann trat hastig einen Schritt zurück.

- Vorsicht, sagte er. Dem Jungen ist vielleicht nicht zu trauen. Was sagt das Mädchen?

- Es weint, Eure Majestät.

- Aber vorher? Was hat es über den Jungen gesagt?

- Es sagte, daß er Daniel heißt und aus einer afrikanischen Wüste stammt.

- Aber ich habe ihn zweifellos schwedisch sprechen hören, mit schonischem Dialekt.

- Es sagt, daß sie aus einem Dorf in der Nähe von Tomelilla kommen.

- Und sie haben eine Segeltour unternommen?

- Er wollte nach Hause in die Wüste.

Der Mann, der König war, streckte die Hand aus und bekam ein Taschentuch gereicht. Er wischte sich den Mund ab und ließ es dann aufs Deck fallen.

- Eine eigenartige Morgendämmerung, sagte der König. Man erwacht zu früh, und sofort erlebt man etwas Merkwürdiges. Badet den Jungen, zieht ihm Kleider an. Sie brauchen etwas zu essen. Sorgt dafür, daß das Mädchen zu weinen aufhört. Dann möchte ich ihre Geschichte hören. Was geschieht mit dem Toten?

- Er wird an Land gebracht, Eure Majestät.

Der König nickte und drehte sich um. Eine Frau beugte sich zu Daniel vor. Sie roch stark nach Parfüm. Nachdem sie ihm ins Gesicht gesehen hatte, brach sie in Gelächter aus.

Daniel ließ alles geschehen. Er wurde gebadet, bekam neue Kleider und eine Jacke mit gelben Knöpfen. Dann wurde er in ein Zimmer geführt, in dem Sanna wartete. Sie hatte ein Kleid an, und sie kreischte.

- Der König, schrie sie. Wir sind auf dem Boot des Königs.

- Du hättest mich ertrinken lassen sollen. Warum hast du mir nicht erlaubt, auf den Grund zu sinken?

Sie hörte ihn nicht. Sie zupfte an dem Kleid und kreischte fortwährend.

- Es ist der König, wiederholte sie, und Daniel sah, daß sie Tränen in den Augen hatte. Aber ob es aus Angst war oder aus Freude, konnte er nicht entscheiden.

Sanna hatte ihn wieder an Bord gezogen. Sie war stärker als Be und Kiko gewesen, und sie hatte ihn verraten.

Plötzlich wußte er, daß er sich rächen mußte. Er wußte nur nicht, wie.

Die Tür wurde aufgestoßen. Ein Mann mit einem goldenen Band über der Schulter kam herein.

- Seine Majestät wartet, sagte er mit zischender Stimme.

Er machte ein Zeichen, daß sie aufstehen und sich umdrehen sollten. Dann rückte er Daniels Jacke zurecht.

- Niemand setzt sich ohne die ausdrückliche Erlaubnis Seiner Majestät. Niemand sagt etwas, wenn Seine Majestät sich nicht an einen von euch wendet. Ihr antwortet kurz und klar, benutzt selbstverständlich keine Flüche, und sitzt nicht mit überkreuzten Beinen da. Wenn Seine Majestät lacht, kann es durchaus geboten sein, mit einem kurzen Lachen einzustimmen, oder eher mit einem Lächeln und einem leichten Geräusch. Eigene Improvisationen sind nicht erwünscht. Verstanden?

- Ja, antwortete Sanna und knickste.

- Nein, sagte Daniel. Ich will sterben.

- Seine Majestät erwartet Antwort auf seine Fragen und keine Abschweifungen. Habt ihr das begriffen?

- Ja, antwortete Sanna und knickste noch tiefer.

- Ich will sterben, sagte Daniel wieder.

Sie gingen durch einen schmalen Korridor, eine Treppe hinauf und blieben dann vor einer Doppeltür stehen.

- Seine Majestät empfängt im Achtersalon. Es geziemt sich, genau in dem Moment, wenn ich die Türen schließe, einen Diener und einen Knicks zu machen.

Sie traten ein. Der Mann mit dem grauen Bart, das Porträt an Almas und Edvins Wand, saß zurückgelehnt in einem Sessel aus rotem Stoff. Er hielt eine Zigarre in der Hand. Hinter ihm stand der Mann mit dem Taschentuch. Ansonsten war das Zimmer leer. Sanna knickste, Daniel machte einen Diener. Er erinnerte sich an das, was Kiko einmal erzählt hatte, von den früheren Königen, vor denen man sich auf den Boden werfen sollte, um seinen Nacken unter einem ihrer Füße zu plazieren, zum Zeichen der Unterwerfung. Ich stehe vor einem König, dachte

Daniel. Er ist meine letzte Möglichkeit.

Er trat ein paar Schritte vor, warf sich der Länge nach auf den Boden, ergriff einen der blankpolierten Schuhe des Königs und plazierte ihn auf seinem Kopf. Der König fuhr aus dem Stuhl hoch, und der Mann mit dem Taschentuch drückte nervös auf eine Klingel. Sogleich war Daniel von Menschen umringt, die durch die Wände hereingekommen zu sein schienen. Sie hielten ihn fest. Der König setzte sich wieder hin.

- Sachte, sagte er. Laßt uns das Negerkind mit wachsamen Augen betrachten. Daß das Mädchen weniger verständig ist, hat sich gezeigt. Aber der Junge muß eine merkwürdige Geschichte zu erzählen haben. Laßt uns achtsam sein.

Sie durften sich auf niedrige Schemel setzen, die mit demselben roten Stoff bezogen waren wie der Sessel des Königs. Sanna fing sofort an zu weinen. Aber sie tat es lautlos. Nur Daniel ahnte die Tränen, die ihr über die Wangen liefen. Vielleicht kam es daher, weil es ihr leid tat und sie einsah, daß sie ihn in die Tiefe hätte sinken lassen sollen, wo Be und Kiko warteten. Er konnte es verstehen. Trotzdem haßte er sie.

- Wie heißt du? fragte der König.

- Ich heiße Daniel. Ich glaube an Gott.

Der König betrachtete den Rauch, der sich aus seiner Zigarre kringelte.

- Eine gute Antwort. Aber sie wirkt wie auswendig gelernt. Laß mich deine Geschichte hören. Wie du hergekommen bist.

Daniel erzählte. Vielleicht würde der König verstehen, wie wichtig es für ihn war, die Reise fortzusetzen. Sanna saß still da und zupfte nervös an ihrem Kleid. Dann und wann stellte der König eine Frage, und Daniel versuchte zu antworten, ohne den Faden der Geschichte zu verlieren.

Als er verstummt war, betrachtete der König ihn lange. Daniel merkte, daß seine Augen freundlich waren. Aber sie sahen ihn

nicht. Sie schauten an ihm vorbei, genau wie Vater, wenn er an etwas Wichtiges dachte.

- Eine merkwürdige Geschichte, sagte der König. Aber erfüllt vom guten Willen. Zu helfen. Du sollst bleiben und dein Leben dort verbringen, wo du gelandet bist. Die Wüste mußt du einfach vergessen. Da ist es außerdem viel zu warm.

Er nickte dem Mann mit dem Taschentuch zu. Der Mann in der goldenen Livrée, der die ganze Zeit im Hintergrund gestanden hatte, trat näher.

Der König erhob sich und streckte ihnen zwei Fotografien hin. Sein Name war darauf geschrieben. Es war das gleiche Bild, das bei Alma an der Wand hing. Sanna machte einen tiefen Knicks. Daniel nahm das Bild entgegen, ließ es aber zu Boden fallen. Er bückte sich und hob es auf und dachte, gleich würde ihn jemand strafen, indem er ihn auf den Kopf schlug.

- Wahrlich eine sehr bemerkenswerte Morgendämmerung, sagte der König und verließ das Zimmer.

Sie durften die Kleider anbehalten, die nassen Sachen lagen in einem Seesack. Das Boot mit Hans Höjers Leichnam war schon fort. Daniel bemerkte, daß sich ständig zwei Matrosen an seiner Seite hielten, für den Fall, daß er wieder versuchen würde, sich über Bord zu werfen. Aber er hatte aufgegeben. Sie stiegen ein Fallreep hinunter und wurden dann an Land gesegelt. Über dem Sund hatte der Wind aufgefrischt. Sie kamen zu der Stadt, die Malmö hieß. Sanna hielt das Bild des Königs krampfhaft umklammert. Daniel tat nur das, was von ihm verlangt wurde. Ein Wagen fuhr vor, und der Kutscher bekam Anweisung, wohin er sie bringen sollte. Als sie im Wagen saßen, lehnte Sanna sich an ihn.

- Jetzt traut er sich nicht mehr, mich zu schlagen, sagte sie. Er wird es nicht wagen, mich zu Boden zu werfen und ihn mir reinzustecken. Jetzt nicht mehr, wo ich ein Bild vom König

bekommen habe.

Daniel antwortete nicht. Sanna hatte ihn verraten. Das konnte er ihr nicht verzeihen.

Spät am Abend rollte der Wagen auf den Hof. Es war Sanna, die den Weg gezeigt hatte. Alma und Edvin traten aus der Tür. Daniel sagte nichts. Er ging nur in den Stall und legte sich ins Heu. Von draußen konnte er hören, wie Sanna zu erklären versuchte, wie sie zwischen den Worten hin und her sprang, als wäre das, was sie sagte, eigentlich ein Seil, das sie vor und zurück bewegte. Als sie verstummte, bohrte sich Daniel ins Heu. Er hörte, wie Alma und Edvin hereinkamen, und er merkte, daß Alma an seiner Seite in die Hocke ging. Sie legte ihm die Hand auf die Stirn.

- Jetzt ist er wieder warm.

- Wie soll man einen verstehen, von dem man überhaupt nichts versteht? sagte Edvin.

- Geh jetzt, sagte Alma. Ich bleibe eine Weile hier sitzen. Daniel tat so, als würde er schlafen. Er machte tiefe Atemzüge.

- Was ist es, was dich so beunruhigt? sagte Alma. Wie sollen wir es anstellen, daß du dich nicht zu Tode sehnst? Wie kann ein Kind so viel Kummer mit sich herumschleppen?

Am folgenden Tag verstummte Daniel. Die Hustenanfälle traten verstärkt auf. Doktor Madsen kam mehrere Male und untersuchte ihn, aber Daniel beantwortete keine Fragen mehr. Er blieb stumm. Hinterher stand Doktor Madsen lange und sprach flüsternd und ernst mit Alma und Edvin. Am Abend kam Alma zu Daniel herein und fragte, ob er nicht doch wieder in die Küche ziehen könnte. Sie hatten keine Nachfolgerin für Vanja. Er könnte ein besseres Bett bekommen. Der Husten würde verschwinden, wenn er nicht mehr bei den Tieren lag.

Daniel hörte, daß sie nicht meinte, was sie sagte. Der Husten hatte schon angefangen, Risse in seinem Inneren aufzubrechen.

Zwei Wochen nach dem letzten Versuch, in die Wüste zurückzukehren, wurde Daniel mitten in der Nacht wach. Ihm war sehr warm. Als er mit der Hand über seine Stirn strich, merkte er, daß er ganz verschwitzt war. Es war Kiko, der ihn geweckt hatte. Er hatte da gestanden und die Hand über sein Gesicht gehalten, um die Augen zu beschatten, und er hatte gelacht. Er hatte nichts gesagt, aber Daniel hatte verstanden, was er meinte. Er stand von seinem Bett im Heu auf und suchte die äußerste Spitze von einem Sichelblatt hervor, das der Knecht abgebrochen hatte. Dann begab er sich hinaus in die Dunkelheit. Er lief barfuß durchs Dunkel, der Himmel war klar, und er blieb erst stehen, als er bei der Kirche angekommen war. Er hockte sich hin und hustete. Als er seine Hand an den Mund führte, merkte er, daß Blut herauskam.

Daniel wählte einen Stein in der Kirchenmauer aus, der ganz glatt war. Da hinein ritzte er eine Antilope. Es war schwierig, und er machte viele Fehler. Die Beine waren verschieden lang, der Rücken des Tieres war viel zu gerade. Aber das Wichtigste war das Auge. Er strengte sich an, es ganz rund zu machen.

Dann setzte er sich hin und wartete.

Als der Husten einsetzte, strich er mit dem Zeigefinger der rechten Hand über die Lippen und schmierte das Blut dann auf das Auge der Antilope. Im Dunkel der Nacht konnte er die Farbe nicht erkennen.

Aber er wußte, sobald die Morgendämmerung kam, würde das Auge der Antilope rot leuchten.

Jemand hatte ihn in der Nacht gesehen. Das Gerücht verbreitete sich schon früh am Morgen, und kurz nach neun versammelten sich etliche Menschen an der Kirchenmauer. Es war ein stürmischer Tag, und der Regen fiel in kräftigen Güssen. Hallen erwachte an diesem Morgen mit einem heftigen Schmerz direkt über dem einen Auge. Er lag mit einem kalten Handtuch auf der Stirn im Bett, als seine Haushälterin hereinkam und berichtete, an der Kirche würden Leute zusammenströmen, und jemand hätte ein Bild in die Friedhofsmauer geritzt. Hallen hatte schon lange die Vermutung, daß ihr Verstand sich auf ihre alten Tage langsam trübte. Aber er erhob sich aus dem Bett, da sie nicht in der üblichen Weise verwirrt schien. An der Friedhofsmauer war etwas vorgefallen, oder aber es ging dort gerade etwas vor. Hallen preßte die Faust fest gegen den schmerzenden Punkt über dem Auge und verließ das Pfarrhaus.

Als er auf das Tor zuing, konnte er die Volksmenge an der linken Seite der Friedhofsmauer sehen. Hallen überlegte mit Sorge und Unbehagen, ob ein Selbstmörder diesen unglückseligen Platz ausgewählt haben könnte, um seinem Leben ein Ende zu machen. Der Gedanke war nicht abwegig, denn der alte Glaube, daß Selbstmörder außerhalb des Friedhofs begraben werden sollten, wurde von vielen seiner Gemeindemitglieder geteilt. Er verzog das Gesicht, vom Schmerz über dem Auge ebenso geplagt wie von dieser Vorstellung. Wenn es ein Selbstmörder war, hoffte er, daß es nicht allzu viel Blut gab. Er blieb stehen, tat ein paar tiefe Atemzüge und versuchte, an ein Glas Kognak zu denken.

Das machte er immer so, wenn ihn etwas Unangenehmes erwartete. Er hatte nie dieselbe Kraft aus der Heiligen Schrift

schöpfen können wie aus dem Gedanken an ein Glas Kognak.

Als er eintraf, wichen die Menschen zur Seite. Zu seiner Erleichterung lag kein zeretzter Mensch an der Mauer. Was es da zu sehen gab, war ein ungeschickt eingeritztes Tierbild. Eigentlich bestand es nur aus einem Körper mit eigentümlichen Proportionen und einem großen Auge.

Das Auge war rot. Oder eher schwarz. Aber es war Blut, das sah er sofort. Das Auge starrte ihn an, und sofort verstärkte sich der Schmerz über seinem Auge. Eines der reichsten Gemeindemitglieder, ein unangenehmer Mensch mit dem Namen Amman, stand da und schlug mit seinem Stock gegen die Kirchenmauer. Im vorigen Jahr hatte er der Gemeinde eine häßliche und klobige, aber wertvolle Brautkrone gestiftet. Hallen argwöhnte, daß es Diebesgut war, das er von einer seiner vielen Reisen nach Polen mitgebracht hatte. Amman hielt sich eine Geliebte auf einem verfallenen Gut ganz in der Nähe der Hafenstadt, wo der Schiffsverkehr von Ystad den Kontinent erreichte. Er prahlte offen damit, daß er jedes oder jedes zweite Jahr ein polnisches Kind zeugte, obwohl seine schwedische Ehefrau ihm ständig neue Kinder gebär. Hallen empfand mitunter Trauer, wenn er von der Kanzel herab den fetten Amman und seine dünne Frau sah. Er konnte sogar das Unbehagliche zulassen, sich die beiden nackt zusammen vorzustellen. Daß Amman seine Frau nicht schon längst im Bett erdrückt hatte, schien ihm unbegreiflich.

- Der Neger, sagte Amman mit seiner schleppenden Stimme. Das ist das Werk des Negers.

Es murmelte und summte in dem Menschenhaufen, der sich auf dem Friedhof versammelt hatte. Ein Laut wie von aufgestörten Bienen, dachte Hallen.

- Der Neger, wiederholte Amman, und Hallen merkte, daß er nicht übel Lust hatte, ihn wegzujagen. Aber Amman verfügte in der Gemeinde über großen Einfluß, er saß im Kirchenrat, und

niemand konnte leugnen, daß er mit seiner Gabe trotz allem zur Ausstattung der dürftigen Kirche beigetragen hatte.

- Woher weiß man das? fragte Hallen und dachte an den eigentümlichen Jungen aus dem fernen schwarzen Kontinent, dem er versucht hatte, Manieren beizubringen, der ihm dies jedoch damit gedankt hatte, eine Kreuzotter in den Klingelbeutel zu stecken.

Amman fuchtelte mit dem Stock. Aus der dunkel gekleideten Menge löste sich einer von Ammans Knechten, der ständig betrunken war, aber im Ruf stand, ein Händchen für kranke Pferde zu haben.

- Ich habe ihn gesehen, sagte der Knecht.

- Was hast du gesehen?

- Er saß hier an der Mauer und ritzte.

- Wann?

- Heute nacht.

Amman hieb den Stock mit Wucht auf den Rücken des Knechts, der sich davonschlich.

- Er trinkt, sagte Amman. Aber er sieht, was er sieht. Es war der Neger, der hier saß und ritzte und sich blutig stach und herumschmierte. Er gehört nicht hierher. Man weiß ja, was man von solchem Teufelswerk zu halten hat.

Hallen sah Amman forschend an. Der Schmerz über seinem Auge nahm zu.

- Was weiß man?

- Daß man achtgeben soll, wen man in seiner Nähe hat. Die letzten Worte sprach Amman mit lauter Stimme. Ein zustimmendes Gemurmeln erhob sich aus der Menge.

- Ich werde mich um die Sache kümmern, sagte Hallen. Dann wandte er sich an den Kirchendiener.

- Versuchen Sie, das hier wegzuschrubben, sagte er. Und ihr

anderen könnt nach Hause gehen.

Amman marschierte zur Straße und dem wartenden Wagen hinunter. Die Menge zerstreute sich nach und nach. Hallen dachte, er sollte jetzt gleich mit Alma und Edvin sprechen. Aber der Schmerz über dem Auge machte es unmöglich. Er kehrte ins Pfarrhaus zurück und lag für den Rest des Tages im Bett.

Am nächsten Morgen kam die Haushälterin und erzählte, das Tier mit dem roten Auge sei wieder an der Mauer. Hallen war gerade aufgewacht, voller Erleichterung, daß der Schmerz über dem Auge verschwunden war.

Am selben Tag besuchte er Alma und Edvin. Sie hatten gehört, was geschehen war. Alma hatte Daniel gefragt, aber keine andere Antwort erhalten als ein paar Worte in seiner eigenen, merkwürdigen Sprache. Sie gingen zusammen in den Stall hinaus. Daniel lag zusammengerollt im Heu.

- Er hat Fieber, sagte Alma. Aber er weigert sich, drinnen im Haus zu liegen.

Schweigend betrachtete Hallen den Jungen.

- Möglicherweise muß man ihn in eine Irrenanstalt bringen. Vieles spricht dafür, daß er verrückt geworden ist. Es ist kein natürliches Verhalten, Tiere in Friedhofsmauern zu ritzen. Hat er sich geschnitten, damit er an das Blut kam?

- Ich glaube, er hat es ausgehustet, sagte Edvin.

- Er sehnt sich zu Tode, sagte Alma bestimmt. Was hat er bei den Geisteskranken verloren?

- Davon verstehst du nichts. Du hörst, was der Pastor sagt, entgegnete Edvin.

Hallen versuchte Daniels Blick aufzufangen. Aber seine Augen wichen immer aus. Jedesmal, wenn er Daniel ansah, befiel ihn das unangenehme Gefühl, da wäre etwas, was er

verstehen müßte, was ihm aber entging. Der Junge, der da im Heu lag, hatte eine Botschaft für ihn, die er nicht entschlüsseln konnte.

- Es versetzt die ganze Gegend in Aufruhr, daß er in die Mauer ritzt und mit Blut herumschmiert, sagte Hallen. Wenn es noch einmal passiert, müssen wir wohl in Betracht ziehen, ihn nach Lund ins Sankt Lars zu bringen.

- Ist das eine Kirche? fragte Alma.

- Du weißt doch, daß es das Irrenhaus ist, sagte Edvin.

- Bei diesen Menschen hat er nichts verloren.

Sie ließen ihn im Stall sein. Die Magd, die seit Vanjas Tod allein geblieben war, ging zwischen den Kühen herum und weinte. Daniel dachte an Sanna. Er konnte immer noch nicht verstehen, wie sie ihn hatte verraten können. Mit ihr hatte er Freude empfunden, und sie hatte ihm etwas von ihrer Wärme abgegeben. Aber sie hatte sich verstellt, war nicht die gewesen, die sie eigentlich war. Sie hatte sich genauso verhalten wie der Mann, der sie geschlagen und an den Haaren geschleift hatte.

Er lag bis tief in die Nacht und versuchte zu verstehen, warum sie auf diese Weise gehandelt hatte. Das Essen, das Alma ihm brachte, rührte er nicht an.

- Ich will nicht, daß du gefesselt wirst, sagte sie. Ich will nicht, daß du bei den Irren landest. Kannst du nicht darauf verzichten, heute nacht zur Kirche zu gehen?

Daniel antwortete nicht. Aber als Edvin hereinkam, sagte sie, Daniel hätte es versprochen. Er würde in der Nacht nicht nach draußen gehen.

- Wir könnten natürlich den Knecht hier drinnen schlafen lassen, sagte Edvin. Oder ich kann selber hier bleiben.

- Das ist nicht nötig. Er geht nicht nach draußen. Edvin schüttelte den Kopf.

- Der Knecht hat gesagt, daß Amman ein paar von seinen Jungens bei der Kirche postiert hat.
- Der Mann ist widerlich. Er hat ihnen bestimmt aufgetragen, ihn zu verprügeln. Falls er da auftaucht.
- Wenn man ihn nur verstehen könnte. Er sieht etwas, was wir nicht sehen. Er ist wieder von all diesen Menschen umgeben. Sie sind da, ich spüre es.
- Niemand will dich ins Irrenhaus stecken, erwiderte Alma. Aber ihn willst du da sehen?
- Ich versuche nur, ihn zu verstehen. Nichts weiter. Es ist, als würde er eine Geschichte erzählen. Manchmal kommt es mir so vor, als würde sich all dieser Lehm in Sand verwandeln. Und als würde es warm werden. Aber dann ist es wieder fort.

Daniel hörte zu, was sie sagten. Mittlerweile verstand er das meiste von ihrer Sprache. Aber seine alte Sprache hatte sein Bewußtsein jetzt fast völlig wieder besetzt. Alma legte ihm die Hand auf die Stirn.

- Er ist ganz heiß, sagte sie. Ich verstehe nicht, wieso Doktor Madsen nichts tun kann. Er kann doch nicht Fieber davon bekommen, daß er Heimweh hat?
- Es ist der Husten, sagte Edvin. Das weißt du genausogut wie ich. Und dagegen kann man nichts tun.
- Ich will nicht, daß er stirbt, sagte Alma. Ich will, daß dieser Mann namens Bengler zurückkommt und ihn nach Hause holt.

Sie ließen Daniel allein. Die Kühe bewegten sich träge in ihren Verschlägen. Eine Maus raschelte in einer Ecke. Eins von den Hühnern flatterte auf. Daniel dachte fortwährend an Sanna. Schließlich war es, als bliebe nur eine einzige Möglichkeit. Eine einzige Erklärung für ihren Verrat. Sie war ein böser Geist. Wer sie geschickt hatte, um ihn zu vernichten, darauf hatte er keine

Antwort.

Er schlummerte ein, und im Traum sah er Sanna zwischen den schwarzen Vögeln in einem Baum draußen auf dem Acker sitzen. Erst dachte er, es sei Be, die dort wartete, um mit ihm wegfliegen zu können. Aber dann sah er, daß es Sanna war, und daß schwarzer Ruß aus ihren Nasenlöchern quoll.

Mit einem Ruck wachte er auf und dachte über das nach, was er geträumt hatte. Wer auch immer Sanna seinen Weg hatte kreuzen lassen, hatte es getan, um Be und Kiko daran zu hindern, ihn zu holen. Plötzlich war es, als stünde ihm alles klar vor Augen. Solange es Sanna gab, würde er nicht zurückkehren können. Es war nie so gedacht gewesen, daß er lernen sollte, wie man auf dem Wasser geht, oder daß er den langen Weg zurück auf einem Schiff mitfahren sollte. Be und Kiko waren ganz nahe bei ihm.

Trotzdem war er unsicher. Er war zu klein, um alles über die bösen Geister zu wissen, die mitunter von den Seelen der Menschen Besitz ergriffen. Ihm blieb nur eins zu tun. Er mußte versuchen, Sanna dazu zu bringen, daß sie ihm verriet, wer sie eigentlich war und wer sie geschickt hatte.

Daniel glitt zwischen Schlaf und Wachen hin und her. Ein paarmal streckte er sich nach dem Becher mit Wasser, den Alma immer neben ihm hinstellte.

In der Morgendämmerung aß er den Napf leer, den er am Abend zuvor unberührt gelassen hatte. Wenn er es schaffen wollte, herauszufinden, wer Sanna wirklich war, mußte er essen, um die nötige Kraft zu schöpfen.

Er brauchte mehrere Tage und Nächte, um darauf zu kommen, wie er es anstellen sollte. Er suchte in der Erinnerung nach all

dem, was Kiko ihm erzählt hatte: darüber, wie man böse Geister aufspürte, ähnlich wie man es mit Tieren machte.

Schließlich fand er die Lösung.

In seinem Mantel hatte er noch den Holzspan, den er aus dem Knie der Jesusfigur gezogen hatte.

In der folgenden Nacht würde er seinen Plan ins Werk setzen. Wie um ihn davon zu überzeugen, daß er jetzt richtig handelte, daß er verstanden hatte, welche unsichtbaren Kräfte ihn daran hinderten, in die Wüste zurückzukehren, sank das Fieber auf einmal. Allerdings hustete er immer noch Blut. Aber Doktor Madsen, der zu Besuch kam, sagte zu Alma, er könnte vielleicht doch noch gesund werden.

Es ging kein Wind, als Daniel den Stall verließ. Er blieb auf dem Hof stehen und lauschte. Alles war still. Er hatte eine der Lampen mitgenommen, die Edvin jeden Abend im Stall anzündete. Er hatte sie gelöscht, hatte aber Streichhölzer bei sich.

Als er beim Hügel ankam, blieb er stehen und lauschte. Er sperrte die Nasenlöcher auf, wie er von Kiko gelernt hatte, daß man es tun mußte, um Witterung zu bekommen. Sanna verbreitete oft einen schlechten Geruch. Sie war schmutzig, und aus ihren Kleidern roch es säuerlich. Aber er fing nichts davon auf. Vorsichtig schlich er auf den Hügel, zündete die Lampe an und schraubte die Flamme herunter. An der Stelle, an der Sanna meistens saß, entweder regungslos mit geschlossenen Augen, oder sich ungeduldig wiegend und im Lehm stochernd, steckte er den Holzspan in die Erde. Dann machte er es genauso, wie Kiko es ihm beigebracht hatte, er ahmte eine Hyäne nach und lachte ins Dunkel hinaus. Hyänen folgten immer den Spuren des Todes, sie fraßen nicht nur Tierkadaver, sondern scharrtten auch Menschen aus, die begraben waren. Auf diese Weise nahmen sie die Geister der Menschen in sich auf, die bösen ebenso wie die

guten. In seiner eigenen Sprache flüsterte Daniel die Worte, auf die es ankam: daß in dem Holzspan ein Geist wohnte, der Daniel in die Wüste zurückbringen konnte. Dann löschte er die Lampe und kehrte in den Stall zurück.

Am Morgen, als er aufwachte, stand der Knecht da und sah ihn an.

- Jemand hat heute nacht gelacht, sagte der Knecht. Es klang wie ein Schwein, aber auch wie ein Mensch. Das mußt du gewesen sein.

- Nein, sagte Daniel. Das war ich nicht.

Der Knecht starrte ihn an. Dann lief er los und holte Alma und Edvin.

- Ich habe ihn gehört, sagte er aufgeregt. Ich habe ihn sprechen gehört.

- Was hat er gesagt?

- »Nein. Das war ich nicht.«

- Sonst nichts?

- Nein.

Alma hatte sich neben Daniel hingehockt.

- Hast du wirklich wieder angefangen zu sprechen? Aber Daniel blieb stumm. Alma fragte noch einmal.

- Es hat keinen Zweck, sagte Edvin. Der Knecht muß sich das eingebildet haben.

- Ich habe gehört, was ich gehört habe. Edvin stieß ihn in die Seite.

- Die Arbeit wartet.

Am Nachmittag kroch Daniel an der Rückseite des Stalls durch ein Loch in der Wand. Bevor er losging, hatte er das abgebrochene Sichelblatt in die Tasche gesteckt. Er duckte sich, während er über die Äcker lief. Eine Nebelbank hüllte die

Landschaft langsam in Weiß. Er merkte, daß sein Herz schneller schlug, als er sah, daß Sanna oben auf dem Hügel saß und im Lehm grub. Als sie ihn bemerkte, freute sie sich. Sie sprang auf und griff nach ihm. Daniel sah, daß sie genau an der Stelle grub, wo er den Span hingetan hatte. Es gab keinen Zweifel mehr. Er konnte spüren, daß sie wie ein Tier roch, ihre Kleider waren wie ein Fell, und wenn sie lachte, war es ein Tier, kein Mensch.

- Ich dachte schon, du kommst überhaupt nicht mehr, sagte sie.

Der Nebel deckte die Landschaft zu. Sanna hockte sich in den Lehm. Sie hatte die Fotografie des Königs bei sich und folgte seinem Namenszug mit dem Finger. Vorsichtig zog Daniel das Sichelblatt aus der Tasche und stieß es ihr in den Nacken. Ohne einen Laut fiel sie vornüber. Er stieß weiter zu, bis er sicher war, daß sie tot war. Als er sie umdrehte, starrte sie ihn mit offenen Augen an. Er schmierte ihr Lehm ins Gesicht, bis die Augen ihn nicht mehr sehen konnten. Damit sie auch nicht reden könnte, stopfte er so viel Lehm in ihren Mund und Rachen, wie er vermochte. Er war außer Atem und ganz durchgeschwitzt, als er das Blut abrieb, das auf seine Kleider gespritzt war. Dann nahm er das Sichelblatt und die Fotografie des Königs und vergrub beides im Lehm.

Die Bäume, auf denen die Vögel zu sitzen pflegten, waren im Nebel nicht zu sehen. Daniel packte Sannas Arme und machte sich daran, sie von dem Hügel herunterzuschleppen. Mehrmals war er gezwungen, sich hinzuhocken. Er hustete so heftig, daß er sich übergab. Der Mund war voller Blut, aber das kümmerte ihn nicht. Bald würde er wieder zu Hause sein. Er schleifte Sannas Körper, bis er die Bäume erreicht hatte, wo sonst die Vögel saßen. Er bedeckte den Leichnam mit einer dünnen Schicht heruntergefallener Äste und altem Reisig. Wenn die Vögel zurückkehrten, würden sie in ihren Körper hacken, bis nichts mehr davon übrig war. Obwohl er wieder Fieber

bekommen hatte, fühlte er sich stark. Jetzt brauchte er nichts anderes zu tun, als sich in den Stall zu legen und zu warten. Kiko und Be würden bald kommen.

Am selben Abend begann er, an einem seiner Holzschuhe zu schnitzen. Er wollte Be und Kiko ein Geschenk machen, wenn sie ihn holen kamen. Vor allem wollte er Kiko zeigen, daß er jetzt schon viel geübter darin war, Figuren zu machen. Als Alma das Essen brachte, versteckte er das Schnitzmesser und den Schuh. Er machte sich gleich darüber her.

- Nicht zu schnell, sagte sie. Dein Magen verträgt keine Hast.

Daniel befolgte ihre Ermahnung. Einen kurzen Moment lang bekam er Lust, Alma zu erzählen, daß jetzt alles gut würde. Bald würde er nicht mehr draußen im Stall liegen müssen. Sie müßten sich keine Sorgen um ihn machen. Aber er dachte, es wäre wohl doch besser, wenn er nichts sagte. Doktor Madsen und Hallen hatten von einem Haus gesprochen, in dem Menschen eingesperrt wurden. Er wollte nicht noch einmal gefesselt werden.

In der Nacht, als er mit den Tieren allein war, zog er alle Kleider aus und wusch sich am ganzen Körper. Obwohl das Wasser kalt war, rieb er seine Haut, bis aller Schmutz entfernt war. Er entdeckte, daß er Blutflecke an den Kleidern hatte. Er schrubbte sie mit der Bürste, die Edvin für die Pferde benutzte. Dann zog er sich wieder an und lag eine Weile da und schnitzte an seinem Holzschuh. Er hütete sich davor, ungeduldig zu werden. Er wollte, daß Kiko zufrieden wäre und sagen würde, er sei auf dem besten Wege, es zu lernen.

In der Morgendämmerung ging er hinaus auf den Hof.

Der Nebel lag dicht über den Feldern. Von fern konnte er die Vögel hören, die lärmten. Edvin trat auf die Treppe hinaus und stellte sich zum Pinkeln hin. Erst als er fertig war, entdeckte er Daniel. Er knöpfte die Hosen zu und kam zu ihm hin.

- Bist du auf dem Wege der Besserung? fragte er.
- Ja, antwortete Daniel. Ich bin bald wieder gesund.

Daniel teilte sich seine letzte Zeit im Leben ein, indem er in den zweiten Holzschuh, den er nicht zu einer Skulptur formen wollte, Kerben ritzte. Jedesmal, wenn er das Schnitzmesser niederlegte und ebenso, wenn er seine Arbeit wiederaufnahm, schnitt er eine Kerbe in diesen Schuh.

Er wartete. Jetzt, da er seine Kräfte mit all dem Bösen gemessen hatte, das ihn umgab, und gezeigt hatte, daß er der Stärkere war, hatte die Zeit ihre Bedeutung verloren. Sein Warten bedeutete etwas anderes als zu sehen, wie das Morgengrauen durch die Fenster des Stalls kroch, oder wie die Abenddämmerung sich herabsenkte. Sein Warten bedeutete, daß er lauschte. Aus welcher Richtung Be oder Kiko auch kommen würden, er würde sie vorher hören. Ihre Stimmen würden leise sein, beinahe flüsternd, vielleicht würden sie klingen wie die Kühe, die in ihren Verschlügen schnaubten, oder wie ein Huhn, das mit den Flügeln schlug. Er wußte es nicht, und deshalb mußte er auf alle Laute achten, die ihre Ankunft ankündigen könnten.

Der Husten hatte sich seit der großen Anstrengung, Sannas Körper durch den Lehm zu schleifen, verschlimmert. Das Fieber kam in Wellen und machte ihn müde. Er schlief viel in dieser letzten Zeit.

Als er die Augen aufschlug, nachdem er eines Nachmittags eingeschlummert war, stand Doktor Madsen vor ihm. Er lächelte. In der Hand hielt er einen Brief.

- Dein Vater hat von sich hören lassen, sagte er. Es ist ein

Brief für dich gekommen, mit dem Poststempel von Kapstadt.

Daniel hatte fast keine Erinnerungen mehr an den Mann, den er Vater genannt hatte. Sie waren weggesunken und hatten sich in verschwommene Luftspiegelungen verwandelt. Nur mit größter Mühe konnte er sich sein Aussehen vergegenwärtigen. Seine Stimme war ihm schon völlig abhanden gekommen. Die Bilder in seiner Erinnerung waren schattenhaft.

- Er hat an mich geschrieben und mich gebeten, dir den Brief vorzulesen.

Hinter Doktor Madsen standen Edvin und Alma. Sie hielten einen gewissen Abstand, als flöße ihnen der Brief großen Respekt ein.

Doktor Madsen las:

An meinen Sohn Daniel im weit entfernten Schweden.

Ich denke an dich immer als Daniel Bengler. Manchmal kommt mir in den Sinn, daß der Name eher zu einem erwachsenen Mann paßt. Aber welche Nachnamen sind eigentlich für ein Kind geeignet? Ich befinde mich jetzt in Cape Town, der Stadt, wo du und ich unsere Reise begonnen haben. Erinnerst du dich? Der hohe Berg, der aussah wie ein Tisch? Der Tag, an dem wir am Strand entlanggingen und Delphine im Meer springen sahen? Die Reise hierher hat lange gedauert, da ich in einem miserablen Wagen fast quer durch Europa gefahren bin, um in einer französischen Stadt, die Marseille heißt, ein Schiff zu nehmen. Ich bin jetzt seit vier Monaten in Cape Town. In der ersten Zeit lag ich krank zu Bett. Ich hatte etwas gegessen, das meinen Magen lange Zeit plagte. Während mehrerer Wochen fürchtete ich, die Krankheit würde mich bezwingen. Aber jetzt bin ich wieder gesund. Bald werde ich alle notwendigen Vorbereitungen getroffen haben, um in die Wüste zurückzukehren. Diesmal werde ich jedoch weiter nach Nordosten reisen.

Dort gibt es große Gebiete, die wenig bekannt sind, und ich hoffe natürlich, daß ich Insekten finden werde, die ich später mit Vergnügen den Menschen in Schweden zeigen kann. Meine Abreise geschah überstürzt, ich weiß. Doch es war notwendig. Aber jetzt ist alles gut. Wann ich wieder nach Hause komme, weiß ich nicht. Vater.

- Ein feiner Brief, sagte Doktor Madsen, als er fertig gelesen hatte und das Papier wieder in den Umschlag steckte.

- Er fragt mit keinem Wort danach, wie es um den Jungen steht, sagte Alma empört. Er fragt nicht einmal, wie es ihm geht.

- Aber jetzt wissen wir wenigstens, daß er am Leben ist, sagte Edvin. Das wußten wir vorher nicht. Jetzt wissen wir, daß es lange dauern wird, bis er zurückkommt.

Doktor Madsen legte den Brief neben Daniels Kopf ins Heu.

- Ein sehr feiner Brief, wiederholte er.

Dann drückte er seine Hand gegen Daniels Stirn. Er sah ihm in die Augen und horchte an seiner Brust. Es rasselte bei jedem Atemzug.

- Das Beste wäre natürlich gewesen, wir hätten ihn in ein Sanatorium bringen können, sagte er zu Alma und Edvin, nachdem er die Untersuchung beendet hatte. Aber daran ist nicht zu denken.

- Wenn es gut für ihn wäre, verkaufe ich die Pferde, entgegnete Edvin bestimmt.

Doktor Madsen schüttelte den Kopf.

- Geld können wir immer auftreiben, sagte er. Viele Leute lassen sich zu Tränen rühren von einem schwarzen Kind, das krank ist. Außerdem hat er den König getroffen. Aber es geht nicht um Geld. Es geht darum, daß er es nicht überstehen würde, noch einmal an einen Ort verpflanzt zu werden, wo ihm alles fremd ist.

Doktor Madsen betrachtete Daniel, der im Heu lag.

- Er sollte natürlich drinnen im Haus schlafen, sagte er. Die Ausdünstungen der Tiere sind vielleicht nicht gefährlich. Aber sie sind auch nicht gut für die Gesundheit. Außerdem sollte er eine Kost bekommen, die nur aus Eiern und Milch besteht.

- Es wäre leichter, die Tiere ins Haus umzusiedeln, sagte Edvin. Er wird hier bleiben, was immer wir tun. Und ich weigere mich, ihn festzubinden.

- Sie sollten sich die Sache trotzdem überlegen, sagte Madsen und ging.

Daniel hörte, wie das Gespräch draußen auf dem Hof fortgesetzt wurde. Er nahm den Holzschuh, den er hinter dem Kopf versteckt hatte, und schnitzte weiter. Das Holz war hart, und sein Arm ermüdete schnell. Die ganze Zeit lauschte er auf Be und Kiko. Sie waren jetzt näher gekommen, das fühlte er. Aber noch konnte er sie nicht hören.

Zwei Tage nach Doktor Madsens Besuch kam Alma zu einem Zeitpunkt zu Daniel herein, an dem sie sich gewöhnlich nicht im Stall aufhielt. Er sah sofort, daß sie geweint hatte, und war besorgt, sie könnte krank sein. Sie ließ sich ins Heu sinken, und er überlegte rasch, ob sie jetzt etwa auch dort schlafen wollte.

- Ich muß es dir erzählen, sagte sie. Es ist besser, du hörst es von mir als von jemand anderem. Sanna ist tot. Etwas Furchtbares ist geschehen. Einer von Nilssons Söhnen hat sie draußen auf dem Acker gefunden. Jemand hat sie umgebracht.

Daniel nickte fröhlich. Er konnte nicht verstehen, wieso es Alma so traurig machte. Sie sah ihn entsetzt an, als er nicht umhin konnte zu lachen.

- Freust du dich, wenn ich dir erzähle, daß das Mädchen tot ist? Ich dachte, du mochtest sie, obwohl sie zurückgeblieben

war.

Daniel wollte nicht, daß Alma ihm böse war, und hörte sofort auf zu lachen.

- Jemand hat sie umgebracht, wiederholte Alma. Jemand hat mit einem Messer auf sie eingestochen, sie geschändet und sie draußen auf dem Acker unter Reisig begraben. Irgendwo befindet sich ein Mörder, und niemand weiß, wer es ist.

Daniel wußte nicht, was das Wort *Mörder* bedeutete. Aber er dachte, es wäre vielleicht das Beste, Alma nicht die Wahrheit zu erzählen, daß Sanna kein Mensch gewesen war, sondern ein Tier, ein gefährliches Tier, von dem befreit zu werden sie froh sein konnten. Es gab so vieles, was weder Alma noch Edvin verstanden und vielleicht nicht einmal Doktor Madsen, wenn es um die Kräfte ging, die sich in der Erde, zwischen den Bäumen und vor allem in den Menschen verbargen.

An den folgenden Tagen war von nichts anderem die Rede. Alle schienen das zu fürchten, was sie *den Mörder* nannten. Mehrmals war Daniel drauf und dran, es zu erzählen. Aber irgend etwas hielt ihn zurück.

Eines Morgens stand Edvin neben seinem Lager im Heu.

- Es sitzt ein Mann in der Küche, sagte er. Er will mit dir über Sanna reden. Er ist aus Malmö und ist eigens hierhergekommen, um nach dem Satan zu suchen, der Sanna so übel zugerichtet hat.

Es war das erste Mal, daß Daniel Edvin das Wort aussprechen hörte, das für Vater so wichtig gewesen war. *Satan*. Daniel merkte, daß er wütend war.

- Das war ich, sagte Daniel. Edvin erstarrte.

- Was hast du gesagt?

- Das war ich.

- Der was?

Edvins Gegenfragen verwirrten Daniel. Er bereute sofort, daß er zu reden angefangen hatte.

- Ich bin froh, daß du wieder sprichst. Aber ich verstehe nicht, was du sagst.

- Ich werde jetzt bald nach Hause fahren. Edvin schüttelte den Kopf.

- Du bist krank, sagte er. Und du wirst nicht gesund, solange du hier draußen im Stall liegst. Du phantasierst. Trotzdem muß ich den holen, der mit dir sprechen will.

Der Mann, der in den Stall kam, war jung, hatte nur einige Flecken Haar auf dem Kopf und bewegte sich schnell, als hätte er es sehr eilig. Edvin stellte ihm einen Melkschemel hin. Er sah Daniel neugierig an.

- Ich habe in der Zeitung von dir gelesen, sagte er. Wie du und das tote Mädchen über den Sund gefahren seid. Und wie ihr den König treffen durftet. Aber ich hätte gedacht, daß du größer wärst. Und ich hatte nicht erwartet, daß ich dich auf diese Weise treffen würde.

Er rückte den Schemel näher zu Daniel hin und beugte sich vor.

- Du weißt, was geschehen ist. Daß jemand Sanna sehr brutal getötet hat. Wir müssen den Mann fassen, der das getan hat. Vermutlich wird er später in Malmö auf dem Gefängnishof enthauptet werden. Aber ein Mann, der ein so furchtbares Verbrechen begangen hat, kann es wieder tun. Darum müssen wir ihn schnappen. Verstehst du, was ich sage?

Daniels Gesicht blieb ungerührt.

- Er versteht, sagte Edvin, der sich im Hintergrund hielt. Aber er ist krank und spricht nicht so oft.

- Ich muß ein paar Fragen stellen, fuhr der Mann fort. Hast du Sanna getroffen, nachdem ihr wieder hierher zurückgekommen seid?

Daniel mochte den Mann nicht, der auf dem Schemel saß. Er roch nach Rasierwasser und Tabak und würde niemals verstehen, was geschehen war. Er war gekommen, um Daniel zu holen und ihm später den Kopf abzuschlagen. Dafür hatte er keine Zeit. Bald würden Kiko und Be eintreffen. Jeden Morgen, wenn er aufwachte, wußte er, daß der Augenblick bald gekommen sein würde. Er entschied rasch, die beste Art, den Mann dazu zu bringen, daß er ihn in Ruhe ließ, sei, auf seine Fragen zu antworten.

- Nein.

- Ihr habt euch nicht getroffen?

- Nein.

- Weißt du, ob Sanna sich manchmal mit jemandem traf, der nicht aus dieser Gegend war?

- Nein.

- Hatte sie vor jemandem Angst? Ich spreche nicht von ihrem Stiefvater, vor ihm hatte sie eine Todesangst. Das weiß ich. Aber er hat es nicht getan. Ihn habe ich hart ins Verhör genommen, und er kann in allen Punkten Rede und Antwort stehen. Jemand anderes?

- Nein.

Der Mann strich sich mit einer Hand über den kahlen Schädel, ohne Daniel aus den Augen zu lassen.

- Ihr habt versucht, euch aus Schweden abzusetzen, sagte er. Daß du zurück nach Afrika wolltest, kann ich verstehen. Die Frage ist nur, wie du Sanna herumgekriegt hast, mit dir zu kommen. Oder war es so, daß sie vor jemandem davonlaufen wollte, der ihr Angst machte?

- Er zog sie an den Haaren.

- Wer.
- Ihr Stiefvater.

Der Mann schüttelte nachdenklich den Kopf.

- Da stimmt etwas nicht, sagte er. Ihr kommt zurück. Und plötzlich ist da jemand, der sie tötet.

Rasch erhob er sich von dem Melkschemel.

- Wir werden ihn kriegen, sagte er und lächelte. Ein Mann, der ein solches Verbrechen begeht, darf nicht auf freiem Fuß bleiben.

Edvin begleitete den Mann hinaus. Daniel wurde plötzlich von einer großen Müdigkeit befallen, die ihn fast gewaltsam in den Schlaf drängte. Er versuchte dagegen anzukämpfen, doch es gelang ihm nicht.

Als er ein paar Stunden später erwachte, hatte er hohes Fieber. Das Herz schlug sehr schnell, er war verschwitzt und mußte die Augen zusammenkneifen, um Alma zu erkennen, die ihn besorgt betrachtete. Hinter ihr stand Edvin zusammen mit dem Knecht.

Alma beugte sich dicht zu seinem Gesicht hinunter.

- Du sollst in unserem Bett schlafen, sagte sie. Du wirst das Zimmer ganz allein für dich haben.

Daniel war zu müde, um Widerstand zu leisten, als Edvin und der Knecht ihn aufhoben. Als sie ihn über den Hof trugen, merkte er, daß es regnete. Er öffnete den Mund und spürte, wie ein paar Tropfen auf seiner Zunge zergingen. Aber als sie ihn ins Bett brachten, war er schon wieder eingeschlummert.

In dieser Nacht begann er zu sinken. Ein einziges Mal in der Zeit, die noch blieb, verließ er das Bett und ging hinaus auf den

Hof. Das war, als er geträumt hatte, Be und Kiko wären gekommen und warteten jetzt auf ihn. Als er herauskam und spürte, wie die Kälte vom Boden in seinem Körper hochstieg, war niemand da. Er ging in den Stall, um den Holzschuh zu holen, an dem er schnitzte, und das Messer, das im Heu lag. Dann kehrte er auf den Hof zurück, nachdem er Schuh und Messer unter das Nachthemd gesteckt hatte. Er rief nach ihnen, rief ihre Namen, ohne Antwort zu bekommen. Alma und Edvin kamen heraus, aus dem Schlaf gerissen. Seit er in die Kammer gezogen war, schliefen sie zusammen mit der Magd in der Küche. Er sträubte sich nicht, als Edvin ihn hochhob und ihn wieder ins Haus trug.

Das war das einzige Mal, daß er aus dem Bett aufstand. Es war eine kurze Unterbrechung seines Sinkens. Jetzt setzte es sich fort und sollte nicht mehr aufhören, bis er tot war.

Dann und wann schüttelten ihn schwere Hustenanfälle, von denen die Laken blutig wurden. Aber den größten Teil der Zeit lag er still in dem Grenzland, wo Träume und Wirklichkeit sich trafen. Er sagte nie etwas, erwiderte nie den Blick von irgend jemandem, und erkannte zuletzt nur noch Alma und Edvin. Hallen kam zu regelmäßigen Besuchen, ebenso Doktor Madsen. Einmal ließ Alma auch eine weise Frau aus Kivik kommen, von der es hieß, sie könnte Menschen von der Schwindsucht heilen, indem sie ihnen die Brust mit Kuhfett einrieb. Aber Daniel sank unablässig weiter. Er fühlte keinen Schmerz, er hatte keinen Hunger, ihm fehlte jede Vorstellung davon, ob es Tag war oder Nacht.

Als er zu sinken begann, wurde ihm klar, daß der Weg zurück nicht zum Horizont ging, sondern nach innen, nach unten, einer Tiefe entgegen, die ihn anzog. Dort warteten Be und Kiko. In

den Träumen konnte er schon den Sand sehen, der in der gleißenden Sonne ganz weiß war. Er war jetzt vollkommen ruhig. Nichts hinderte ihn mehr daran zurückzukehren. Be und Kiko hatten ihn nicht aufgegeben. Sicher würde Kiko ärgerlich sein, weil er so lange gebraucht hatte, bis er sich zu erkennen gab. Aber nicht einmal das beunruhigte ihn. Ein paar Stunden jeden Tag schaffte er es, weiter an dem Holzschuh zu schnitzen. Er dachte, daß Kiko zufrieden sein würde. Er war geschickter geworden. Eines Tages würde Kiko ihm die Antilope anvertrauen können, die Antilope an der Felswand.

In der letzten Zeit, als er der Wüste, die ihn erwartete, schon sehr weit entgegengesunken war, fing er endlich an, die Stimmen zu hören. Jetzt waren sie ganz in seiner Nähe. Allmählich konnte er auch ihre Gesichter erkennen. Ein Junge, der ein paar Jahre älter war als Daniel, kam an sein Bett. Daniel erinnerte sich nicht an seinen Namen, aber es gab keinen Zweifel, daß er es war, der dritte Sohn, den eine von Bes älteren Schwestern geboren hatte. Als Daniel seine erste Frage stellte, ob es lange dauern würde, bis Be und Kiko kämen, antwortete der Junge, sie wären auf der Jagd. Aber sie würden bestimmt bald zurück sein.

Gerade als der Junge bei ihm angekommen war, hatte Edvin die Tür geöffnet und einen Holzbecher mit Milch hereingebracht. Er hatte ihn auf den Tisch neben dem Bett gestellt und war stehengeblieben. Dann war er zur Tür gegangen und hatte mit leiser Stimme nach Alma gerufen. Daniel hatte unterdessen dem Jungen erklären können, wer sie waren, Edvin und Alma, und als Alma hereinkam, hatte der Junge sich zu Daniels Füßen aufs Bett gesetzt.

- Jetzt sind sie wieder da, sagte Edvin.
- Wer denn?
- Die Stimmen! Hörst du nicht. Er ist nicht allein hier drinnen.

Alma lauschte.

- Das bildest du dir ein. Hier ist niemand.

- Aber hörst du denn nicht? Er ist nicht allein hier. Zum Teufel noch mal.

- Du bist müde, sagte Alma und nahm Edvin an der Hand. Du schläfst schlecht, weil du dir Sorgen machst. Ich mache mir auch Sorgen. Aber man muß auf Gott vertrauen.

- Gott, sagte Edvin zornig. Was weiß der schon?

- Du sollst nicht lästern.

Dann verließen sie das Zimmer. Der Junge stand vom Bett auf, winkte Daniel zu und verschwand. Daniel schloß die Augen und fuhr fort zu sinken. Er konnte den warmen Sand unter seinen Füßen spüren. Wenn er die Augen mit der Hand beschattete, sah er ein paar Zebras, die sich in dem flimmernden Sonnenlicht bewegten. Obwohl er nicht hungrig war, verspürte er Lust, die Zähne in das Fleisch eines Tiers zu schlagen, das Kiko erlegt hatte.

Ein einziges Mal in dieser letzten Zeit war ihm so, als sähe er Vater wieder. Da war er schon so tief gesunken, daß er von Sand und niedrigen Sträuchern umgeben war. An einem ausgetrockneten Wasserlauf lag ein ausgebleichtes, sauber abgeschabtes Skelett. Gleich neben der einen Hand, deren Fingerknochen gespreizt waren, befand sich eine kleine Holzschachtel. Es war dieselbe Schachtel, die Vater bei mehreren Gelegenheiten Daniels Obhut anvertraut hatte, da sie das Insekt enthielt, dem Vater eines Tages seinen Namen geben würde. Daniel öffnete sie und fand einen vertrockneten Schmetterling, der einmal blau gewesen war. Als er die Flügel berührte, zerfiel der Falter zu bläulichem Pulver. Er stellte die Schachtel zurück neben Vaters Skelett und dachte, er könnte nur hoffen, daß jemand, vielleicht die Frau mit den Knöpfen, Vater eines Tages finden und ihn wieder heimbringen würde.

Schließlich war er angekommen. Als erstes sah er die Berge, wo sich die Antilope in der Höhle befand. Von weit her näherten sich zwei Menschen. Er wartete. Schließlich sah er, daß es Be und Kiko waren, und Be trug ein neues Kind auf dem Rücken, und sie erzählte ihm, daß er in der Zeit, die er fort gewesen war, eine Schwester bekommen hatte. Kiko war nicht ärgerlich. Daniel reichte ihm sein Geschenk und vergaß im selben Moment, daß sein Name einmal Daniel gewesen war. Jetzt war er wieder Molo. Sonst nichts. Lange bewunderte Kiko den Gegenstand, den er in seinen Händen hielt.

- Du hast Geduld bekommen, sagte er dann. Du bist erwachsen geworden.

Molo lächelte. Er war jetzt zu Hause. Alles, was gewesen war, würde bald aus seinem Kopf verschwunden sein.

Daniel starb früh an einem Sommermorgen. Da hatte er bereits mehrere Wochen in einem Dämmer Schlaf gelegen. Doktor Madsen hatte nichts tun können. Es gab keine Hoffnung.

Erst später, als sie ihn in den Sarg legen wollten, fand Alma die Holzskulptur. Sie zeigte Edvin das Gebilde.

- Er hat einen Hirsch aus einem Holzschuh geschnitzt, sagte er. Warum hat er das getan?

- Den wollen wir ihm in den Sarg mitgeben, sagte Alma. Damit er nicht allein sein muß.

Sie legten die Skulptur neben seinen Kopf und schraubten anschließend den Deckel fest. An der Beerdigung nahmen viele Menschen teil. Hallen entschied sich, keinen Bibeltext zugrunde zu legen, sondern warb statt dessen dafür, die Missionsarbeit zu unterstützen, die in Afrika betrieben wurde.

Niemand wußte, daß der Sarg, den sie beerdigten, eigentlich leer war.

EPILOG

KALAHARIWÜSTE, MÄRZ 1995

Auf dem Weg zwischen Francistown, Botswana, und Windhoek, Namibia, übernachtete er in einem Hotel in Ganzi. Der kleine Ort bestand aus einer Ansammlung von windschiefen Häusern, mitten in die Wüste hingestreut. Im Hotel war überall Sand. Auch wenn die Speisekarte im Restaurant eine große Auswahl an Gerichten bot, bestanden sie überwiegend aus Sand. Sogar wenn er Wasser trank, knirschte es zwischen den Zähnen. In der verlassenen Bar des Hotels saßen zwei Männer und verhandelten über ein Geschäft. Sie ließen sich Zeit, hüllten sich oft in langes Schweigen, ehe sie das Gespräch fortsetzten. In der Wüste gab es keinen Grund zur Eile. Da sich keine anderen Gäste in dem Lokal befanden und der Barkeeper verschwunden war, konnte er nicht umhin, ihr Gespräch mit anzuhören. Der eine war mit seinem Lastwagen kurz hinter der namibischen Grenze steckengeblieben und versuchte jetzt, den Wagen mitsamt der Ladung zu verkaufen, die, soviel er verstand, aus Fahrradreifen und diversen Kurzwaren bestand, Kinderkleidung, Strümpfen sowie einer Partie Schirmmützen, die der Mann irgendwo billig aufgetrieben hatte. Die Verhandlungen über den Preis gingen nur langsam voran, und er blieb nicht lange genug, um zu hören, ob die beiden Männer handelseinig wurden oder nicht.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit machte er einen Spaziergang entlang der einzigen Straße. Überall war die Wüste gegenwärtig. Er betrat einen Laden, hauptsächlich um zu sehen, was es dort zu kaufen gab. Die Frau hinter der Kasse, die schwarz und sehr jung war, fragte ihn sofort, ob er vielleicht gewillt sei, sie zu heiraten und von dort wegzubringen. Er hatte das deutliche Gefühl, daß sie es ernst meinte, und verließ fluchtartig den Laden.

Am Abend, nachdem er Eier, Kartoffeln, Gemüse und Sand gegessen hatte, lag er in seinem Hotelzimmer wach und kämpfte mit den Mücken. Die Wüste, die ihn umgab, rauschte in der Dunkelheit, als ob er sich eigentlich auf einer Insel befände, mitten in einem endlosen Meer.

Als er am Morgen erwachte, war er am ganzen Leib zerstoßen. Er lag im Bett und zählte die Tage. Falls er in der Nacht mit Malaria infiziert worden war, würde es etwa vierzehn Tage dauern, bis die Krankheit ausbrach. Dann hätte er, wenn alles nach Plan lief, die Wüste bereits weit hinter sich gelassen, und bei einem plötzlichen Fieberanfall würde er wissen, daß er möglicherweise von Malaria befallen war.

Dann setzte er seine Fahrt zur namibischen Grenze fort. Man hatte ihn gewarnt, daß die Piste sehr schlecht sei, streckenweise kaum vorhanden. Der Jeep mit seinem Vierradantrieb und dem kräftigen Motor trug ihn jedoch vorwärts. Er war gespannt, ob er den Lastwagen passieren würde, der irgendwo da draußen liegengeblieben war, wie ein gestrandetes Schiff im Sandmeer.

Aber bevor er so weit gekommen war, legte er eine Pause ein, um zu pinkeln. Die Wüste war flach, nicht wie die Wüste, die er auf Bildern gesehen hatte, Sanddünen, die sich sanft zu Kämmen auftürmten und all den Sand verbargen, der sich dahinter befand. Hier gab es keine Hügel. Der Sand war grau, vereinzelt wuchsen niedrige Sträucher. Am Horizont trafen sich Himmel und Erde in einem farblosen Dunst.

Als er seine Hose zugeknöpft hatte und sich umdrehte, um sich wieder hinters Lenkrad zu setzen, entdeckte er eine Gruppe von Menschen, die ihm durch die Wüste entgegenkamen. Sie bewegten sich sehr schnell, in einer langgezogenen Linie, und es dauerte eine Weile, bis er ganz sicher war, daß es Menschen

waren, die er sah, und keine Tiere. Er stellte sich neben die Ladefläche des Wagens und lehnte sich so an, daß die Führerkabine ihm Schatten spendete. Mit zusammengekniffenen Augen zählte er die Menschen, die sich näherten. Er kam auf die Zahl einunddreißig.

Der erste, der auf ihn zutrat, war ein alter hagerer Mann mit grauen Haaren und krummen Beinen. Der Alte betrachtete ihn mit neugierigen Augen.

- I know how to speak English, sagte er.

Das überraschte ihn sehr. Er hatte sich erzählen lassen, daß die Nomaden in der Wüste, das Buschvolk, keine andere Sprache beherrschten als ihre eigene, die jene eigenartigen Klicklaute enthielt, deren Gebrauch für Außenstehende nahezu unmöglich zu erlernen war.

Der Wagen war jetzt von Nomaden umringt. Alle sahen ihn freundlich an, nicht einmal die Kleinkinder schienen Angst vor ihm zu haben. Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er jetzt eine Chance hatte, die vermutlich nie wiederkehren würde. Mit Nomaden konnte man keine Verabredungen treffen. Man konnte nicht einfach ein Treffen mit einer Gruppe vereinbaren, die zum San-Volk gehörte. Jetzt war er durch Zufall einer dieser Gruppen begegnet, und überdies befand sich ein Mann unter ihnen, der Englisch sprach.

Er fragte den alten Mann, ob sie Zeit hätten, eine Weile zu bleiben und ihn eine Geschichte erzählen zu lassen. Der Alte wandte sich an die anderen und begann in der Sprache mit den klickenden Lauten zu reden. Alle schienen ganz entzückt darüber, daß ihnen jemand eine Geschichte erzählen wollte. Sie

setzten sich in den Sand, und obwohl es sehr heiß war, wollte sich keiner im Schatten des Wagens niederlassen.

Dann erzählte er die Geschichte von einem Jungen, der den Namen Daniel erhalten hatte und der irgendwann vor 130 Jahren nach Schweden gekommen war. Der alte Mann übersetzte sein Englisch, und er merkte, daß es langsam sehr still wurde unter den Menschen, die vor ihm im Sand saßen. Es war eine Stille, die von innen kam, eine Konzentration, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte. Er erzählte alles, was er wußte, jede Einzelheit, die er über den Jungen hatte in Erfahrung bringen können, der jetzt auf einem Friedhof im südlichen Teil des fernen Landes begraben lag, das Schweden hieß. Er erzählte außerdem, daß er jetzt die lange Reise nach Windhoek unternahm, um in den deutschen Archiven nachzuforschen, in dem, was heute das Reichsarchiv des namibischen Staates hieß, ob dort irgendwelche Dokumente über die Menschen vorhanden waren, die den Jungen, der den Namen Daniel erhielt, mit sich nach Schweden genommen hatten.

Nachdem er die Geschichte erzählt hatte, reichte er dem alten Mann die Fotografie aus einem Atelier in Lund, die er aufgespürt hatte. Sie hatte sich bei Verwandten von Hans Bengler befunden, die sie ihm nur ungern überlassen hatten. Er hatte ihr Widerstreben nie ganz verstanden, oder vielleicht war es eher eine Unruhe. Es schien, als sei Daniels Geschichte von einem schamvollen Schweigen umgeben.

Jetzt wurde die Fotografie von den Menschen im Sand herumgereicht. Dabei hatte er ein Gefühl, als sei das, was sich vor ihm abspielte, ein religiöses Ritual.

Als er das Bild zurückbekam, begann der alte Mann zu sprechen. Er suchte lange nach Worten, als sei es ihm wichtig,

daß alles, was er sagte, genau stimmte.

Der alte Mann bedankte sich. Dafür, daß er mit dem Auto den ganzen langen Weg aus dem Land gekommen war, dessen Namen er nicht aussprechen konnte, und Daniels Geist in die Wüste zurückgebracht hatte, an den Ort, wo er hätte leben und auch begraben werden sollen.

Als der Mann verstummte, stand eine Frau auf, sie trug ein sehr kleines Kind auf dem Rücken, und sie kam herüber und stellte sich vor ihn hin.

- Her name is Be, sagte der alte Mann.

Er sah ihr in die Augen und dachte, genau so hätte die Frau, die Daniels Mutter war, aussehen können. Er wußte auch, daß sie von nun an immer denken würde, sie sei die Mutter dieses Jungen, des Jungen, der so weit von hier begraben lag

Danach erhoben sie sich und verschwanden. Bald sah er sie nur noch als eine langgezogene Linie aus schwarzen Punkten in dem gleißenden Sonnenlicht.

Im Archiv von Windhoek fand er keine Dokumente, die ihm etwas über Daniel und Hans Bengler oder über Wilhelm Andersson erzählen konnten, was er nicht bereits wußte. Hingegen verbrachte er einen ganzen Tag damit, große Mappen mit Fotografien durchzublättern, die ein englischer Fotograf namens Frank Hodgson auf seinen Reisen durch das, was in den 1870er Jahren Deutsch-Südwestafrika hieß, aufgenommen hatte, zu der Zeit, als Daniel sich auf seiner langen Fahrt nach Schweden befand.

Eins von den Fotos zeigte einen Mann, eine Frau und einen Jungen. Sie waren steif vor der Kamera des Fotografen

aufgereiht. Der Junge stand im Vordergrund. Er sah Daniel sehr ähnlich, wie ihn das Porträt zeigte, das im Atelier in Lund gemacht worden war. Er dachte, so hätten sie aussehen können, Be und Kiko und Daniel, der damals ganz anders geheißen hatte - wie, das würde niemand je erfahren.

Danach verließ er das Reichsarchiv. Die trockene und heiße Luft außerhalb des klimatisierten, kühlen Archivs schlug ihm wie eine Wand entgegen.

Zwei Tage später fuhr er denselben Weg zurück, den er gekommen war. Als er die Stelle erreichte, an der er seine Geschichte erzählt hatte, hielt er an und stieg aus dem Auto. In Windhoek hatte er einen Feldstecher gekauft. Mit ihm suchte er langsam die Umgebung ab. Die Wüste lag verlassen da. Nirgends konnte er Menschen entdecken. Er wagte es nicht, allzu lange zu warten, da er in Ganzi sein wollte, bevor es dunkel wurde.

Aber die Wüste blieb leer. Er fuhr weiter. Kurz vor Sonnenuntergang erreichte er Ganzi.

Einige Jahre später schrieb er dieses Buch, das hier endet.

NACHWORT

Dies ist ein Roman. Das bedeutet, daß die Ereignisse und die Menschen, die in dem Buch gestaltet werden, keine direkten Vorbilder haben. Es bedeutet jedoch nicht, daß eventuelle Ähnlichkeiten mit historischen Ereignissen oder Menschen rein zufällig wären.

Der Roman schildert nicht notwendigerweise, was geschehen ist. Die Aufgabe des Romans ist es, von dem zu erzählen, was hätte geschehen können.

Moçambique im April 2000
Henning Mankell